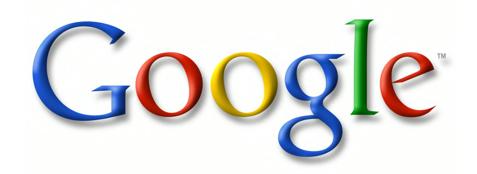
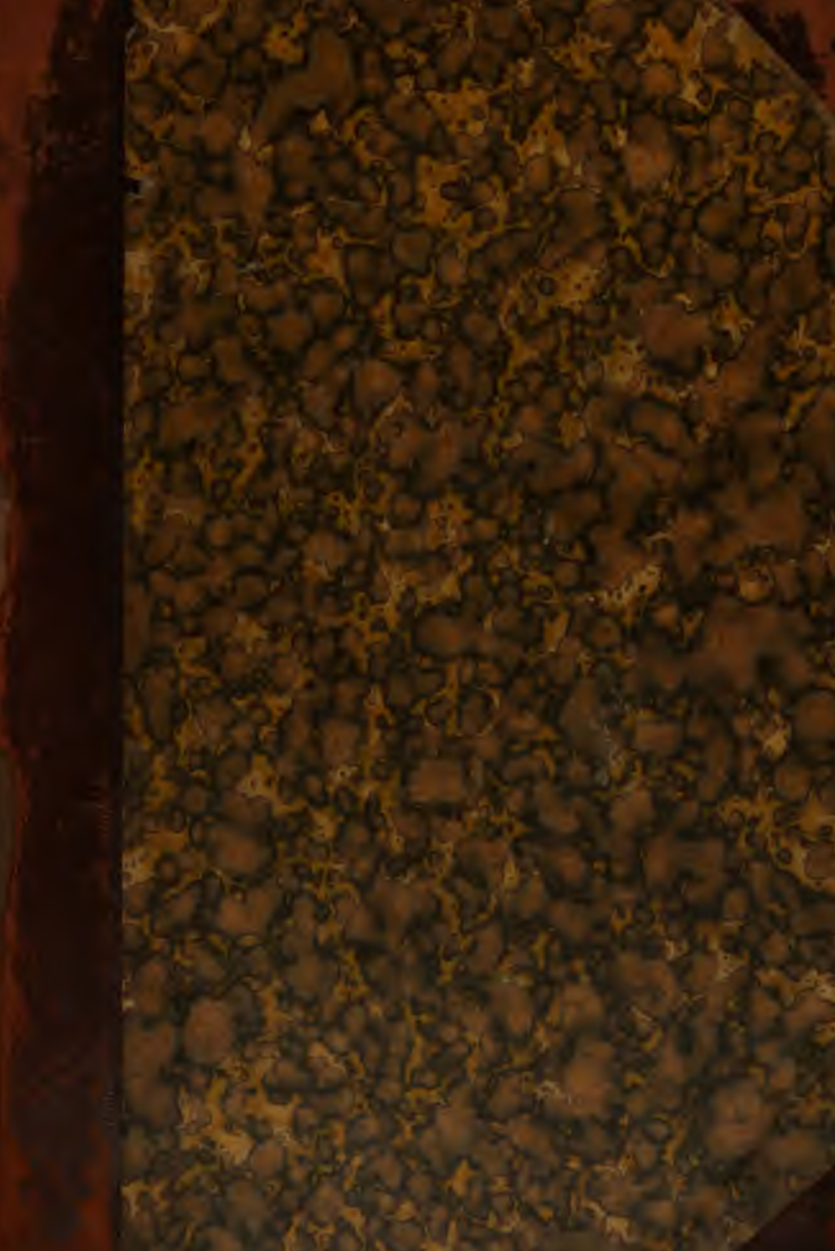
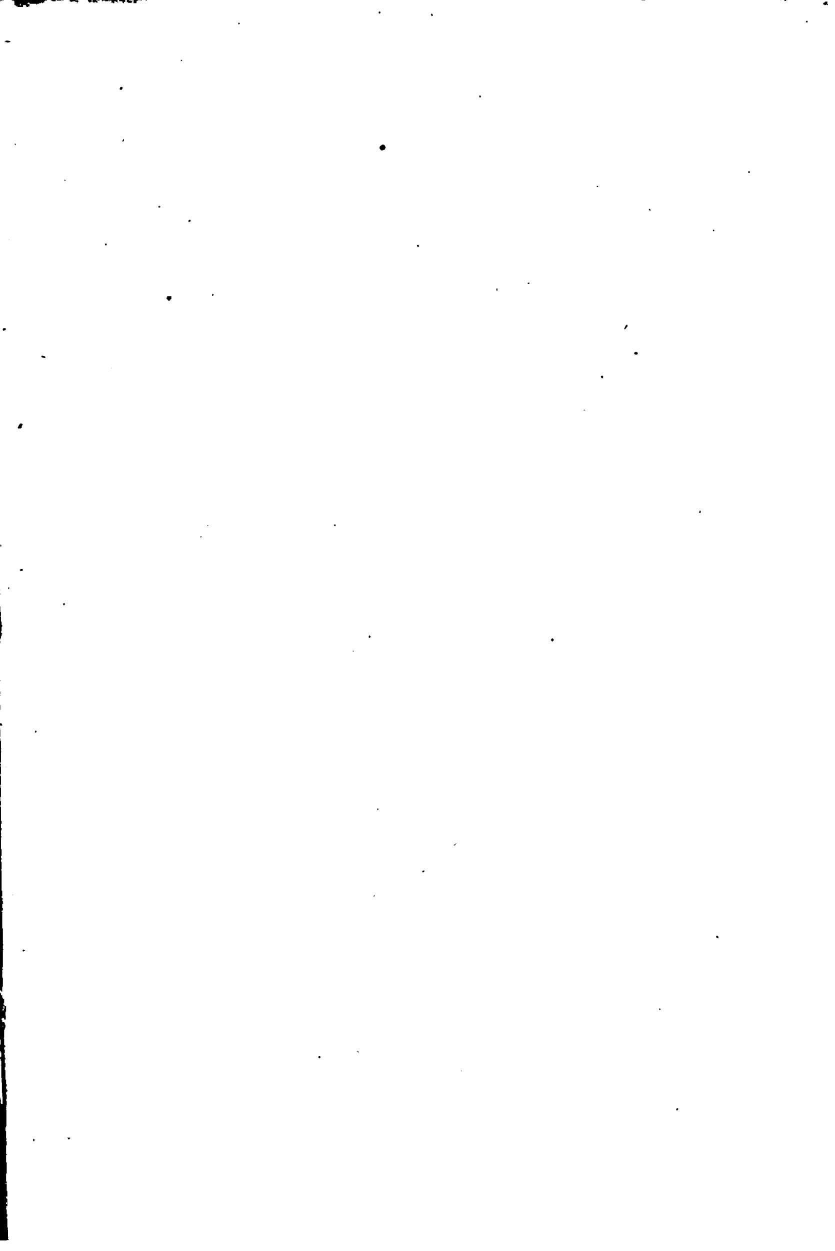
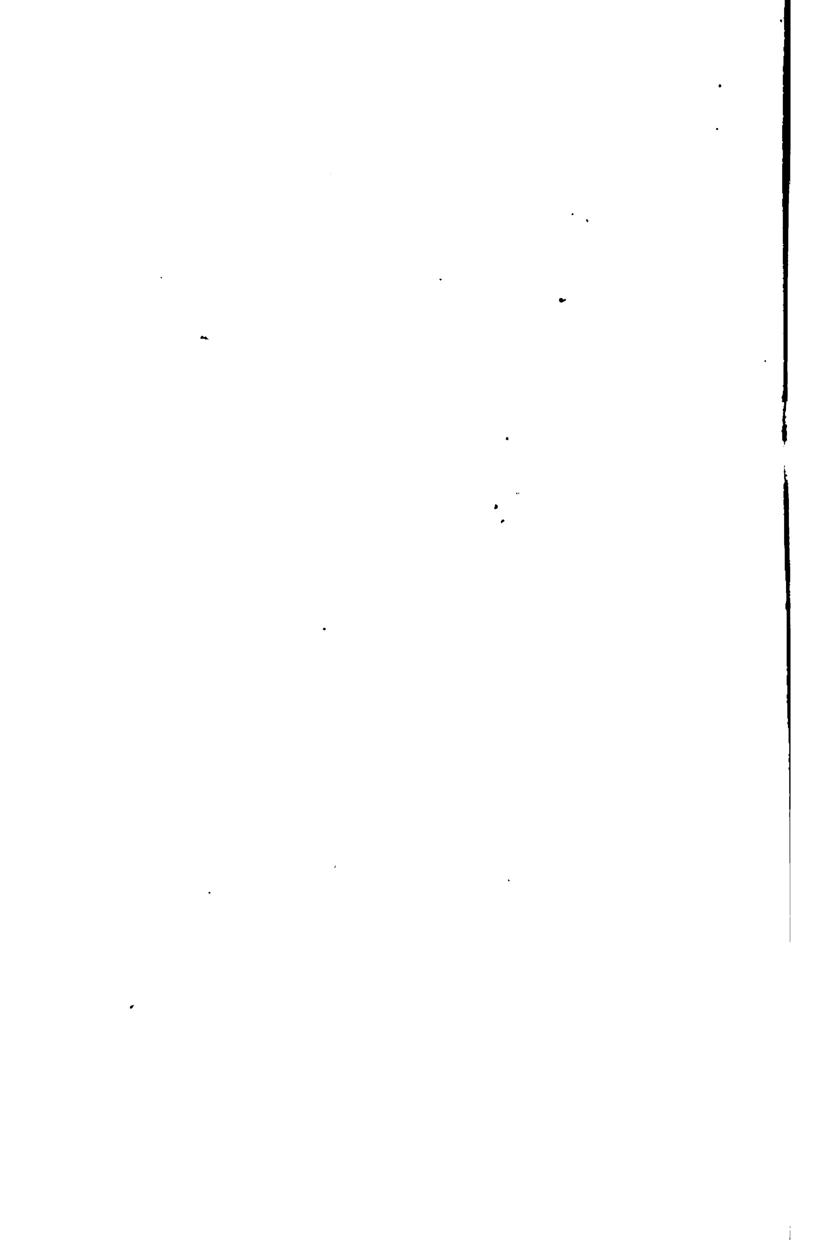





SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE





Pflanzen

in Sitte, Sage und Geschichte.

Für Schule und Haus

von

Fr. Warnke.



Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1878.

25228,34

1882, July 29.
Denny fund.

Vorwort.

Wenn Grube sagt, nichts sei so sehr geeignet, das Interesse der Kinder für die Gegenstände der Natur zu erwecken als eine liebliche Sage, so muß ich ihm erfahrungsmäßig beistimmen. Eine Sage oder Legende zur rechten Zeit an die Schüler gebracht, weckt die müden Geister, „strafft die träge Sehne zur Arbeit" und macht den Boden locker, auf dem die Wissenschaft aufgebaut werden kann. Hat z. B. ein Kind von einer Blume vernommen, daß sie eine verwandelte unglückliche Nymphe oder Prinzessin sei, so wird es dieselbe mit ganz andern Augen betrachten und die nachfolgenden Belehrungen und Notizen mit viel mehr Aufmerksamkeit entgegennehmen.

Dazu enthalten Sagen, Legenden und Märchen hohe ideale Güter, die in ihrem duftenden Gewande sich leicht und sicher einbohren, den Verstand klären, Herz und Gemüth bilden, die Sittlichkeit erhöhen und den religiösen Sinn pflegen.

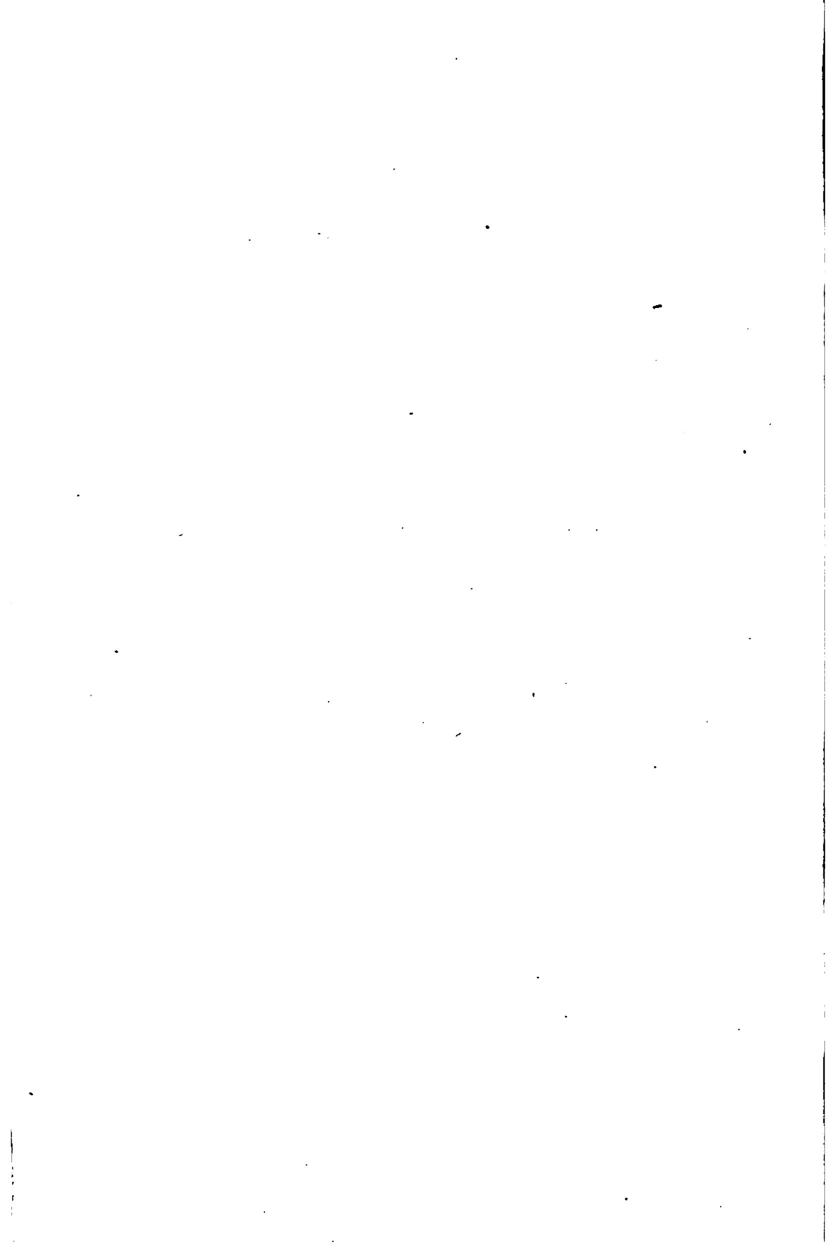
Dennoch hat jedes Ding seine Grenze: total verkehrt würde es sein, wollte jemand auf diese Seite des Unterrichts den Hauptnachdruck legen. Es könnte sonst leicht geschehen, daß ein Lehrer in Folge der Besprechung verschiedener Sagen die eigentliche Betrachtung der Natur vernachlässigte, ja die Kinder nur zu erheitern suchte, statt sie zu belehren.

Bislang hat meines Wissens niemand den Versuch gemacht, die vorhandenen Schätze zu sichten und nach didaktischen Grundsätzen zu bearbeiten. Wenn ich es hiermit unternehme, so geschieht es in der Ueberzeugung, unsern Schulen einen kleinen Dienst zu erweisen. Außerdem hat mich der Gedanke geleitet, den Freunden der Natur kurz abgerundete Skizzen zu bieten, welche uns die beim Anblick der Pflanzen oft aufdrängende Frage zu beantworten suchen: „wie und wo sie geboren sind, wessen Lieblinge sie im Zeitenlaufe gewesen, was ihnen alles begegnet, und wie sie dem Kulturleben der Völker alter und neuerer Zeit gedient haben; sei es um Tempel und Altäre zu schmücken, Volksfeste zu verherrlichen, häuslichen Sitten und Gebräuchen als Symbol zu dienen, oder als Feldzeichen auf den Bannern feindlicher Parteien zu flattern." Ich habe mir gedacht, daß solche Gabe nicht ganz verschmäht werden dürfte, zumal es richtig ist, wenn Auerbach sagt: „In der Blumengeschichte liegt ein Stück der allgemeinen Geschichte des Menschengeschlechts."

Bei der Bearbeitung der nachstehenden Skizzen sind unter andern die Werke folgender Autoren benutzt: M. v. Strantz, A. Ritter von Perger, Grube, Freitag, Scherr, Wagner, Roßmäßler, Dr. K. Ruß, Th. Colshorn, G. Schwab, Brockhaus, J. Grimm, v. Humboldt, Schleiden, Masius.

Fr. Warnke.

Inhaltsverzeichniß.



1. Der Lebensbaum.

Nach Genesis 2. stand im Paradiese der „Baum des Lebens", von dem mit unzweifelhaften Worten erzählt wird, daß der Genuß seiner Früchte ein ewiges Leben gewähre und den Tod banne. Nach dem Sündenfalle aber traf Gott Veranstaltung, daß die auf die fluchwürdige That gesetzte Strafe: „Du sollst des Todes sterben" nicht vereitelt wurde, und bewahrte den lebengebenden Baum vor dem nach ihm spähenden Sünder, indem er einen Cherub vor den Garten stellte.

Die nachfolgenden Generationen, die von dem Wunderbaum vernahmen, wähnten, er sei durch Gottes Barmherzigkeit auf irgend einem Plätzchen der Erde erhalten, und wer ihn fände, sei der glücklichste unter allen Menschen; denn durch ihn sei er vor dem Tode geschützt. Es war daher natürlich, daß man unablässig bemüht war, den verlorenen Baum wieder zu finden; aber Geschlechter auf Geschlechter vergingen, ohne daß die heiße Sehnsucht erfüllt wurde.

Der stete Mißerfolg des Suchens machte zwar manche mit dem Gedanken vertraut, daß alles Forschen vergeblich sein werde, weil Gott in seinem Zorn den Baum mit der verheerenden Sündflut hätte untergehen lassen; ja, viele behaupteten zuletzt entweder in frommer Ergebung

oder im „sträflichen“ Zweifel: „Wider den Tod kein Kraut gewachsen ist“. Aber ein nicht unbedeutender Theil gab die Hoffnung nicht auf, dereinst in den Besitz des Wunderbaums zu kommen.

Im Laufe der Zeit hatten sich mancherlei Sagen gebildet, die von dem Schicksale des Baumes plauderten und ihn in lebendiger Erinnerung erhielten.

Seth, so berichtet eine von ihnen, hatte das Paradies aufgesucht, um den sterbenden Vater vor dem Tode zu retten. Der Engel, welcher den Baum bewachte, schenkte ihm drei Samenkörner, die er dem Vater bringen sollte. Als er aber heimkehrte, war derselbe bereits gestorben. Trauernd legte ihm der Sohn die Samenkörner in den Mund, wo sie sich zum riesigen Baum entwickelten.

Nach einer anderen flehte Seth, als er zum Paradiese kam: „Laß mich Erbarmung finden, Barmherziger, und sende meinem Vater eine Frucht vom Lebensbaum.“ Statt der Frucht übergab ihm der Cherub einen Zweig und sprach freundlich: „Bringe ihn dem Vater zu seiner letzten Labung, denn ewiges Leben wohnt nicht auf der Erde; seine Stunde ist da.“ Der Vater starb, und Seth pflanzte den Zweig auf das liebe Grab, wo er zum hohen Baum emporschoß. Daraus entstanden drei Triebe, von deren Holz sowohl der Stab stammte, mit dem Moses das Wasser theilte, als auch der Baum, den er in das bittere Wasser der Wüste legte, damit es süß und trinkbar wurde. Später ward der Wunderstab Mosis im Lande Kanaan eingepflanzt, wo er zum mächtigen Baum heranwuchs. Aus seinem Holze verfertigte man endlich das Kreuz, an welchem der Heiland die Sünde der Welt büßte.

Nach einer anderen uralten Legende stand in Egypten

ein Baum, dessen Früchte, Blätter und Rinde die Kraft hatten, Kranke durch bloßes Berühren gesund zu machen.

Als Maria vor dem blutdürstigen Tyrannen Herodes nach Egypten floh, kam sie an dem sagenhaften Baume vorüber und ruhte ihre müden Glieder darunter aus. Bei ihrem Erscheinen neigte er sich mit allen seinen Zweigen tief vor dem Christuskinde, dem neuen Lebensbaum. Maria sah das Wunder und freute sich dessen, denn sie merkte, daß Himmel und Erde im Bunde waren, den Weltheiland zu schützen. In freudiger Stimmung setzte sie die Flucht fort.

Nachdem solche und ähnliche Sagen von Land zu Land gegangen, nachdem man Jahrhunderte lang von dem Wunderbaume vergeblich geträumt, drang endlich die Kunde durch Europa, der „Lebensbaum" sei entdeckt. Man kann sich vorstellen, welche Freude unter den Gläubigen entstand.

In dem Schloßgarten zu Fontainebleau hatte man nämlich im 15. Jahrhundert zuerst ein Gewächs eingepflanzt und gezogen, das mit dem Lebensbaum, den man bei unseren Gärtnern unter dem Namen Thuja trifft, gleichbedeutend ist. Dieses Gewächs gab den ersten Anstoß zu der merkwürdigen Aufregung. Ein Naturkundiger des 16. Jahrhunderts berichtet, daß er dort den Lebensbaum gefunden, und sagt dann wörtlich: „In der Kälte des Winters leidet der Baum; ihr elegantes Grün verlierend, nehmen Zweige und Blätter in den Wintermonaten eine schwärzliche Färbung an, leben aber im Frühling wieder auf und gewinnen den Glanz des vorigen Grüns wieder, so daß er nicht ohne guten Grund Baum des Lebens genannt worden ist." Und in der That sieht das im Sommer schwellende frische Grün im Winter todtenhaft, lederbraun oder rostfarbig aus, und das ganze Ge-

wächs macht den Eindruck, als ob es verwelkt und abgestorben wäre. Scheint aber die warme Frühlingssonne darauf, so beginnt es sich zu verjüngen und neu zu beleben.

Es mag sein, daß der Baum aus diesem Grunde, wenigstens von einigen die ursprüngliche Benennung erhielt; aber die meisten, zu welchen das Gerücht über den gefundenen Baum drang, dachten sich die Entstehung der Bezeichnung anders und legten derselben eine andere Bedeutung unter.

Ein anderer berühmter Botaniker, ein Zeitgenosse des vorigen, erzählt, daß man den Baum so genannt habe, weil man ihn wegen seines immergrünen und stark duftenden Laubes für ein Sinnbild der Unsterblichkeit angesehen. Das stimmt mit der allgemeinen Auffassung der gläubigen Menge schon etwas mehr überein. Nach ihrer Vorstellung war aber der Baum nicht nur ein Sinnbild der Unsterblichkeit, sondern er hatte wirklich die Kraft, Unsterblichkeit zu verleihen jedem, der davon aß. Dem entspricht auch, was in einem der ältesten Kräuterbücher zu Ende des 15. Jahrhunderts erzählt wird. „Der Baum besitzt die natürliche Eigenschaft, daß, wer davon esse, dadurch gefestet werde gegen alle Krankheit und Altersschwäche; ja, sein Leib werde unverwundbar wie Achilles. Wer aber das Grün als Salat genieße, vergesse alle andere Nahrung und Sorge."

Wir lächeln über die Einfalt jener alten Zeit, wir wissen, daß es keine Pflanze giebt, die dem Menschen die Unsterblichkeit zu geben vermag, so viel auch darüber gefabelt und gegrübelt wurde. Ist der Menschheit ein Lebensbaum geschenkt, so ist es kein anderer als der große Meister

von Nazareth, der in den süßen Worten seines Mundes himmlische Weisheit giebt, wodurch wir zum ewigen Leben heranreifen sollen.

---

2. Der Oelbaum.

Wie in unserem deutschen Vaterlande allerlei Obstbäume die menschlichen Niederlassungen schmücken und mit ihren Gaben erfreuen, so gesellen sich in den südlichen Ländern, in Griechenland, Italien, Palästina 2c., die Oelbäume zu den Wohnungen der Menschen und spenden Arm und Reich ihre kostbaren Früchte, die Oliven, aus denen das hochberühmte Olivenöl gepreßt wird. Weite Länderstriche sind dort auf den Ertrag der Olivenbäume angewiesen, und würden dieselben ihnen entzogen, so würde Armuth, Elend und Hungersnoth die Folge sein.

Wenn viele Pflanzen besonderer Pflege und eines guten Landes bedürfen, so ist der Oelbaum in stiller Genügsamkeit mit allem zufrieden. Er wächst auf steinigem Boden, klettert auf felsige Berge und ragt selbst da mit den Spitzen seiner Zweige freudig in die Luft hinein.

Im Osten von Jerusalem lag ein Berg, der von den auf ihm wachsenden Oelbäumen den Namen Oelberg führte. Unter ihrem Schatten standen wohl manche Reisende und schauten auf das stolze Jerusalem hinab, das am Fuße des Berges mit seinen Palästen und Türmen zum Himmel wies. Als der Herr Jesus seine letzte Reise zum Osterfeste machte und vom Berge herab das hochstrebende Jerusalem zu seinen Füßen liegen sah, überkam ihn tiefe Wehmuth, denn er sah das schreckliche Schicksal der hochbegnadigten Stadt mit hellen Zügen vor seinem Geiste stehen. „Jeru-

salem," so rief er mit Thränen im Auge, „wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken, was zu deinem Frieden dient, aber nun ist es vor deinen Augen verborgen."

Wo der Oelbaum geschützt und gepflegt wird, da herrscht Reichthum und beglückender Friede; wenn aber Krieg und Mord wüthen, geräth er in Verfall und Vergessenheit. Rohe Horden legen dann wohl die scharfe Axt daran und bereiten ihm ein ruhmloses Ende. Aus diesem Grunde ist er zu allen Zeiten ein Bild des Friedens gewesen. Als z. B. der Mann Gottes Noah, in der Arche geborgen, alle Gefahren der Sündflut überstanden hatte, kam nach Genesis eine der zur Erkundigung ausgesandten Tauben um die Vesperzeit wieder, und trug ein frisches Oelblatt im Schnabel. Dies Blatt war für ihn das Friedensblatt, das ihm zuzurufen schien: „Friede sei mit euch, das Wasser ist gefallen."

Wie bei den Israeliten, so war der Oelbaum auch bei den Griechen und Römern ein Symbol des Friedens.

Die Friedensgöttin der Griechen hatte in der rechten Hand einen Oelzweig, in der linken ein Füllhorn, und die Victoria der Römer war in höchst sinnreicher Weise mit einem Kranze von Oelzweigen geschmückt.

Nach der altgriechischen Sage hatte die Göttin Pallas Athene den Oelbaum selber geschaffen und den Menschen zum Geschenk gemacht. Bei der Gründung Athens entstand nämlich zwischen ihr und Neptun Streit, nach wem die Stadt den Namen führen sollte. Endlich war sie mit dem Wassergott einig geworden, daß die Hauptstadt nach dem von ihnen genannt werden sollte, der derselben das beste Geschenk machen würde. Neptun ließ ein stattliches Roß aus der Erde steigen, Athene aber einen

Oelbaum. Die weisen Götter, welche über den Werth dieser Gaben ihr Urtheil fällen mußten, erklärten im hohen Götterrathe, daß der Oelbaum, der Bote und das Sinnbild des holden Friedens, den Vorzug verdiene vor dem Roß, das zum Kampf und Streit gerüstet würde. So erhielt die Stadt den Namen Athen.

Auf dem Berge, wo die heilige Olive stand, baute man ein Prachtgebäude, in welches man die aus purem Golde und schönstem Elfenbein gearbeitete Bildsäule der Schutzgöttin Athens stellte. Aber in noch größerem Ansehen als diese stand eine plastische Abbildung der Göttin aus uralter Zeit, die aus Olivenholz gearbeitet und der Sage nach vom Himmel gefallen war.

Mit der Heiligkeit des Baumes stand die Sitte im nahen Zusammenhange, verdienstvolle Männer, die Sieger im Ringen, Laufen, Fechten und Singen, mit einem Olivenkranze zu schmücken, was für eine hohe Auszeichnung galt. Es kam vor, daß Männer, die ihren Werth fühlten, alle Geschenke ausschlugen und nur um einen Oelkranz baten.

Reibt man den Körper mit Olivenöl ein, so wird er geschmeidig, kräftig und frisch, „wie von neuem geboren". Theils wegen dieser Eigenschaft und theils wegen des großen himmlischen Segens überhaupt, den die Olive den Menschen spendet, entstanden mancherlei Sitten und Gebräuche, in denen sie eine hervorragende Rolle spielt.

Die Hohenpriester, Könige und Propheten des alten Bundes wurden beim Antritt ihres hohen Amtes mit Oel gesalbt. Bei der Einweihung Arons zum ersten Hohenpriester sprach Gott zu Moses: „Du sollst Aron vor die Thür des Stiftes führen und das Salböl nehmen und auf sein Haupt schütten und ihn salben."

Und als Samuel den riesengroßen Saul zum König über Israel einsetzte, salbte er ihn mit Olivenöl, küßte ihn und sprach: „Siehe, der Herr hat dich zum Fürsten über sein Volk gesalbt.“ Als er dann später bei der Verwerfung Sauls die göttliche Weisung erhielt: „Wie lange trägst du Leid um Saul, den ich verworfen habe? fülle dein Horn mit Oel und gehe hin nach Bethlehem zu Isai; denn unter seinen Söhnen habe ich mir einen König ausersehen“: da nahm er sein Oelhorn und salbte David zum König über Israel.

Auch im Christenthum finden wir die Sitte, Könige zu salben. Bekannt ist, daß Chlodwig, der heidnische König der Franken, bei seinem Uebertritt zum Christenthum mit Olivenöl geweiht wurde (496). Als die Salbung vorgenommen werden sollte, so berichtet die Sage, fehlte das Oel, weil der Priester, der es herbeitragen sollte, nicht durch die Volksmenge durchdringen konnte. Da kam auf das Gebet des Bischofs eine weiße Taube vom Himmel und brachte in ihrem Schnabel ein Fläschlein geweihten Oels. Dieses Fläschlein ward fortan in der Kirche als ein Heiligthum aufbewahrt, damit es zur Krönung aller französischen Könige verwendet werde.

Wie die heilige Schrift im neuen Testamente erzählt, zogen die Jünger Jesu umher und salbten die Siechen mit Oel und machten gesund, welche es bedurften. Nach ihrem Beispiele salbt auch die katholische Kirche den Todtkranken Hände und Füße mit Salböl, welche Sitte unter dem Namen die letzte Oelung bekannt ist. Und die griechische Kirche vollzieht diese Salbung nicht nur an Schwerkranken, sondern an Leidenden aller Art zur Wiederherstellung der Gesundheit und zur Vergebung der Sünden.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß der Friede und Heil verkündende Baum besonders im Alterthum im hohen Ansehen stand und es auch in vollem Maße verdient, von Arm und Reich gepriesen zu werden.

Nicht selten vernimmt man den Vorwurf, das Volk des alten Testaments sei unbarmherzig und lieblos gegen die Brüder. Eine gesetzliche Bestimmung aber, welche sich auf den Oelbaum bezieht, zeugt von großer Milde und ist für ein der Mildthätigkeit zugeneigtes Herz sehr wohlthuend, weshalb sie hier zum Schluß ein Plätzchen finden soll.

Moses befiehlt: „Wenn du deine Oelbäume geschüttelt hast, so sollst du nicht nachschütteln; es soll des Fremdlings, der Waisen und der Witwen sein." Gewiß ein schöner Zug menschlicher Liebe!

So sorgte das Volk des alten Bundes in edler Weise für alle, welche in Noth, Elend und Dürftigkeit ihre Tage zu beschließen hatten.

---

3. Die Palme.

Wie für uns die Roggenpflanze unentbehrlich geworden, so ist es für die Bewohner der heißen Länder die Palme, welche, ein liebevolles Geschenk des Himmels, alles enthält, was zur Erhaltung des Lebens wichtig ist. An ihr Dasein ist das Leben ganzer Völkerschaften geknüpft; würde sie ihnen entrissen, so gingen sie unsäglichem Elende und zuletzt ihrem völligen Untergange entgegen.

Von den vielen wohlthätigen Arten, deren es giebt, wollen wir nur einige aufzählen.

Zuvörderst sei die berühmte Fächerpalme Südamerikas, Mauritia, erwähnt, welche ganz allein einige

Völkerschaften am Ausfluß des Orionoko ernährt. Die Früchte dienen denselben als Brot, der gegohrene Saft giebt den süßen, berauschenden Palmwein, und der Bast reicht das Kleid, womit sie sich bedecken. Aus den zähen Blattstielen weben sie Hängematten, und spannen sie bei Anbruch der Regenzeit künstlich von Stamm zu Stamm, um sich darin vor den hereinbrechenden Gewässern zu bergen. Treten die angeschwollenen Flüsse aus ihren Ufern und überfluten die fruchtreichen Strecken, so flüchten sie mit ihren wenigen Habseligkeiten auf die schwebenden Hütten und warten nach Art der Affen in ihren Laubbäumen das Fallen der Gewässer ab. Die sonderbaren Wohnungen werden theilweise mit Latten bedeckt, und auf dieser feuchten Unterlage schüren die Frauen das Feuer und kochen das Essen. Dem Reisenden gewährt es ein hohes Vergnügen, die vielen Feuerflämmchen zwischen Himmel und Wasser in langer fast unabsehbarer Reihe lodern zu sehen, wenn er in dunkler Nacht auf jenen Strömen fährt. Wüßte er nicht, wie die züngelnden Flämmchen entständen, so würde er leicht in Versuchung kommen, Gespenster- und Geistererscheinungen zu vermuthen.

Eine andere Palme, die für den Wüstengürtel Afrikas von unschätzbarem Werthe ist, ist die Dattelpalme. Dieser Segensbaum war schon von altersher in der civilisierten Welt bekannt und überaus einflußreich, so daß er schlechtweg die „Palme" hieß. Die Araber und Mauern würden in ihren sandigen und waldlosen Ländern dem Hungertode preisgegeben, wenn ihnen der gütige Vater nicht die Dattelpalme gegeben hätte. Die Früchte werden zu verschiedenen Zeiten reif, die Ernte währt volle 2 bis 3 Monate, ein Umstand, der nicht zu unterschätzen ist. Während dieser

ganzen Zeit essen die ärmeren Volksklassen nichts als frische Datteln, und später bilden die getrockneten den Haupttheil der Nahrung. Bei einer totalen Mißernte gehen die Bewohner einem unbeschreiblichen Jammer entgegen. Es ist daher leicht erklärlich, daß sich ihre Sorgen, Befürchtungen und Hoffnungen auf das Gedeihen der Datteln concentrieren. Begegnen sich zwei Beduinen, so ists eine allgemeine Sitte, nach dem üblichen Gruße die Frage zu thun: Was kosten die Datteln zu Mekka und Medina?

Mit dankbarer Verehrung schauen die Araber die Dattelbäume an. Einer ihrer alten Sagen zufolge schuf sie Allah aus dem Ueberreste des Thons, aus welchem der erste Mensch bereitet war, damit sie denselben ernähren möchten. Eine uralte, unentweihte Palme sah man für den eigentlichen Gottesbaum an, in welchem sich Allah kundgab. Unter einem solchen ehrwürdigen Riesen lag ein breiter Stein, auf dem die Opfergaben dargebracht wurden. An einem bestimmten Tage des Jahrs wallfahrtete eine fast unabsehbare Volksmenge hinaus zum heiligen Baume, schmückte ihn mit reichen Teppichen, veranstaltete feierliche Umzüge und hielt große Gebetsübungen. Bei diesen heiligen Handlungen senkte sich nach ihrer Meinung die Gottheit herab, sobald die Zweige rauschten und sich auf- und niederbogen. Nun traten Priester oder weissagende Frauen hervor und deuteten dem Volke die geheimnißvollen Zeichen des säuselnden Gezweigs. Lauschend stand die Menge im Kreise herum und horchte auf das Orakel, das für sie eben so untrüglich war, wie uns das Evangelium.

Als dritte im Bunde darf die Kokospalme nicht fehlen, die noch nutzreicher ist als die ersteren und daher mit Recht für die Krone des Pflanzenreichs gilt. Von

ihr bleibt sicherlich keine Faser unbenutzt. Nach der Volkssage ist der Baum zu 99 Dingen nützlich. Aus dem Gewebe der melonenartigen Nüsse bereitet man eine Art Hanf, aus ihrer Schale Becher und Näpfe; aus den Blättern werden Fächer, Sonnenschirme und Hüte gemacht, die gegen die heißen Sonnenstrahlen schützen, und selbst Papier, in welches die Buchstaben mit einem Griffel oder spitzen, stählernen Instrumente eingegraben werden.

In der Religion der Hindu hat der treffliche Lebensbaum eine gewisse Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Sie ehrt ihn in vielen Zügen, preist ihn ihren Gläubigen in lieblichen Bildern und betrachtet das muthwillige Verletzen desselben als ein schweres Verbrechen, das Umhauen eines frischen Stammes für ebenso sträflich als einen Mord.

Auf Ceylon pflegt man bei der Geburt eines Kindes eine Kokospalme zu pflanzen, damit sie dessen lebendiger Geburtsschein sei. Die Ringe, die der Baum in jedem Jahre bildet, geben des Kindes Alter an.

Interessant ist eine geschichtliche Thatsache, welche den unschätzbaren Nutzen dieser Palme bestätigt. Als der portugiesische Seemann Vasco de Gama im Jahre 1497 mit kühnem Muthe das Kap der guten Hoffnung umsegelt hatte, um den Seeweg nach Indien zu suchen, sah er zu seinem Erstaunen in einem Hafen merkwürdige Segelschiffe. An diesen Fahrzeugen war kein einziger Nagel, die Bretter waren mit Bindfaden von Kokos zusammengebunden, die Fugen mit Palmfasern verstopft, die Segel bestanden aus Palmblättern. Diese Entdeckung gab ihm die Zuversicht, daß Indien nicht mehr fern sei; er segelte weiter und erreichte das Ziel seines Unternehmens.

Wie hier die Palme mitwirkte, die Wasserstraße nach

Indien zu entdecken, so trugen die Kokosnüsse auch ihr gut Theil zur Entdeckung Amerikas bei und erhielten somit eine weltgeschichtliche Bedeutung, die niemals vergessen wird; denn eine ausführliche Schilderung des entdeckungsreichen Jahrhunderts darf ihren Antheil nicht verschweigen. In der Zeit, wo der Sinn auf Erforschung fremder Erdtheile und Länder gerichtet war, tauchte in dem Geiste Kolumbus der Gedanke auf, daß man das viel gesuchte Indien auch in einer anderen Richtung finden könne, als man bis dahin der Meinung war. Er schloß, weil die Erde eine Kugel sei, und Indien sich weit nach Osten erstrecke, brauche man nur stets nach Westen zu segeln, um das Wunderland zu erreichen. Seine Zeitgenossen hielten ihn zum Theil für einen wahnwitzigen Narren, er aber ließ sich in seinem Glauben nicht irre machen. Seine Vermuthung wurde zur felsenfesten Gewißheit, als seltenes Rohr, künstlich gearbeitetes Holz und verschiedene Kokosnüsse vom Westen her an die portugiesische Küste geschwommen kamen. Er faßte darauf den Plan, den neuen Seeweg nach Indien aufzusuchen, indem er mit unerschütterlicher Kühnheit dem Westen zusteuern wolle. Nach langer aufregender Fahrt, nachdem schon die ganze Mannschaft muthlos geworden, ja die ruchlose That geplant hatte, ihren kühnen Führer zu ermorden, ertönte um 2 Uhr Morgens ein Kanonenschuß zum Zeichen, daß Land in Sicht sei. Alle stürzten auf das Verdeck, und Land, Land! erscholl es wie aus einem Munde. Als die Verzagten das Ufer erblickten, fielen sie sich einander lachend und weinend in die Arme und wußten nicht, was sie in ihrer Freude beginnen sollten. — Amerika war entdeckt (1492). — So haben kleine Ursachen große Wirkungen.

Hoch berühmt war einst die Frucht der sogenannten doppelten Kokosnuß, einer echten Fächerpalme, weil man sie in einem unbegrenzten Maße für wunderwirkend hielt. Sie kommt auf der Inselgruppe der Seschellen vor, konnte aber bislang noch nirgend verpflanzt werden. Ihr verhältnißmäßig dünner Stamm wächst 20—30 Meter hoch und trägt Blätter von 7 Meter Länge. Schon im Mittelalter erregte eine sonderbare Nuß die Aufmerksamkeit der Völker. Sie hatte die Gestalt einer großen Kokosnuß und enthielt nicht selten zwei Kerne, jeden in einer besonderen Schale. Das Innere war so hart, daß es sich mit dem Messer nicht schneiden ließ. Man fand die Nüsse einzeln an den Küsten der Inseln im indischen Ocean; meist wurden sie von den Malediven mitgebracht, weshalb sie auch den Namen Maledivennüsse erhielten. Nirgend aber fand sich eine Spur des räthselhaften Baumes, worauf sie wachsen konnten. Der König von Bengalen unternahm sogar einen Kriegszug gegen die Malediven, um sich in Besitz der kostbaren Produkte zu setzen. Das Land wurde unterworfen, aber die gesuchte Frucht fand man nicht. Später lichtete ein Franzose, der an der Küste Schiffbruch gelitten und hier sechs Jahre als Gefangener gelebt hatte, das Geheimniß in etwas, indem er erzählte, die Nüsse wüchsen nicht auf den Inseln der Malediven, sondern würden vom Meere an die Ufer geschwemmt. Bei Todesstrafe sei es den Insulanern geboten, jede gefundene Nuß an den König abzuliefern.

Nun webte vollends die Sage um die begehrten Schätze ihre Geschichten und vermehrte ihren Ruhm bis ins Unglaubliche. Bald erzählen ostindische Kaufleute, die Salomonsnüsse — welcher Name allgemein gebräuchlich wurde

— wüchsen auf einem einzigen Baume, der mitten im Meere stehe. Nur zu gewissen Zeiten tauche er aus den Fluten auf, theils um die Nüsse zu reifen, theils aber um dem fabelhaften Vogel Greif seinen Gipfel zum Horst darzubieten. Dies Unthier flöge allnächtlich nach den benachbarten Inseln, griffe einen Tiger, ein Nashorn oder einen Elephanten, trüge ihn auf den Baum und verzehre ihn. Zu diesen Zeiten sei auch die Schifffahrt sehr gefährlich, denn alle Strömungen zögen nach dem Wunderbaume hin, rissen die Fahrzeuge unaufhaltsam mit sich fort, und die Mannschaft werde eine Beute des Ungeheuers. Das Märchen fand allgemein Glauben, die Salomonsnüsse wurden förmlich verehrt und als Wundermittel gegen alle denkbaren Krankheiten angesehen. Man zahlte Preise dafür, die ans Ungeheuerliche streiften. Kaiser Rudolf von Habsburg bot für eine Nuß 4000 Gulden, doch vergeblich. Die Städte, die so glücklich waren, eine im Besitz zu haben, wie Venedig, Lissabon, Antwerpen, wurden die Sammelplätze vieler Tausenden von Pilgern, die dorthin gewallfahrtet kamen, um von ihren Gebrechen und Krankheiten geheilt zu werden. Alle mußten zwar ohne Genesung heimkehren, aber der Glaube an die Wunderkraft wurde dadurch anfangs nicht im geringsten beeinträchtigt. Späterhin verloren sie allerdings den alten Ruf; aber dessenungeachtet wurde eine einzige Frucht noch mit schwerem Gelde bezahlt.

Nun begab es sich, daß zwei Franzosen im Jahre 1768 nach den Seschellen kamen und auf der größten dieser Inseln eine Niederlassung gründeten. Von dort besuchten sie die nahen, kleineren Schwesterinseln, um sich über deren Fruchtbarkeit Kenntniß zu verschaffen; wer beschreibt aber ihr Erstaunen und ihren Jubel, als sie die Fächerpalme

entdeckten, welche die Wundernüsse in großer Menge trug. Die Ansiedler hielten ihre Entdeckung natürlich geheim, um sich unermeßliche Reichthümer zu erwerben. Zwei Jahre später befrachteten sie ein ganzes Schiff mit Salomonsnüssen, fuhren damit nach Indien und boten sie zum Kauf an. Allein ihre übertriebene Erwartung erfüllte sich nicht, denn das überreiche Angebot drückte den Preis gewaltig.

Nach und nach verschwand der Glaube an die Wunderkraft der Salomonsnüsse gänzlich, und heute denkt niemand daran, sie bei Krankheitsfällen zu gebrauchen, am allerwenigsten aber eine Pilgerfahrt deswegen zu unternehmen.

---

4. Die Ceder.

Die Ceder ist in der Culturgeschichte alter Völker, vor allem der Israeliten, viel genannt und in Liedern und Gedichten verherrlicht. Sie bildete früher ausgedehnte Waldungen und fiel durch ihren gewaltigen Wuchs auf. Unter günstigen Verhältnissen kann der Stamm einen Umfang von 10 Metern erreichen. Ihr Holz ist fein und von angenehmem Geruch, dabei von höchster Festigkeit und unverwüstlicher Dauer.

Als der König Salomo dem Herrn einen Tempel bauen wollte, konnte er keinen besseren und würdigeren Baum finden als die Ceder. Er sandte zu Hiram; dem Könige von Tyrus, und ließ ihm sagen: „Du weißt, daß mein Vater dem Herrn kein Haus bauen konnte, um des Krieges willen, der um ihn her war. Mir aber hat der Herr Ruhe vor meinen Feinden gegeben; so habe ich gedacht, dem Herrn ein Haus zu bauen. Darum befiehl nun, daß man Cedern vom Libanon haue, und daß Deine

Knechte mit meinen Knechten bauen.“ Hiram freute sich dieses Antrages und gab Salomo die gewünschten Cedern, welche seine Bauleute zum Bauholz zurichteten. Der Tempel ward in würdiger Majestät aufgeführt und erhielt seiner Schönheit wegen einen Ruf weit über die Grenzen des Landes Kanaan hinaus, so daß viele Fremde aus fernen Ländern erschienen, den Prachtbau zu bewundern.

Jene ausgedehnten Waldungen des Libanon sind im Laufe der Jahrhunderte auf einen unbedeutenden Rest zusammengeschrumpft. Man findet, wie Reisende berichten, nur noch 20—30 ausgewachsene alte Cedern, welche dem Zahn der Zeit Trotz boten. In dem Gemüthe des Volks hat sich aber eine Art heiliger Scheu vor diesen uralten Riesen erhalten. Besonders machten sich die kirchlichen Behörden verdient, die alte Ehrfurcht lebendig zu erhalten. Bis vor nicht gar langer Zeit pflegte der dortige Patriarch jeden Christen, der die heiligen Bäume verletzte, mit geistlichen Strafen zu belegen, ja, ihn mit Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft zu züchtigen. Es war ein allgemeiner Glaube, daß die ehrwürdigen Bäume unter dem besonderen Schutze Gottes standen. Man erzählte unter anderem, einige Muselmänner, die in der Nachbarschaft ihre Herden weideten, wären einmal so verhärtet und gottlos gewesen, einige der Bäume umzuhauen, aber sie seien auf der Stelle mit dem Verluste ihrer Thiere bestraft worden. Eine Warnung für alle Frevler!

Rückte im Kreislaufe des Jahres das Fest der Verklärung des Herrn heran, so pflegten die in der Nähe wohnenden Maroniten dem heiligen Cedernhaine zuzupilgern und unter den hohen Wipfeln der Zeugen des Alterthums Gottesdienste abzuhalten, wobei

der Patriarch in feierlicher Weise die Messe las. Mit erhabenen Worten zeigte er auf die alten Zeugen jener Zeit hin, in welcher der Herr und Meister selber unter den Menschen wandelte, und ermahnte die Anwesenden, des höchsten Gottes nicht zu vergessen und dessen Werke nicht zu zerstören.

Jetzt ist das freilich anders geworden: die Gottesdienste unter freiem Himmel sind vorüber, die heilsamen Mahn- und Liebesworte erschallen nicht mehr, aber die Wirkung jener schönen Sitte ist noch immer spürbar. An der Stelle, wo früher ein einfacher Steinaltar stand, erhebt sich jetzt eine kleine Kapelle, in welcher von Zeit zu Zeit Gottesdienste abgehalten werden. Daneben wohnen einige Mönche. Sie scheinen für die Bedürfnisse der Reisenden zu sorgen, welche in frommer Sehnsucht den alten heiligen Oertern zupilgern. Wer unter den hohen Wipfeln der altersgrauen Cedern weilt, wird sich eines andächtigen Gefühls nicht erwehren können, ja selbst das roheste Gemüth wird sich dem Zauber nicht ganz zu widersetzen vermögen, den die Heiligkeit der alten Erzväter der Baumwelt in ihm weckt. Und so übt der Heiligenschein, welcher um ihre Gipfel liegt, noch heutiges Tages einen veredelnden Einfluß auf den Volksgeist aus.

---

5. Weihrauch und Myrrhen.

„Die Weisen aus dem Morgenlande schenkten dem Jesuskindlein in Bethlehem Gold, Weihrauch und Myrrhen."

Weihrauch kommt von dem Weihrauchbaum, der namentlich an der Ostküste von Afrika heimisch ist und einen sonder-

baren Anblick gewährt. Er gedeiht vorzüglich auf Hochebenen, selbst an kalkreichen Felsen, wo er kaum festen Fuß fassen kann. Der Stamm erscheint meistens blätterlos und steigt senkrecht empor bis zu einer Höhe von 4—5 Metern. Am Grunde ist er etwa 40 Centimeter dick, verläuft dann aber rasch zu einer Spitze, welche die Zweige trägt. Seine Rinde gleicht der Rinde unserer Birke; sie löst sich leicht ab und ähnelt dem in Oel getränkten Papier.

Um seiner Schätze theilhaftig zu werden, machen die Bewohner Einschnitte in den Stamm. Aus der Wunde fließt alsbald ein reichlicher Strom Saft hervor, der zuweilen so kräftig ist, daß er den ganzen Stamm bedeckt. Die ausgequollene Flüssigkeit verhärtet sich in der Luft und der Sonnenglut zu Harz, das gesammelt und in Schaf- und Ziegenfellen als Weihrauch zu den Marktplätzen geführt wird. Man schätzt den Weihrauch seines angenehmen Duftes wegen. Die Morgenländer gebrauchten ihn bereits im hohen Alterthum, wie auch noch heute, als Räuchermittel bei den gottesdienstlichen Handlungen. Der Werth ist freilich in der Gegenwart bedeutend gesunken; früher konnten nur reiche Leute, Könige und Fürsten ihn erstehen. Wollte jemand ein königliches Geschenk geben, so nahm er nicht selten Weihrauch, und er brauchte sich dessen nicht zu schämen.

Ein alter Naturforscher, Plinius, berichtet, daß die Orientalen den Weihrauch aus Arabien bezogen, und große Vorsicht anwandten, ihn vor den Dieben zu sichern. „In Alexandrien," so schreibt er, „wo der Weihrauch geprüft, gereinigt und zum Verkauf zubereitet wird, können die Leute nicht aufmerksam genug nach ihren Läden und Arbeitshäusern sehen und sie werden doch bestohlen. Der Arbeiter,

der damit beschäftigt ist, ist fast ganz nackt, nur kurze Beinkleider darf er tragen, und selbst diese werden zugenäht und versiegelt, damit er nichts in dieselben hineinsteckt. Um den Kopf hat er eine dicke Maske, aus Furcht, daß er etwas in Mund oder Ohren verbergen möchte. Und wenn diese Arbeiter wieder hinausgelassen werden, werden sie ganz nackt, wie sie geboren werden, weggeschickt."

Die Myrrhen, deren die heilige Schrift öfter erwähnt, waren von altersher ebenfalls hochberühmt und wurden auf ähnliche Weise gewonnen wie der Weihrauch. Sie sind das Harz des Balsamstrauches, sowie des Myrrhenbaumes, das in großen Quantitäten in den Handel gebracht wurde und noch heute einen ergiebigen Handelsartikel ausmacht. Der Duft dieses Harzes ist überaus angenehm, er ähnelt dem der Orange und des Rosmarin. Es wurde deshalb besonders als Räuchermittel geschätzt, aber auch nicht selten als Heilmittel gegen mancherlei Leiden angewandt.

Um die Zeit der Geburt Christi war es bei den Juden Sitte geworden, den Missethätern, welche am Kreuze ihr Leben enden mußten, vor der Vollstreckung des Todesurtheils einen bittern Trank von starkem, mit Myrrhen gewürztem Weine zu reichen, damit sie betäubt würden und die entsetzlichen Schmerzen nicht voll empfinden möchten. Es war dies ein Act der Erbarmung, welchen man den Unglücklichen zu Theil werden ließ.

Als der Heiland der Welt auf Golgatha den Kreuzestod erdulden sollte, gab man ihm ebenfalls Myrrhen, mit Wein vermischt; „da er es aber schmeckte, wollte er es nicht trinken".

Eine alte griechische Sage erzählt den Ursprung

des Myrrhenbaumes folgendergestalt: Eine bildschöne aber stolze Königin vermaß sich in ihrem Hochmuthe schöner zu sein als Venus, die Göttin der Liebe. Zur Strafe lenkte die erzürnte Göttin den Sinn der Tochter der Königin, Myrrha genannt, auf den eigenen Vater, damit in dem Hause der Hochmüthigen Eifersucht, Unfriede, Sünde und Laster wohne. Als der Vater das sträfliche Verbrechen, das sein Kind an ihm verübte, erkannte, gerieth er in furchtbare Wuth und suchte die Unglückliche zu tödten. Sie floh, von dem ergrimmten Vater verfolgt, über Thal und Hügel, durch Busch und Wald bis nach Arabien. Da schien es, als ob der Wüthende sie einholen sollte; aber in dem Augenblicke, als er sie ergreifen wollte, erschien die Göttin, die das Unheil verschuldet, und verwandelte sie in einen Baum, den Myrrhenbaum, wodurch dieselbe seiner Rache entzogen war. In Verzweiflung griff nun der König nach seinem Schwerte und erstach sich selber, um seine Schmach nicht zu überleben.

Aus dem Gesagten wird sich zur Genüge ermessen lassen, wie Weihrauch und Myrrhen die ihnen beigelegte symbolische Deutung finden konnten. Weihrauch ist im christlich religiösen Sinne ein Sinnbild des Gebets, und Myrrhen ein Symbol bitterer Reue. Besonders lieben es unsere älteren, geistlichen Liederdichter, diese Bilder zu verwerthen. So singt einer von ihnen:

„Nimm den Weihrauch des Gebets,
Laß denselben vor dir tügen,
Herz und Lippen sollen stets,
Ihn zu opfern, vor dir liegen;
Wenn ich bete, nimm es auf
Und sprich Ja und Amen drauf.

Nimm die Myrrhen bittrer Reu';
Ach, mich schmerzet meine Sünde;
Aber du bist fromm und treu,
Daß ich Trost und Gnade finde,
Und nun fröhlich sprechen kann:
Jesus nimmt mein Opfer an."

---

6. Das Manna.

Als Moses die Kinder Israel aus Egypten geführt hatte, kamen sie in verschiedene Wüsten, in denen sie mehrfach Mangel litten. In Sin fehlte ihnen Brot und Fleisch. Gott gab ihnen beides. Am Morgen, da der Thau fort war, lag es in der Wüste rund und klein wie der Reif auf dem Lande. Da die Kinder Israel es sahen, sprachen sie unter einander: „Das ist Man;" denn sie wußten nicht, was es war. Moses aber sprach zu ihnen: „Es ist das Brot, das euch der Herr zu essen gegeben hat." Nun ging das Volk hinaus am Morgen früh ehe die Sonne aufging, und sammelte so viel, als es brauchte. Wer später zum Sammeln ausging, fand nichts, denn wenn die Sonne heiß schien, zerschmolz es. Es hatte einen Geschmack wie Semmel und Honig und diente den Kindern Israel zur Nahrung, so lange sie in der Wüste pilgerten. Zur Erinnerung für Kind und Kindes Kind befahl Moses, ein Krüglein mit Manna zu füllen und in der Bundeslade aufzubewahren, was denn auch geschah.

Dies ist in kurzen Umrissen die Geschichte, welche uns die wunderbare Speisung des Volkes Israel durch Manna berichtet.

Es ist viel darüber nachgesonnen und geforscht, was

man sich unter der Mannaspeise zu denken hat, ob sie irdischen oder himmlischen Ursprungs ist. Alle, welche das Wort Gottes ihre Richtschnur sein lassen, sagen, es sei Himmelsbrot gewesen, das nicht auf der Erde erzeugt, sondern aus der Höhe gegeben wurde. Das Wie, das manche daran knüpfen, macht ihnen keine Verlegenheit: sie bekennen mit der Schrift: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich" und schlagen damit alle Zweifel nieder. Andere meinen dagegen, das Manna sei auf naturgemäße Weise entstanden, nur das schnelle und massenhafte Erstehen und die dadurch bewirkte Sättigung des Heeres sei ein staunenswerthes Wunder, worin sich Gottes Allmacht zeige.

Hältst du in unseren Apotheken Umschau, so wirst du darin Manna vorräthig finden. Dies Manna ist ein Erzeugniß der Manna-Esche, das größtentheils in Sicilien gewonnen wird. Zu dem Zweck macht man Einschnitte in den Baum, aus denen Saft hervorquillt, der sich in der Luft verhärtet. In Sinai aber, wo das Volk Israel auf wunderbare Weise gespeist wurde, gibt es keine Manna-Eschen. Dort findet man Sträucher, die Tamarisken, welche einen süßen Saft theils freiwillig, theils nach Verwundungen durch Insekten im heißen Sonnenbrande ausschwitzen. In der Kühle der Nacht verdichten sich die Tröpfchen zu kleinen Kügelchen. Morgens früh gehen nun die Wüstenbewohner mit Körben in die Wüste hinaus und sammeln das Manna. Vor Sonnenaufgang müssen sie ihr Geschäft besorgt haben, denn fallen die heißen Sonnenstrahlen darauf, so fließt es aus einander. Auch pflegen die Mönche des Klosters auf Sinai die Mannakügelchen zu sammeln und zu verwerthen. Man ißt dieselben wie

Honig auf Brot, meistens aber werden sie nach den Städten geschickt und auf den Märkten verkauft.

Von mehreren Seiten hält man die Vermuthung aufrecht, diese Mannakügelchen seien zu der Wunderspeise der biblischen Erzählung umgebildet; andere aber vermögen ihnen nicht beizustimmen.

Neben den Tamarisken trifft man auf der Halbinsel Sinai noch eine Menge kleiner, stachliger Hülsengewächse (Alhagi), welche Gummiperlen ausschwitzen. Da diese sehr häufig vorkommen und „wie Semmel und Honig" schmecken, so wollen sie einige für das Himmels-Manna halten.

Wer hat recht? — Ist es auch schwer zu entscheiden, wie Gott das Manna werden ließ, immerhin hat die biblische Erzählung von dem Manna für den denkenden Menschen einen so großen Reiz, daß er den Mannagewächsen seine Aufmerksamkeit und Theilnahme zuwenden muß, weshalb auch diese kurze Skizze nicht ganz interesselos sein wird.

---

7. Die Esche.

Auf gutem Boden wächst die Esche zu einem stattlichen Baume heran, der seine Zweige hoch in die Luft streckt und seine Wurzeln über einen weiten Raum verbreitet. Unsere alten deutschen Vorfahren schenkten der Esche aus mehr als einem Grunde ihre volle Gunst; in ihrer Mythologie ist sie der allerwichtigste Baum.

In der Jetztzeit findet sie in der Regel keine hohe Beachtung. Der Landmann des traulichen Dörfchens pflanzt sie in unmittelbare Nähe seines Hauses um des Nutzens willen, den sie ihm gewährt. Sie liefert ihm Schatten

und Schutz, sowie auch das Holz, womit er seine Kinder aussteuert, wenn sie ihren eigenen Herd gründen. Die alten Sagen sind ihm verloren gegangen, er weiß nicht, daß die Alten mit großer Ehrfurcht darauf blickten. Darum wird es sich lohnen, wenn wir in die graue Vorzeit hinabsteigen, um aus dem unerschöpflichen Born der Vergangenheit die reichen Schätze ans Licht zu fördern, welche für unsere Zeit bedeutungsvoll und werthvoll sind.

Vor allem sind es zwei mythologische Züge, welche die Esche in den Vordergrund stellen.

Vor vielen tausend Jahren, als weder die Erde noch der Himmel war, stürzten plötzlich aus einem großen Brunnen zwölf Ströme hervor, deren Wasser in der grimmigen Kälte zu starken Eismassen gefroren. Die Eisschollen türmten sich bergehoch auf und rollten mit Gedonner dem Süden zu, wo eine brennend heiße Glut herrschte. Die heiße Luft, welche gegen das Eis wehte, erzeugte einen Tropfen, in dem reges Leben wohnte. Aus dem Tropfen entstand eine wundersame Kuh, die sich durch Belecken der salzhaltigen Eisblöcke ernährte. Als sie eine Weile geleckt hatte, kam an der Stelle ein riesenhafter, göttergleicher Mensch hervor, plump an Gestalt, doch an allen Gliedern vollkommen und mit langen Haaren versehen. Dessen Sohn war Bör. Der nahm sich die Tochter eines Riesen zur Gemahlin und erhielt drei fromme, brave Söhne, welche gegen alle Milde und Freundlichkeit übten.

Die Söhne Börs wandelten einst am Gestade des Meeres und fanden zwei Holzstämme. Da berathschlagten sie, was sie damit beginnen wollten. Nach einigem Bedenken schufen sie daraus die ersten Menschen. Jeder verlieh ihnen eine werthvolle Gabe, damit sie ihnen, den Schöpfern,

gleichen möchten. Der erste gab ihnen eine Seele, der zweite Verstand und Kraft zur Bewegung, der dritte ein blühendes Antlitz und kluge Rede. Den Mann nannten sie Ask, d. i. Esche, die Frau Embla, d. i. Erle. Diese Namen deuten an, aus welchem Holz Mann und Frau geworden sind.

Ein anderer, noch großartiger Zug ist die Mythe von der sogenannten Weltesche. Der Wipfel dieser Esche ragt über die Wohnungen der Götter empor und wirft überall kühlen Schatten. Drei Wurzeln halten sie fest und reichen bis in die Unendlichkeit.

Die eine zieht sich nach den Wohnungen der Menschen. Am Fuße derselben sitzen drei weissagende Frauen, denen alle Zeiten offenbar sind; sie heißen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In ihrem Schoße liegen die heitern und die schwarzen Lose, welche den Menschen das zugedachte Schicksal bereiten, indem ihnen bald Kummer und Leid, bald Freude und Glück auf den Lebensweg gestreuet wird. Damit die Esche ewig grüne, stets Blätter und Knospen trage, nehmen die vielwissenden Frauen Wasser aus dem Brunnen der Vergangenheit und benetzen sie damit. Zwei majestätische Schwäne, weiß wie frischgefallener Schnee, ziehen stumm ihre Kreise, die Menschen mahnend, still und ernst ihre Lebensaufgabe zu erfüllen.

Die zweite Wurzel geht nach dem Lande der Riesen, wo ein Wunderquell murmelt, der sie begießt und befruchtet. Ein Wächter sitzt an seinem Ufer und treibt alle, die von dem Wunderwasser trinken wollen, unerbittlich fort. Ein Trunk daraus verleiht eine Fülle von Weisheit, daß selbst die Zukunft gelichtet ist. Aber keinem Sterblichen, selbst keinem der unsterblichen Götter ist das Glück beschieden,

davon zu trinken, nur der höchste Gott, Allvater, neigte sich einst zum klaren Wasserspiegel und trank, weshalb ihm alle Weisheit innewohnt.

Die dritte Wurzel zieht sich nach dem Reiche der blassen Todtengöttin, wo ein gewaltiger, rauschender Kessel steht, aus dem die urweltlichen Ströme entspringen. Hier aber droht dem Baume Gefahr, denn an der Wurzel nagt ein schrecklicher Drache, welcher ihn umzustürzen sucht.

Auf dem Wipfel des Baumes weidet eine Ziege, die den im Heldenkampfe Gefallenen täglich frischen Meth spendet. Neben ihr zehrt ein riesiger Hirsch von dem Laube; dazu wandeln vier andere an den Aesten entlang, welche mit gekrümmtem Halse die Knospen und Blätter abrupfen. Ein starker Adler sitzt in dem Wipfel und ist himmlischer Weisheit voll. Endlich schwingt sich ein Eichhörnchen ohne Rast und Ruhe von Zweig zu Zweig und überbringt die Zankworte, welche der Drache gegen den rüstigen Adler ausstößt.

Fragst du nach der Deutung der Mythe, so wirst du leicht erkennen, daß die Weltesche ein Sinnbild der Zeit und des Lebens ist. Wie auf sie feindliche Mächte zerstörend einwirken, so nagen am Lebensbaume der ganzen Menschheit Zerstörung und Verderben; doch wird derselbe, wenn auch Blätter und Knospen zur Erde fallen, ewig grünen und Geschlechter auf Geschlechter erstehen lassen.

In einigen Gegenden haben sich einzelne Züge jener der Esche beigelegten wichtigen Stellung erhalten. So herrscht ab und an der Glaube, das Haus, welches im Schatten einer Esche stehe, sei vor Schlangen gesichert; und fände man eine giftgeschwollene Natter, so brauche man nur mit einem Eschenstab einen Kreis um sie zu ziehen, um sie zu

bannen und unschädlich zu machen. Berühre man sie mit dem Stabe, so sei sie augenblicklich dem Tode verfallen.

Nach andern Erzählungen benutzen die Hexen die Eschenzweige, um furchtbare Gewitter am Horizonte aufsteigen zu lassen.

Eine Hexe hatte einstmals einen Eschenzweig aus Unvorsichtigkeit verloren, den eine Magd am Wege fand und mitnahm. Auf dem Heimwege gelangte sie an ein kleines Gewässer, in welchem viele Frösche ihre quackenden Lieder anstimmten. Um sie zu schrecken, nahm die Magd das gefundene Reis und schlug damit in das Wasser, daß die Tropfen hoch aufspritzten. Doch kaum war der Schlag erfolgt, als sich plötzlich ein furchtbares Gewitter erhob, das durch einen entsetzlichen Hagelschlag die Felder weit und breit verwüstete.

Daher ging an alle die ernste Mahnung, keinen grünen Eschenzweig aufzunehmen, weil man nicht wisse, ob er einer Hexe angehörte; und sicher blieb in solcher Gegend, wo der Aberglaube im Schwange war, ein vom Stamm abgeschlagener Zweig lange Zeit unberührt am Wege liegen.

---

8. Die Eiche.

Trittst du in die erhabene Stille eines Eichwaldes, so wirds dir sein, als ob eine Stimme dir zuriefe: „Der Ort, wo du stehst, ist ein heiliger Ort!“ In dem geheimnißvollen Flüstern der Blätter, in dem mächtigen Aufstreben der Stämme, wirst du Gottes Walten ahnen und seine Spur erkennen. Der Mensch, der in diesem heiligen Dome nichts empfindet von Andacht und frommer Erhebung, ist

völlig abgestorben für alles, was sich auf ein höheres Wesen, auf den allmächtigen und allgütigen Gott bezieht.

Es zeugt von einer Tiefsinnigkeit der Naturbetrachtung, daß unsere alten Vorfahren gerade die Eiche mit besonderer Verehrung betrachteten. Kein Baum war ihnen heiliger, keiner ehrwürdiger als dieser Königsbaum, der sich riesengroß und riesenstark über alle andern erhebt. Die Eiche war dem Gott Donar geweiht, der sich im rollenden Donner und im grellen Blitz offenbart. Niemand wagte es, sie ihres Laubes oder ihrer Zweige zu berauben. Das Recht sie zu vernichten, hatte allein Donar, der mit seinem Wetterstrahl die stolze Eiche trifft, daß sie zerschmettert zu Boden sinkt.

Der heilige Eichenhain konnte nur vom opfernden Priester betreten werden. Uneingeweihte durften ohne Gefahr, Gut und Blut einzubüßen, keinen Schritt hinein setzen. In dem heiligen Dunkel saßen die Priesterinnen und lauschten dem Rauschen des Gelaubes, um dem harrenden Volke den sich darin offenbarenden Willen ihres Gottes zu verkündigen.

Unter den hohen Kronen der Eichbäume versammelten sich alljährlich — gegen den Frühling hin — unsere germanischen Voreltern, um den Donnerer zu bitten, Frost und Kälte zu bannen und den lachenden Lenz senden zu wollen. Am heiligen Festtage strömte eine große Volksmasse hinaus und gruppierte sich im bunten Gewimmel um den gewaltigen Baumriesen. Der Priester führte geweihte Ziegenböcke herbei, die mit Laub und Blumen bekränzt waren, und schlachtete sie zum Opfer unter Seufzen und Flehen auf dem Opfersteine. Rund um den steinernen Altar führte ein Graben, der zur Aufnahme des Opferbluts bestimmt war. In das Blut der Opferthiere, das

in die Grube rann, tauchte der Priester den Finger, trat alsdann zu der mit Blumen umwundenen Eiche und besprengte sie mit dem versöhnenden Blute. Hierauf nahte er sich dem betenden Volke und benetzte es ebenfalls mit Blut zum Zeichen, daß es Gott gefalle. Nachdem dies geschehen, befestigte er die Häupter der Ziegenböcke am heiligen Baume. Das Fleisch legte er in große Kessel und kochte es auf dem geheiligten Feuer, das die Andächtigen in wilder Freude umtanzten, bis die Opfermahlzeit gehalten wurde. Aber ehe sie selber aßen, stellten sie unter die Eiche eine Kufe, mit Bier für Donar gefüllt, damit derselbe seinen Durst stille und ihnen gnädig sein möchte.

Brachen einmal Pest und bösartige Krankheiten verheerend aus, so eilten unsere heidnischen Vorfahren in großer Angst um ihr Leben nach dem heiligen Eichbaum und beteten, indem der Oberpriester vorbetete: „Heiliger Donar, sieh unsere Noth, sieh unsern Jammer! Erbarme dich und wende die Seuche und ende die Plage! Siehe, wir sind zu schwach, wir können es nicht; du aber, großer, starker, gnädiger Gott, du hast alle Gewalt und kannst uns erhören. Lieber Donar, wir opfern dir einen Ochsen, der zwei Hörner und vier Klauen hat, und wollen dich zugleich bitten um unser Pflügen und Säen, daß unser Stroh kupferroth, unser Getreide goldgelb werde. Huldreicher Gott und Vater, in deiner Hand steht Kraft und Macht: erhöre uns, erhöre uns!"

Desgleichen versammelten sie sich im heiligen Eichenhaine, wenn der endgültige Beschluß gefaßt werden sollte, ob der holde Friede noch fernerhin in den Gauen weilen, oder Krieg und Kriegsgetümmel die Fluren verwüsten sollte. Die alten, ehrwürdigen Baumriesen waren Zeugen,

wie die starken, unbändigen Söhne des Vaterlandes die Freiheit liebten, und alles Gut und Blut daran zu setzen erklärten, wenn es galt, den vaterländischen Boden von der Fremdherrschaft zu befreien.

In dem Dunkel des Hains lagen auch die geweihten Fahnen, welche die tapfern Helden voll Ehrgefühl hervorholten, sobald der Kriegsruf durch die Gauen hallte. Und kamen dann die Steiter für Freiheit und Vaterland siegreich zurück, so empfingen sie die Daheimgebliebenen mit Kränzen aus Eichenlaub, die den Siegern aufs Haupt gedrückt wurden. Stolz zogen diese zu den Ihrigen, denn ein Eichenkranz galt mehr als eine goldene Fürstenkrone.

Die Sitte, siegreichen Kriegern Eichenkränze zu übergeben, hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Noch steht in frischer Erinnerung, daß, als die vielbesungene „Wacht am Rhein" aus dem blutigen Kampfe gegen Frankreich sieggekrönt heimkehrte, sie mit Eichenlaub bekränzt, unter dem Jubel der zurückgebliebenen Bewohner in die geschmückten Thore der Stadt einzog.

Der Glaube an die Heiligkeit des Baumes wurzelte so tief in dem Gemüthe unseres deutschen Volks, daß die ersten Sendboten, welche in das finstere Heidenthum das helle Licht des Christenthums bringen wollten, oft vergeblich dagegen ankämpften.

Der große Apostel der Deutschen, Bonifacius, sah zu seiner größten Betrübniß, daß viele von denen, welche den alten Glauben abgeschworen, sich bei seiner kurzen Abwesenheit dem alten Götzendienst wieder zugewandt hatten und in hellen Haufen einer Donnereiche zupilgerten. Um durch eine kräftige That den Glauben an die Götter zu vernichten, beschloß er, die heilige Eiche — sie stand bei

Geismar in Hessen — mit eigener Hand zu fällen. Von seinen Gefährten begleitet, begann er die Arbeit. Das heidnische Volk stand umher voll Wuth und stummen Entsetzens und erwartete, daß ihn, den Frevler, ein Blitzstrahl zerschmettern würde. Als sie aber die mächtige Eiche vor ihren Augen stürzen sahen, ohne daß Donar den furchtbaren Hammer niedersandte, da erkannten viele die Richtigkeit des Glaubens und ließen sich taufen. An der Stelle, wo die Eiche gestanden, errichtete Bonifacius ein Kreuz, und aus dem Holze derselben erbaute er eine dem heiligen Petrus gewidmete Kapelle.

Aehnlich wie die alten Deutschen verehrten auch die Griechen in uralter Zeit die Eiche göttlich. Zu Dodona stand ein weitverzweigter Eichbaum inmitten seiner Kinder, der dem Geber alles Guten, dem Gott Zeus geheiligt war. Man glaubte, der höchste Gott wohne in dem Stamm des Riesen und gebe sich in dem Flüstern und Rauschen der belaubten Zweige den Begnadigten zu erkennen. Aber nicht jeder wisse das Rauschen zu deuten; Priester und Priesterinnen machten es sich daher zu ihrem eigensten Berufe, den Willen Gottes zu erforschen. Und bald wurde das Orakel zu Dodona so berühmt, daß Leute aus weiter Ferne herbeiströmten, um sich bei wichtigen Angelegenheiten Rath zu holen. Bei ihrem Nahen läuteten die Glocken, welche an den Zweigen aufgehängt waren, ohne daß sie eine sichtbare Hand in Bewegung setzte, und weiße Tauben flogen girrend aus den dichten Kronen und erzählten in ihrer Sprache die kommenden Schicksale.

Selbst dann, als andere Orakel auftauchten und großes Aufsehen erregten, ward es noch eifrig aufgesucht.

In der Argonautensage lesen wir, daß der Kiel

des Schiffes, welches die Argoschiffer dem Ziel ihrer Reise entgegenführen sollte, aus der heiligen Eiche zu Dodona gezimmert war. Wie nun jene Eiche mit der Gabe der Weissagung ausgerüstet war, so ging diese Fähigkeit auch auf das ganze Schiff über. Die Argonauten nahmen Wahrsager mit, welche die Kunst zu verstehen vorgaben, aus dem Stöhnen und Aechzen des Schiffes, überhaupt aus mannigfachen Anzeichen zu prophezeien, was im dunkeln Schoß der Zukunft verborgen lag.

Sie gaben während der gefahrvollen Fahrt ihre weisen Rathschläge und trugen nicht wenig dazu bei, daß die Argofahrer das goldene Vließ erlangten und nach manchen Unfällen glücklich wieder heimkamen.

---

9. Die Linde.

Die Linde ist bei uns kein eigentlicher Waldbaum, vertraulich tritt sie aus der Wildniß an den Menschen und sein Haus. Selbst in die Pracht der Städte, wo Türme und Paläste zum Himmel emporstreben, hat sie den Menschen begleitet. Dort, zwischen hohen Steinmauern grünend, ist sie ein freundlicher Gruß der Natur, die der Kunst weichen mußte. Aber ihre Heimat ist dort nicht. Im Dorf, am Quell, auf dem Hügel, wo die Schnitter rasten, im Thal, wo die Schalmeien klingen, wo die breitgestirnten Rinder brüllend zu den nahen Ställen ziehen, da ist ihre Stelle. Sie ist so recht eigentlich der „Hausbaum" der Deutschen; an Beliebtheit steht sie gewiß keinem andern Baume nach.

Wenn die Eiche als Sinnbild der Kraft, des Muthes und des Ruhmes gilt, so ist die Linde ein Symbol der Sehnsucht und Zärtlichkeit, der Liebe und der Lieder.

Dichter und Sänger haben sie verherrlicht. Das Volkslied hat mit tausend Fäden seine Stimmungsbilder daran geknüpft, und es gewinnt an Innigkeit und Tiefe, wenn es das Rauschen und Geflüster der Linde mit der Sehnsucht und Wonne des liebenden Herzens vergleicht, wenn es daran darzustellen sucht, „wie Lieb mit Leide am Ende lohnen kann".

Als Baum der Liebe fand die Linde einen würdigen Platz auf den Gräbern der Geliebten, und dahin gehört sie auch ihrem ganzen Wesen nach. An solchen Stellen erinnert sie ohne Unterlaß an die trauten Heimgegangenen und hält süße Erinnerung im Herzen der Nachgebliebenen wach. Darum ruft der Dichter:

„Drum wenn ich einst gestorben bin,
Pflanzt eine Linde mir aufs Grab;
Die Blüte duftet, es duftet das Laub:
Das wehen die Winde nicht ab."

Nach der altdeutschen Mythologie war sie in uralter Zeit der Göttin der Liebe, Frigga oder Holda, geweiht und galt daher für heilig. Dieser Charakter ist ihr bis auf unsere Tage geblieben.

Im Mittelalter wurden unter den Zweigen des Lindenbaums Gerichte und Feste abgehalten. Die Jugend versammelte sich dort zum Spiel, die Alten zu ernsten Reden und wichtigen Berathungen. Die stolzen Jünglinge kamen von verschiedenen Dörfern, mit Hellebarden und Spießen bewaffnet, und hielten den Tanz, dem Alt und Jung zuschaute. War der Tanz zu Ende, dann trat die Gesellschaft zum Ringelreihen an. Alle faßten einander bei den Händen, sangen im Wechsel und gesellten die Paare, welche den

Reigen sprangen. Der Spielmann spielte neue Lieder, die in den dichten Kronen lieblich wiederhallten.

Besonders fanden hier auch die Trauungen statt. Und wenn ein Eid der Treue unter freiem Himmel abgelegt werden sollte, so gab es sicher keinen würdigern Platz als unter dem Baume der Liebe.

Da die Linde in sehr nahe Beziehung zu der Gottheit gebracht wurde, war es natürlich, daß sie in mancher Hinsicht für wunderthätig galt. Man fabelte, sie sei gegen den Blitzstrahl gefeit und berge der Götter Segen. War nach einem heftigen Gewitter der Regen vom Himmel geflossen, so eilte Jung und Alt unter ihre Kronen und ließ die Tropfen, welche an den Blättlein hängen geblieben waren, auf sich niederrieseln, weil man glaubte, das Wasser schütze gegen allerlei Krankheiten und Unfälle. Ihr Bast diente als Schutzmittel gegen bösen Zauber, gegen den Teufel und alle bösen Geister, und wurde daher mit heiliger Scheu betrachtet und aufbewahrt.

Im Gegensatz dazu war in manchen Gegenden der Aberglaube im Schwange, sie verleihe den Zauberern Gewalt, Menschen in Wölfe, Wehrwölfe genannt, zu verwandeln. Nach einer alten Erzählung kam einst eine böse Hexe auf eine Hochzeit, um aus Rache für eine ihr angethane Beleidigung die Neuvermählten in Wehrwölfe zu verwandeln. Sie drehte ihren Gürtel zusammen und legte ihn auf die Schwelle des Hochzeitshauses. Alsdann braute sie einen Trank aus Lindenholz und goß ihn den Hochzeitsgästen, denen sie Arges zugedacht hatte, unter die Füße. Als diese über die Schwelle traten, schrumpften sie plötzlich zusammen und wurden Wehrwölfe, die sich nur durch ihre Größe von den übrigen unterschieden. Voll Wuth flohen

sie und liefen drei Jahre in Wolfsgestalt mit furchtbarem Geheul um das Haus der Hexe herum. Niemand konnte ihnen helfen. Erst nach vielem Leid schlug für die Unglücklichen die Stunde der Erlösung. Die alte Hexe wurde gezwungen, sie wieder in menschliche Gestalt zu verwandeln.

Neben solchen Erzählungen wurden noch manche andere schaurige Geschichten berichtet, die ihren Ursprung in den alten Vehmgerichten haben, welche unter hohen Linden abgehalten wurden. Waren auch die Freigerichte zur Herstellung von Recht und Sicherheit eingerichtet, so arteten sie doch späterhin so aus, daß niemand seines Lebens sicher war. Es kam nicht selten vor, daß jemand vor das heimliche Gericht geladen wurde, ohne zu wissen, wer seine Richter waren und welches Verbrechen man ihm vorwarf. Erschien der Angeklagte nicht, so sprach ihn der Vorsitzende in die heimliche Acht, indem er die markerschütternden Worte rief: „Den Beklagten nehme ich aus dem Frieden, Rechte und den Freiheiten, mache ihn unwürdig, recht-, siegel-, ehr- und friedlos, weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Vögeln, ihn zu verzehren und befehle seine Seele Gott im Himmel; sein Weib soll Witwe, seine Kinder Waisen sein." Der Geächtete war dann vogelfrei, niemand durfte ihm Schutz und Herberge gewähren.

So sahen die Linden viel unschuldig Blut fließen, und das Volk, das an solchen Vehmlinden vorüberging, dachte mit Entsetzen an jene unsichern Zeiten und frischte die überlieferten Geschichten immer von neuem wieder auf.

Ein nicht unwesentlicher Antheil ist der Linde in der herrlichen Sage von Siegfried zugewiesen. Bei ihrem Eintritt wird die Aufmerksamkeit des Lesers in wunderbar ergreifender Weise gespannt; sie schürzt den

Knoten und löst ihn durch Ermöglichung eines tragischen Geschicks.

„Jung Siegfried" ging von des Vaters Burg herab, um seine Heldenkraft zu erproben. In der Hand trug er einen Stecken, in der Brust aber hohe Kühnheit. Nachdem er sich ein gutes Schwert geschmiedet hatte, erschlug er einen grimmigen Drachen und badete sich in dessen Blute, das seine Haut so fest wie Horn machte. Aber beim Baden fiel ihm ein Lindenblatt zwischen die Schultern, wodurch die berührte Stelle verwundbar blieb.

Auf der Höhe seines Ruhmes angelangt, neigte sich sein Stern plötzlich dem Untergange zu. Der grimme Hagen, sein heimtückischer Feind, schmiedete den Mordplan. Er verbreitete ein falsches Kriegsgerücht und bereitete den Heereszug vor, auf dem Siegfried den Todesstreich empfangen sollte. Als der Zug abgehen sollte, begab sich der falsche Hagen zu Kriemhilde, der herrlichen Gemahlin Siegfrieds, um Abschied zu nehmen. Kriemhilde, die von der Falschheit gegen ihren Gemahl nichts ahnte, bat ihn herzlich, ihren lieben Mann in der Gefahr zu beschützen. Arglos sprach sie: „Er ist zwar unverwundbar, aber als er sich im Drachenblute badete, fiel ihm ein Lindenblatt zwischen die Schultern, und gar leicht könnte ihn dort ein Pfeil tödtlich treffen. Wenn daher die Kriegsspeere dicht auf ihn schwirren, dann, lieber Hagen, bedecke die Stelle." „Wohl," sprach der Tückische, „um die Stelle aber genau zu wissen, näht mir, königliche Frau, dort ein Zeichen auf sein Gewand." Sie thats und nähte ihrem Gemahl selbst — das blutige Todeszeichen. Als am andern Morgen der grimme Hagen ein zierliches Kreuz zwischen den Schultern Siegfrieds erblickte, hielt er den Heereszug nicht mehr für

nöthig. Die Helden wurden nun statt in den Krieg zu einer Jagd entboten. Als die Jagdgesellschaft aufbrach, nahm Siegfried von seiner Gemahlin Abschied, indem er herzlich sprach: „Gott lasse mich dich gesund wiedersehen! Verkürze dir die Zeit mit deinen Freundinnen bis ich wiederkomme.“ Plötzlich überkam Kriemhilde Angst und Sorge. Sie fing an, Hagen zu mißtrauen und bereuete es tief, daß sie ihm mehr geoffenbart hatte, als sie sollte. Sie bat: „Bleibe hier, mein lieber Herr, ich fürchte für dich Verrath. Heute Nacht sah ich dich vom Eber verwundet, daß Gras und Blumen von deinem Blute roth wurden.“ Zärtlich schlang sie den Arm um seinen Hals und suchte ihn mit Thränen in Auge zurückzuhalten. Siegfried suchte sie zu beruhigen. Er herzte sie innig — das letzte Mal im Leben — und eilte dann zu den harrenden Jagdgefährten.

Nach Beendigung der Jagd quälte die Helden ein brennender Durst. Hagen wußte in der Nähe eine kühle Quelle und schlug vor, im Wettlauf dahin zu eilen. Wie schnelle Panther sprang Siegfried mit den andern Jagdgenossen durch den frischen Waldklee. Er erreichte den Brunnen zuerst, doch trank er nicht, damit der König Gunther zuerst trinken möchte. Erst als das geschehen, neigte er sich selber zum Brunnen nieder. Aber in demselben Augenblick ergriff der grimme Hagen den Speer, den Siegfried zur Seite gelegt hatte, zielte auf die Stelle, wo das Lindenblatt gelegen und warf ihn mit furchtbarer Wuth in den Rücken hinein. Stromweis quoll das Blut aus der Wunde und färbte die Blumen blutig roth. Leichenblässe überzog Siegfrieds Gesicht, und er „sank dahin in die Blumen des Grases“ und verschied nach kurzem Todeskampfe.

Zwar kann die Linde sich mit der majestätischen Eiche an Krafte und Größe nicht messen; hat sie aber Raum und Zeit zu wachsen, so gewinnt sie eine riesige Höhe und einen gewaltigen Umfang.

Ein mehr als tausendjähriger Lindenbaum stand bei Freysing in Oberbaiern und war weit und breit berühmt, denn 9 Männer konnten den ungeheuern Stamm kaum umspannen. Er wurde im Jahre 1865 durch Schuld dreier muthwilliger Knaben leider ein Raub der Flammen. Dieselben sahen nämlich auf ihren Streifereien in dem hohlen Stamm ein Eichhörnchen und beschlossen es zu vertreiben. Da es ihnen nicht recht gelingen wollte, legten sie in der Höhlung Feuer an. Aber sie hatten in ihrer Jagdlust nicht bedacht, daß die Flammen um sich greifen und den ehrwürdigen Riesen zerstören würden. Es währte daher nicht lange, so lief das Feuer in dem morschen Stamme hinauf, erfaßte die Aeste und loderte hell zum Himmel hinauf, und nur mit größter Mühe vermochte man nach 9 Stunden dem Feuermeer Einhalt zu gebieten.

---

10. Die Tanne.

Wenn du in die duftenden Laubwälder trittst, so wird dein trauriges Gemüth heiter gestimmt; wandelst du aber unter den hohen Wipfeln der Tannen, so wird eine feierlich=ernste Stimmung über dich kommen, eine Stimmung, wie sie den Wanderer am Gestade des unendlichen Meeres beschleicht. Sausen die Winde in den Aesten, so erinnert das Rauschen an das Brausen eines großen Stromes und des weiten Weltmeeres, dessen Wellen rollend gegen das Ufer schlagen. Das Grün der Nadeln gleicht dem dunkeln

Grün des unergründlichen Oceans. Darum haben die sinnigen Griechen die Tannen dem Poseidon, dem Gotte des Meeres geheiligt.

Den alten christlichen Beobachtern fiel an der Tanne besonders zweierlei auf, einmal daß sie inmitten von Schnee und Eis noch grünt, und zum andern, daß sie ihre Aeste rund um den Stamm setzt, wodurch lauter kleine Kreuze entstehen. Da dem grübelnden Menschengeiste dafür keine naturgemäße Erklärung zu Gebote stand, trat alsbald die geschäftige Sage hervor, die immer da eintritt, wo der denkende Geist rathlos ist, und erzählte, die kleinen Kreuze entständen, weil aus der Tanne das Kreuz auf Golgatha gefertigt; das Grün sei die nachhaltige Wirkung des göttlichen Bluts, das am Stamm niedergeflossen.

In früherer Zeit, wo alles Denken, selbst die Naturbetrachtung von einem urkräftigen Wunderglauben beherrscht wurde, brachte man jede irgendwie auffällige Erscheinung mit dem Leben, Leiden und Sterben des Erlösers in Beziehung. So ist es leicht erklärlich, daß sich mehrere Bäume um die Ehre streiten, das Holz zu dem erlösenden Kreuz geliefert zu haben.

Weil die Tanne zu allen Zeiten im frischen hoffnungsreichen Grün prangt, so ist sie ein Sinnbild der Hoffnung und Beständigkeit. Kein Baum war somit würdiger, zum Weihnachtsbaum ausersehen zu werden. Sie erinnert am schönsten an die ewig währende Liebe des himmlischen Vaters, die sich in der Geburt des Jesuskindes offenbart, und an das ewige Licht, das in der Finsterniß leuchtet. Rückt das heilige Christfest heran, so jubeln ihr Millionen Kinderherzen entgegen, jauchzend versammeln sie sich um den lichtstrahlenden Weihnachtsbaum und beten in andächtiger

Freude die Worte des Engels auf Bethlehems Gefilde: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Die Tannen lieben die Gesellschaft. Sie vereinigen sich oft zu unabsehbaren Wäldern, wo Stamm an Stamm zum Himmel emporstrebt. Unter ihren dichten Kronen herrscht ein geheimnißvolles Dunkel, das abergläubischen und furchtsamen Menschen Entsetzen bereitet. Die Thiere, welche in diesem Dickicht wohnen, treten in ihren Umrissen nicht klar hervor; sie eilen durch das Halbdunkel wie Geister und Dämonen, schattenhaft und gespenstisch. Aengstliche Naturen glaubten daher in ihnen überirdische Wesen, Ungeheuer und Kobolde zu sehen. So kam es, daß im Alterthum der finstere Tannenwald für den Aufenthaltsort böser Geister, frecher Riesen und schrecklicher Unthiere galt.

Die alte Sage weiß darüber manchen schauerlichen Zug Vor allem verdient die Heldensage von „Roland, dem Schildträger" hervorgehoben zu werden, die etwa folgenden Inhalt hat.

König Karl der Große gab seinen Mannen ein herrliches Mahl, wobei Gold und Edelsteine blitzten. Plötzlich rief er voll Unmuths: „Was hilft mir aller Glanz ringsumher, das beste Kleinod fehlt mir noch immer; das trägt ein Riese im Ardenner Walde und leuchtet wie die goldene Sonne." Da rüsteten sich sechs gewaltige Helden, darunter Milon, Rolands Vater, um den Riesen zu erlegen und ihm das Kleinod zu entreißen. Beim Abschiede bat der junge Roland, in dem sich schon die Heldennatur regte: „Lieber Vater, nimm mich mit! Hältst du mich aber zu schwach, mit dem Riesen zu streiten, so kann ich dir deinen Speer

und Schild nachtragen." Der Vater gewährte ihm die Bitte, und froh zog Roland mit den Degen fort. Lange suchten sie vergebens, obschon sie bei Tage und beim Mondenlicht das Dickicht durchstreiften. Endlich am vierten Tage, als Milon vor Erschöpfung eingeschlafen, sieht Roland in der Ferne ein Blitzen und Leuchten, davor Hirsche und Rehe aufsprangen. „Er sah, es kam von einem Schild, den trug ein Riese, groß und wild, vom Berge niedersteigend." Den Vater zu wecken, hält er für Unrecht: „soll ich den lieben Vater mein im süßen Schlaf erwecken?" Er nimmt dessen Pferd und Waffen, reitet sachte durch den Tann und erlegt den großprahlerischen Riesen nach schwerem Kampfe. Das lichte Kleinod bricht er aus dem Schilde und verbirgt es sorgfältig in seinem Kleide. Darauf eilt er zur Quelle, wäscht Gewand und Waffen vom Blute rein und kehrt leise zum schlummernden Vater zurück.

Am Abend erwacht Milon, springt erschreckt auf und ruft bekümmert: „Wach auf, wach auf! mein Sohn Roland, nimm Schild und Lanze schnell zur Hand, daß wir den Riesen suchen!" Roland sagt kein Wort von seiner Waffenthat, schweigend zieht er hinter dem Vater her. Bald aber kommen sie an den Kampfplatz, wo die Ueberreste des erschlagenen Riesen liegen. Als der Vater sie sieht, ruft er voller Schmerz: „Verschlafen hab ich Sieg und Ehr, nun muß ich ewig trauern." Betrübt schickt er sich an, zu seinem Könige zurück zu kehren.

Mittlerweile waren die übrigen Degen, die kurz vorher auf ihren Streifzügen den erlegten Riesen gefunden und sich irgend eines Stückes bemächtigt hatten, aufgebrochen, um dem König Karl die Beute zu Füßen zu legen. Der eine trug das Haupt, der andere den Handschuh, der dritte

die Stange u. s. w. Graf Richard hatte den Harnisch sammt dem Speere und sprach, indem er die Siegeszeichen dem König überreichte: „Wer suchen will im wilden Tann, manch Waffenstück noch finden kann; ist mir zu viel gewesen.“ Zuletzt kam gesenkten Hauptes Milon daher, hinter ihm Roland, des Vaters Schild und Speer tragend. Als sie sich dem königlichen Schlosse näherten, zog der Heldenknabe das wundsame Kleinod hervor und setzte es heimlich in des Vaters Schild, daß „es blitzte und leuchtete wie die helle Sonne“. Bei diesem Anblick jubeln alle: „Heil Milon von Anglant, der hat den Riesen übermannt, ihm abgeschlagen Haupt und Hand, das Kleinod ihm entrissen.“ Erstaunt blickt der Vater zur Seite und fragt: „Roland sag an, du junger Fant, wer gab dir das, Geselle?“ Besorgt, daß ihm der Vater zürne, sprach Roland bittend: „Um Gott, Herr Vater! zürnt mir nicht, daß ich erschlug den groben Wicht, derweil ihr eben schliefet.“

Im Innern der Tanne wird das Harz bereitet, wodurch sie an Bedeutsamkeit gewinnt. Alljährlich ziehen Männer in die Tannenwälder, welche sich meilenweit ausdehnen, und hauen in die größten Stämme ein Loch. Aus der Wunde perlen goldene Tropfen, die sich zu harter Masse, Harz genannt, verhärten. Das ausgequollene Harz wird in große Kessel geworfen und auf schwachem Feuer geschmolzen. Dadurch gewinnt man Theer, und hieraus macht man das bekannte Pech, das mancherlei Verwendung findet. Schon der fromme Mann Noah, von dem die biblische Urkunde erzählt, kannte Pech, das Erdpech, welches mit dem gewöhnlichen Pech große Aehnlichkeit hat, und wußte es zu benutzen, als er die Arche baute. Es verdankt seine

Entstehung dem Untergange vorweltlicher, tannenartiger Gewächse und war namentlich im Morgenlande zu finden.

Später leistete es bei der Errettung Moses einen wichtigen Dienst: das aus Rohr gefertigte Kästchen, in welches die sorgende Jochebeth ihr Kind legte, war innen und außen mit Pech verkittet, so daß kein Tröpfchen Wasser hindurch dringen konnte.

In den vorweltlichen Zeiten gab es eine Art Tannenbaum, den Bernsteinbaum, der in den Fluten unterging und eine Menge schönes Harz zurückließ. Das Bernsteinharz verhärtete sich im Meere, während die Bäume selbst vermoderten. Man findet es hauptsächlich in der Ostsee, fischt es aus dem Meere oder gräbt es aus dem Sande des Ufers. Der Bernstein, jetzt zu mannigfachem Schmuck verwandt, stand besonders im Alterthum im hohen Ansehen. Die Pönizier waren die ersten, welche ihn in den Handel brachten. Sie durchschifften mit kühnem Muthe das wilde Meer und kamen bis zum Nordseeufer Deutschlands. Kein Volk wagte ihnen auf den Meerfahrten zu folgen. Um Neugierige zu schrecken, erzählten sie allerlei grausige Märchen. So fabelten sie, wenn man über die Säulen des Herkules hinausgekommen, würde das Meer so dick wie Gallerte, dazu müßte man sich durch feuerspeiende Ungeheuer hindurchschlagen.

Aus allen Ländern holten sie ihre Schätze. An der preußischen Küste fanden sie den Bernstein, den sie in den Ländern des Mittelmeers verhandelten und damit bedeutenden Gewinn erzielten. Man betrachtete den wunderbaren, durchsichtigen Körper als das kostbarste Kleinod und schätzte ihn höher als das Gold. Wie man jetzt Ringe mit Edelsteinen besetzt, schmückte man sie damals

mit Bernstein, und nur ganz reiche Leute waren im Stande, ihn zu tragen. Von dieser Höhe ist er freilich bedeutend gefallen, aber dennoch ist er in der Gegenwart ein viel gesuchter Luxusartikel.

---

11. Die Birke.

Die Birke ist gleich der Tanne so recht ein Baum des Nordens, die hoffnungsreiches Leben in die frostigen Einöden trägt. Zwar wird sie in jedem Jahre, wenn der strenge Winter naht, an allen Gliedern nackt, aber die härteste Kälte ist nicht im Stande, ihr das innerste, fröhliche Leben zu rauben. Sobald die ersten Sonnenstrahlen mild vom Himmel leuchten, schmückt sie sich mit frischem Grün und läßt ihre zarten Blätter wie verzauberte Schmetterlinge im Winde lustig flattern. Die Nordländer, denen das saftige Grün nur spärlich zugetheilt ist, sehen in ihr einen liebevollen Wohlthäter, der innigen Dank verdient. Für sie ist die Birke der echte Freudenbaum, der ihnen die Lust und Wonne der schönsten Jahreszeit nahebringt.

Hat sie sich mit neuem Laube bekleidet, so zieht Alt und Jung hinaus zum lieblichen Birkenwalde, um das beseligende Frühlingsfest zu feiern. Hier wird nach den Klängen der Musik getanzt, dort geschaukelt. Hier singt die fröhliche Menge launige Volkslieder, dort haben sich Bekannte vereinigt und genießen unter Lachen und Scherzen, was die einfache Küche zu bieten vermag. Ueberall wogt es unter den biegsamen, schwanken Zweigen von fröhlichen Menschen, die eine Zeitlang die Mühen und Sorgen der Zeit vergessen. Naht der Abend, so schmücken

sich die Festgenossen mit Birkenzweigen und ziehen ihren kleinen Häuschen wieder zu, die statt der Ziegel mit Birkenrinde gedeckt sind.

Die Birke ist mit dem Dasein der Nordländer überaus eng verknüpft; sie greift in alle Verhältnisse wirksam und fördernd ein. Schreit das kleinste Kind, das in der Wiege ruht, so greift das alte gebückte Großmütterchen nach einem Strick, der unter der Decke an der biegsamen Spitze eines wagerecht angebrachten Birkenstammes befestigt ist und einen Wiegenkorb trägt, aus Birkenreisern geflochten. Sobald nun das Großmütterchen den Strick abwärts zieht, schaukelt der Wiegenkorb auf und nieder, und das schreiende Kind vergißt seinen Kummer. So hilft die Birke den Menschen, die Kinder einzuwiegen. Auch ist sie gern bereit, die ältern zu brauchbaren Menschen zu bilden. Denn sind sie ungehorsam und trotzig, so greifen die Alten nach der Birkenruthe und wenden sie als ein wirksames Heilmittel an.

Diese Züchtigungsart hielt man einst für unerläßlich, weshalb es in einem Gedichte des 16. Jahrhunderts heißt:

„Grüß dich, du edles Reise,
Deine Frucht ist Goldes werth,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt.“

Und ein weiser Mann des Volkes Israel gab allen Vätern den Rath: „Wer sein Kind lieb hat, der hält es unter der Ruthe.“

Wie bei den nordischen Völkern, so ist auch die Birke bei uns in Deutschland mit den Leiden und Freuden unseres Volkes innig verwachsen. In vielen Gegenden ist es eine uralte Sitte, daß am Pfingsttage, wenn der Früh-

ling triumphierend einzieht, die Jungfrauen das trauliche Stübchen und die Eingangsthüre des Hauses mit jungen „Maien" schmücken. Selbst das Kirchlein, von frommer Hand bekränzt, prangt im köstlichen Festkleide des Maibaums, als wollte es mit mahnender Stimme sprechen: „Laß die Liebe und Hoffnung stets grünen, so lange du hier wandelst!"

Rückt die Zeit heran, wo sich die vergnügte Schar der Jünglinge und Jungfrauen zum Spiel und Tanz in freier Natur versammelt, so veranstaltet man die Festlichkeit gern im Birkenwäldchen, oder, wenn das nicht sein kann, holt man doch einige Birken des nahen Waldes und pflanzt sie zwischen die aufgeschlagenen Zelte, wo sie im weiten Raume glänzen und dem Ganzen ein freundliches Gepräge geben.

Die Pfingstbirke spielt nicht selten eine große Rolle, namentlich in Westfalen, wo sich so manche uralte Sitte in ursprünglicher Reinheit erhalten hat.

Am Abend vor dem Festmorgen ziehen die jungen Burschen in den Wald und holen die schönsten Bäume des Birkenwaldes, um sie während der Nacht vor dem Fenster einer viellieben Jungfrau aufzupflanzen. Erwacht das Mädchen und sieht den stattlichen Baum, so fühlt es sich hoch geehrt, da es weiß, daß es sich Liebe erwarb. Hat aber irgend eine Jungfrau die Gunst der Jünglinge verloren, sei es, daß sie hochmüthig oder zänkisch und abstoßend war, so erhält sie entweder gar keinen oder einen trockenen Baum. Ein solch gezüchtigtes Mädchen ist lange Zeit hindurch Gegenstand der boshaftesten Bemerkungen und des Spottes. Weiß daher ein Mädchen, daß es nicht beliebt ist und sich einer Züchtigung gewär-

tigen muß, so drückt es in der Pfingstnacht vielleicht kein Auge zu, damit es vor Tagesanbruch, ehe die Bewohner erwachen, den Schandbaum hinter dem Fenster fortschaffe.

An diese Sitte, der Geliebten einen Pfingstbaum vor das Fenster zu pflanzen, denkt der Dichter Hoffmann von Fallersleben, wenn er zum Abschiede so herzlich singt:

„Morgen müssen wir verreisen,
Und es muß geschieden sein;
Traurig ziehn wir uns're Straße.
Lebe wohl, gedenke mein!
Uebers Jahr zur Zeit der Pfingsten
Pflanz ich Maien dir vors Haus,
Bringe dir aus weiter Ferne
Einen frischen Blumenstrauß.

In früheren Zeiten wurden auch Maibäume in der Mitte des Dorfes aufgerichtet, um schon am Abend vor Pfingsten als Versammlungsort für die Bewohner eines oder mehrerer Dörfer zu dienen. Dort führte man ernste und heitere Gespräche, lachte, jubelte, sang und tanzte im muntern Trubel.

Die alten Sitten sterben zwar immer mehr aus; aber wenn sich unser Volk den rechten Sinn für die Natur zu erhalten weiß, wird die Birke noch viele Jahre mit seinem Gemüthsleben verwachsen bleiben.

---

12. Die Pappel.

Die Welt ist so still und ruhig, kein Lüftchen scheint zu ziehen. Die Bäume, die ihre Zweige über unser Haupt strecken, stehen schweigend und stumm auf ihrem Platze. Kein Blättchen will sich regen, es ist als ob sie alle tief

im Traume lägen. Aber siehe, drüben am Hügel flattern die Blätter eines hohen, stattlichen Baumes ununterbrochen auf und nieder. Sie zeigen ein reges, geschäftiges Leben, während die übrigen sanft schlafen. Es sind die langstieligen, dünnen, fast kreisrunden Blätter der Zitterpappel oder Espe.

Dies Zittern und Flüstern hatte für den sinnigen Beschauer etwas Geheimnißvolles und forderte zum Nachdenken auf.

Um den Grund der zitternden Bewegung zu finden, trat die alte Sage auf und plauderte ihre wundersamen Geschichten. Sie erzählt, die Espe sei vom strafenden Gott zum ewigen Erzittern verurtheilt, weil sie das Holz zum Kreuze lieferte, an welchem der Heiland für die Sünden der Welt litt. Zwar vernahmen wir schon vorher, daß der Lebensbaum und die Tanne das Holz hergeben mußten, aber die neckische Sage bekümmert sich nicht im mindesten um ihre Schwestern, sie tritt unabhängig von allen übrigen hervor.

Mit wie viel mehr Wahrscheinlichkeit als diese Mähr könnte man in dichterischer Weise sagen, der Baum zittere, weil aus ihm die Kohle zu Schießpulver bereitet wird; er dächte bebend an all das Unglück, das durch Pulver und Blei verursacht wurde, denn „ein furchtbar wüthend Schreckniß ist der Krieg, die Herde schlägt er und den Hirten".

Von altersher hat man das heftige Beben des erschrockenen Menschen mit dem Zittern des Espenlaubes verglichen, und wer beides beobachtet, wird den Vergleich zutreffend finden.

Neben der Espe tritt ihre bekanntere, viel häufigere

Schwester, die Pappel, bedeutsam hervor, von mancherlei Sagen umgeben.

Die Sagen beziehen sich größtentheils auf ihr schnelles Wachsthum und lassen zugleich die Anerkennung ihres Werthes für die Menschheit durchblicken.

Hier und da herrscht der Glaube, sie besäße die übernatürliche Macht, das Haar wachsen zu lassen. Zu dem Zweck pflegen eitle Mädchen ein Loch in die Pappel zu bohren und einige ihrer Haare hinein zu stecken. „Denn," sagen sie, „da die Pappel schnell wächst, muß auch unser Haar wachsen!"

In Schleswig geht über die Pappel folgende Sage: Ein König hatte einen großen Garten, in welchem die verschiedensten Baumarten standen. Von allen Bäumen liebte er eine Pappel am meisten, welche kräftig emporgewachsen war. Aber so oft er einstmals auch im Frühlinge darnach sah, wollte sie doch nicht wachsen. Darüber war er sehr betrübt. Als er nun eines Tages mit seinem treuen Diener Hanns spazieren ging und an den blätterlosen Baum kam, fing er bitterlich an zu weinen. Da sagte Hanns: „Herr König, ich will Ihm den Baum wachsen lassen, wenn er mir alles geben will, was ich bei dem Baum in der Erde finde." Der König sprach: „Ja, du sollst alles haben und sollst mir fortan der Liebste auf Erden sein." Schnell riß nun Hanns den Baum mit den Wurzeln aus der Erde, und siehe, da lagen im Grunde zwei große Edelsteine und ein goldenes Buch. Er nahm die Steine zu sich und ward von Stund an so klug und weise wie kein anderer Mensch vor ihm, denn er konnte die geheime Schrift des gefundenen Buches lesen, worin alle Weisheit geschrieben stand. Die Pappel aber steckte

er wieder in die Erde, wo sie zur Freude des Königs schnell aufwuchs.

Des Königs Tochter aber war blind und konnte von niemandem geheilt werden. Da trat der treue Hanns zum König und sprach: „O König, sei nicht mehr so traurig wegen des Unglücks, das deine Tochter betroffen hat, denn ich will sie gesund machen.“ „Ach,“ entgegnete der König, „für meine unglückliche Tochter giebt es keine Hilfe, kannst du ihr aber das Augenlicht wiedergeben, so soll sie zum Dank deine Gemahlin werden.“ Hanns brach von der Pappel einige Blätter, legte sie auf die erblindeten Augen und machte sie wieder sehend. Darnach heirathete er die Königstochter, und wurde später selber König.

---

13. Die Buche.

Die stattliche Buche hat zwar keinen Antheil an dem Siegesjubel und den Kriegsthaten unserer Vorfahren; aber dafür hat sie in stiller, segensreicher Weise beigetragen, gute Sitte und Bildung unter dem Menschengeschlecht zu verbreiten. Und wägen wir beides, Kriegsruhm oder Cultur, gegen einander ab, so müssen wir dem letzteren den Vorzug geben. Ist die Buche daher auch nicht mit Ruhmeskränzen umgeben, so werden wir sie doch keineswegs gering ansehen dürfen.

In der Zeit der alten Germanen, wo noch kein Papier erfunden war, gab sie die Stäbe her, in welche gewisse Zeichen für Laute und Wörter eingeschnitten wurden, damit wichtige Ereignisse und Lehren auf die späte Nachwelt vererben konnten. Diese Schreibart hatte im Ver=

gleich zu der anderer Völker des Alterthums, welche die Schriftzeichen in Blätter ritzten, den entschiedenen Vorzug der Dauerhaftigkeit. Zum Danke dafür hat man den Schriftzeichen für die Laute nach ihr den Namen „Buchstaben" gegeben, welcher bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Jetzt, nachdem die Buchdruckerkunst erfunden, findet man jene Art der Aufzeichnung freilich mangelhaft und unzulänglich; in der Zeit aber, wo sie entstand, war sie ein gewaltiger Fortschritt, darauf die Nachwelt weiter bauen konnte.

Als späterhin die Kunst der schriftlichen Darstellung weiter ausgebildet wurde, war die Buche die treue, helfende Begleiterin des Fortschrittes.

Schon vor der Zeit Gutenbergs, des Erfinders der Buchdruckerkunst, schnitt man in glatte Holztafeln erhabene Bilder, bestrich sie mit Farbe und druckte sie alsdann auf Papier. Zu diesen Tafeln nahm man gern das feste Buchenholz. Später fügte man den Bildern auch Reime und Sprüche bei und druckte zuletzt größere Bücher. Aber man mußte bei diesem Verfahren ebenso viele Holztafeln anfertigen, als das Buch Seiten hatte, und für jedes neue Buch waren neue Tafeln nöthig. Da kam Gutenberg auf den Gedanken, die Buchstaben einzeln aus Holz zu schneiden und sie zu verschiedenen Wörtern zusammen zu setzen. Aber er fand bald, daß sich die Holzbuchstaben, selbst die festen aus Buchenholz, leicht abnutzten und daß es viele Mühe machte, die so schnell verbrauchten durch neue ersetzen zu müssen. Nun sann er darauf, Buchstaben aus Metall zu fertigen, und nach langen Mühen gelang es, damit die Bibel, dies viel begehrte Buch der Bücher,

zu drucken. Die Buchenbuchstaben wurden nunmehr bei Seite gesetzt, aber das Buchenholz mußte auch jetzt noch wesentliche Dienste leisten, denn die gedruckten Bücher wurden mit Einbanddeckeln aus Buchenholz versehen. Alte Leute erinnern sich noch recht gut jener Bibeln, die statt der Pappe oder des Leders mit Holztafeln gebunden waren.

So hat die Buche treu und ehrlich geholfen, die Menschheit weiser und frömmer zu machen, und darum verdient sie es gerade so gut besungen zu werden als die kriegerische Eiche, aus deren Holz die Speere geschnitten wurden.

Als Baum der „Wissenschaft" soll sie zuweilen auf ihren Blättern ein T bilden, wodurch sie auf Gott Thor (Donar) hinweise, der sich darin offenbare, denn T ist das Runenzeichen für Thor. Wer so glücklich ist, ein solch gekennzeichnetes Blatt zu finden, kann der Sage nach sich, seine Thiere, sowie sein ganzes Haus vor Schäden und Verzauberungen schützen.

Wenn nun auch dieser Wahn zu den Schattenbildern unseres Volkes gehört, so reiht er sich doch dem Gesammtbilde der Buche passend an.

---

14. Der Ahorn.

Das Volk hat sich mit dem Ahornbaum nur äußerst wenig beschäftigt. Es sind daher auch nur wenige Züge vorhanden, in denen er Erwähnung findet. Der Grund dafür liegt vielleicht in der früheren Unbekanntschaft des Gewächses; zum Theil ist aber auch die Volksgunst so unergründlich, daß man nach einer Regel vergeblich forscht: es standen Pflanzen im hohen Rufe, die weder durch ihre

Größe noch durch ihre Farbenpracht in die Augen fielen, während hohe, auffallende Gewächse unbeachtet blieben.

In der Nähe von Altenburg soll sich folgende Geschichte ereignet haben: In einer alten, morschen Ruine stand ein Ahorn, der schon viele Jahrzehnte gesehen, einen gewaltigen Umfang erreicht hatte und seine Zweige hoch über die letzten Zacken der Ruine streckte. Ein Bauer faßte den Entschluß, den Riesen umzuhauen und ihn als Nutzholz zu verwenden. Morgens in der Frühe, als der Himmel sich eben zu röthen begann, stand er, mit Axt und Säge bewaffnet, in der Burg und legte die Hand an den Stamm. Plötzlich erschien eine himmlische Jungfrau, in schneeweiße Kleider gehüllt, und sprach: „Du willst, wie ich sehe, diesen Baum, der hier viele, viele Jahre gestanden, umhauen; sage, was willst du aus dem Holz verfertigen? „Tische und Stühle," antwortete der unerschrockene Bauer, „denn ich will zu Martini heirathen." Mit feierlich erhobener Stimme entgegnete die Jungfrau: „Dieser Ahorn widersteht jedem Axthieb, so lange ihn meine Hand nicht berührt. Willst du aber eine Wiege für deinen Erstgeborenen daraus zimmern, so berühre ich ihn, damit du ihn erlegen kannst." Da der Mann sah, daß Widerstreben vergeblich sein werde, erklärte er sich bereit dazu und gelobte, daß sein Kind in der Ahorn-Wiege liegen sollte. Nach diesem Gelöbniß stürzte der Baum unter den ersten Axthieben krachend zu Boden. Der Bauer heirathete, erhielt einen Sohn und legte, seinem Versprechen getreu, ihn in die aus dem Ahorn gemachte Wiege. Nach einiger Zeit, als er gerade sein Kind einwiegte und süße Schlummerlieder sang, erschien die Jungfrau wieder und trug ein Reis in der Hand, welches sie dem Kinde schenkte. Lächelnd

sagte sie zu ihm: „Wenn dein Kind das Reislein behält, wird es glücklich sein während der langen Zeit seines Lebens. Siehe, ich war verdammt, bei dem Ahorn in der Ruine zu wohnen, ohne den himmlischen Frieden zu finden, bis jemand kommen würde, der den Baum für seinen ersten Sohn zuhauen wolle. Göttlicher Mann, du hast mich erlöst und mir den Frieden wiedergegeben." Mit freudestrahlendem Gesichte verschwand sie.

Die Prophezeiung erfüllte sich, dem Knaben ging alles zu Glück wie einem Sonntagskinde.

---

15. Die Weide.

Es ist eine weit verbreitete Sitte, die Weiden zu köpfen, d. h. die Stämme in einer gewissen Höhe abzuschlagen, wodurch sie im vorgerückten Alter ein eigenthümliches Ansehen erhalten: sie erscheinen verzerrt und verkrüppelt.

Es ist nun eine natürliche Folge des Köpfens, daß die abgehauenen Stämme durch den steten Niederschlag morsch und hohl werden, ja zuletzt zerreißen; aber die nie müssige Sage nimmt darauf keine Rücksicht. Sie weiß eine andere Erklärung und trägt sie mit zuversichtlichem Muthe vor. Als Judas seinen Herrn und Meister verrathen hatte und erfuhr, daß derselbe zum Tode verdammt war, reuete es ihn, und er hängte sich an einem Weidenbaume auf. „Und er ist," wie die Schrift wörtlich sagt, „mitten entzwei geborsten und alle seine Eingeweide ausgeschüttet." Seit der Zeit lastet der Fluch auf der Weide; sie reißt und berstet zur ewigen Erinnerung an die grausige That des verächtlichen Verräthers.

Zieht der Abend herauf und wirft seine dunklen Nebel-

schleier über die Fluren, so scheinen die Weiden am einsamen Bach wie Gespenster, die sich leise und schattenhaft auf- und niederbewegen. Abergläubische Naturen sahen in ihnen überirdische Wesen, Elfen und Nymphen, die der Unterwelt entstiegen, um an öden, wüsten Gegenden ihre unheimlichen Reigen aufzuführen. Daher nehmen sie mit den Erlen in den Nymphen- und Nixensagen eine bevorzugte Stelle ein. Die ängstlich beklemmende Stimmung, welche durch das gespenstische Schaukeln der Weiden in dem schreckhaften Wanderer erregt wird, schildert uns Goethe in unübertrefflicher Weise in seinem bekannten „Erlkönig".

Dann und wann findet man den Wahn, die Königin der Hexen trüge als Scepter einen Weidenzweig; auch hätte sie ihre Untergebenen damit zum Schaden der Menschen versehen. Streiften sie damit den Morgenthau von Gras und Blumen, so entständen Reif und verderbenbringende Nachtfröste, schlügen sie einen Knoten in die schwankenden Ruthen, so hätten sie darin die Macht, jemand auf der Stelle zu tödten.

Erscheinen die Weiden im Dunkel der Nacht gespenstisch und geisterhaft, so machen sie an trüben regnerischen Tagen einen schwermüthigen, melancholischen Eindruck. Ihre Zweige hängen sie tief herunter, neigen sie bis zum Spiegel des Wassers und lassen die Fluten des Bächleins darüber und darunter hingehen. Diesem Bilde entspricht es in überraschender Weise, wenn die Israeliten, die aus ihrer Heimat in die babylonische Gefangenschaft geschleppt waren, traurig und wehmüthig klagen: „An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hängten wir an die Weiden,

die darinnen sind. Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde ich meiner Rechte vergessen. Meine Zunge müsse an meinem Gaumen kleben, wenn ich deiner nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein!"

Namentlich ist die Trauerweide ein Sinnbild der Trauer und unbefriedigten Sehnsucht. Ihre Aeste und Zweige hängen zur Erde herab, als wollten sie vor Herzeleid den blauen Himmel nicht ansehen. Darum ist es von altersher Sitte gewesen, sie auf die Ruhestätte der Lieben zu pflanzen. Und gewiß vermögen sie dort jedes Menschen Herz mit wehmüthigen Gefühlen zu erfüllen, sowie in jeder warm fühlenden Menschenbrust neben dem Weh des Scheidens auch die süße Hoffnung des Wiedersehens zu beleben.

Die altchristliche Sage sucht das Niederhängen der Zweige nicht in der Natur des Baumes, sondern in einem christlich mystischen Grunde. Wie sie berichtet, sind von ihr die Ruthen genommen, mit welchen der Herr Jesus vor seiner Kreuzigung von den rohen Kriegsknechten gepeitscht wurde. Einer von den Zweigen sei nach Europa gebracht und zu einem Baume herangewachsen, von dem alle Trauerweiden unseres Erdtheils abstammen. Vor Scham, zu solchem Verbrechen gedient zu haben, möchten sie die Augen nicht aufheben.

Im ersten Frühlinge ist jedoch die Weide am Bach keine trübe, sondern eine liebliche Erscheinung, denn sie schmückt sich mit tausend gelben Blüten, die in ihrer Vereinigung so weich sind wie kleine „Kätzchen". Namentlich tritt die sogenannte Palmweide hervor. Sie kommt so frühzeitig, daß sie in einigen katholischen Gegenden bereits am Palmsonntage, dem Tage des Einzugs Jesu in Jerusalem, zum Schmuck der Häuser verwendet wird.

Auch werden da und dort „Palmzweige“ in feierlicher Weise geweiht und im Umzuge den Gläubigen vorangetragen, wobei dieselben in heiliger Andacht singen: „David sah, im Geist entzücket, den Messias Jesus Christ, sah, wie er das Volk beglücket, das ihm treu ergeben ist. Tochter Zion, streu ihm Palmen, breite deine Kleider hin, sing ihm Lieder, sing ihm Psalmen, der zum Heile dir erschien.“

---

16. Die Cypresse.

Ueber den Ursprung der himmelanstrebenden Cypresse, eines der edelsten und düstersten unter den dunkelgrünen Bäumen, berichtet die griechische Sage: Es waren einst blühend schlanke Jungfrauen, die den Tanz über alles liebten und in dieser Kunst alle andern Gespielinnen übertrafen. Sie wurden bewundert, geehrt und besungen; aber die ihnen gezollte Bewunderung machte sie hochmüthig, so daß sie sich vermaßen, mit den Göttinnen im Tanzen wetteifern zu wollen. Darüber erzürnten die Unsterblichen; in furchtbarer Wuth ergriffen sie die stolzen Tänzerinnen und warfen sie in einen Sumpf, wo sie eines jämmerlichen Todes sterben sollten. Aber die Mutter Erde erbarmte sich ihrer; sie verwandelte sie in Bäume, schlank und schön, gerade wie die schönen Mädchen im Leben gewesen waren. Die Menschen welche die unbekannten Bäume zuerst sahen, nannten sie Cypressen.

Auf den Tod hindeutend, ist die Cypresse in den südlichen Ländern seit altersgrauer Zeit ein Sinnbild der Trauer und des Todes und wird daher als stille Wacht auf die Gräber der geliebten Todten gepflanzt.

„In ihrem Schatten schläft sichs wohl,
Und alle werden drin begraben.
Gleichviel welch Reis sie zum Symbol
Des Lebens einst erkoren haben."

„Die stille Stadt der Todten," wie die Muhamedaner die Kirchhöfe zu nennen pflegen, ist die eigentliche Heimat der Cypresse. Nichts wird von den Türken heiliger gehalten als die Todtenäcker. Es sind dies große, freie Plätze, die von Cypressen dicht umstanden sind und eine so große Menge der herrlichsten Bäume einschließen, daß dadurch ein förmlicher Hain gebildet wird. Statt der schweren, festen Leichensteine werden künstlich durchbrochene genommen durch welche die Blumen, Sträucher und Bäume, die man auf das Grab setzt, mit ihren Blüten und grünenden Zweigen hindurch schauen. Diese Grabespflanzen werden sorgsam gepflegt und gedeihen daher aufs prachtvollste. Auf dem stillen, heiligen Raume versammeln sich zu jeder Tageszeit Andächtige, die in süßer Erinnerung an die Geschiedenen fromme Gebete zu Allah senden. Manche Muselmänner hegen eine so hohe Ehrfurcht gegen die Todten, daß sie keinen Tag verstreichen lassen, an dem sie nicht zum Grabe pilgern und ihr Gebet verrichten. Selbst bei Nacht stellen sie sich auf den Gräbern ein, um zu beten oder Blumen und Sträucher zu begießen und zu pflegen, soweit die Nacht es zuläßt.

Schon bei den Leichenfeierlichkeiten greift die Cypresse in die Gebräuche der Orientalen ein. Ein Reisender, der einst Gelegenheit hatte, dem Leichenbegängnisse eines muselmännischen Bauern beizuwohnen, erzählt darüber folgendes: „Der Todte wurde mit verhülltem Antlitz auf einer Bahre getragen, die begleitenden Freunde trugen Cypressen=

stämmchen. Der Priester, der vor der Leichenbahre aufging, sprach von Zeit zu Zeit einige Sprüche des Koran und wiederholte sie, als man den Körper der Erde wiedergab. Als die Gruft geschlossen, pflanzte jeder seine junge Cypresse ein, die einen rechts, die andern links vom Grabe und gingen darauf von dannen."

Mit vielem Interesse folgen die Angehörigen dem Schicksal der Pflänzlinge. Fassen dieselben Wurzeln, so gilt dies für ein sicheres Zeichen, daß der Heimgegangene in das Paradies aufgenommen ist, welches den Seligen verheißen worden. Fangen sie aber an zu kränkeln oder gar zu verdorren, so schließt man daraus auf das traurige Loos des Geschiedenen und giebt sich einem grenzenlosen Schmerz hin. Man wähnt, der Todte würde von schwarzen Engeln gepeinigt und fände keine Ruhe, bis es den Fürbitten ihres verehrten Propheten gelänge, die arme, bedauernswerthe Seele zu befreien.

Eine ähnliche Stellung hatte die Cypresse bei den alten Griechen. Wir hören, daß die Scheiterhaufen, auf denen sie ihre Todten verbrannten, aus Cypressenholz hergerichtet wurden, und anderseits, daß die Athener ihre Helden in Särge von Cypressenholz legten, theils des angedeuteten Symbols wegen, theils aber um der Unverwüstlichkeit des Holzes willen. Die Griechen nahmen diese Sitte von den Egyptern an, deren Todte mehr als 1000 Jahre in solchen Särgen lagen, ohne daß diese vermoderten.

Zum Zeichen des Ernstes und der Trauer waren auch die griechischen Priester während der Opfer, die dem Gott der Unterwelt in finsterer Nacht dargebracht wurden, mit Cypressenzweigen bekränzt. Und Gott Zeus trug der Sage nach ein Scepter, das man sich aus Cypressenholz geschnitten

dachte, eine stete Mahnung, daß er ein Herr über Leben und Tod sei.

In Cypressenhainen standen sehr häufig die Heiligthümer der Götter; dort errichtete man zu Ehren der Unsterblichen Opferaltäre, wohin der Dankbare seine Gaben brachte. Ein Cypressenhain war auch ganz geeignet, die Sinne zu den himmlischen Höhen empor zu ziehen. Das dunkle, geheimnißvolle Grün erweckte in dem Herzen des sinnigen Beschauers feierlich ernste, auf den Tod gerichtete Gedanken und ließ Leichtfertigkeit nicht aufkommen.

Wie nun die Cypresse im Morgenlande von jeher der Grabesbaum war, so hat sie auch der Abendländer in jüngster Zeit auf das Grab der Lieben gesetzt. Unsere Friedhöfe schließen eine ansehnliche Anzahl ein, die dem stillen Raume den Charakter des Ernstes und der Trauer aufdrücken. Und gewiß sind sie ganz besonders berufen, diesen Platz einzunehmen; sind sie doch eine stete, eindringliche Mahnung, die der Dichter in die Worte faßt:

„Hin eilt dieses Leben, hin zu Ende,
Wo herüber die Cypresse hängt;
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' der Tod euch aus einander drängt."

---

17. Der Lorbeerbaum.

Wenn die Cypresse der Baum des Todes ist, so ist der Lorbeer der Triumph des Lebens, des Sieges und des Ruhmes. Mit dem Lorbeer krönte man die Sänger, Dichter und Helden, und kein Schmuck war köstlicher als ein Kranz von Lorbeerblättern.

Eine altgriechische Sage erzählt die Entstehung des Baumes folgendermaßen.

Einst lebte eine wunderschöne Nymphe (Daphne), die im Dienste der Diana stand und nichts so sehr liebte als die Jagd. Täglich zog sie aus zu den dunkeln Wäldern, um das schnelle Wild zu erlegen, und kam sie beutereich heim, so war ihr Glück vollkommen. Da geschah es, daß Apollo die bildschöne Nymphe erblickte und in heißer Sehnsucht entbrannte, sie zu besitzen. Mit glühenden Worten warb er um ihre Hand, aber sie zeigte keine Neigung, in den Antrag zu willigen. Er bat und flehte, er gab sich als den Gott des Lichts und des Gesanges zu erkennen und versprach, ihr alles Gute zu erweisen, doch vergebens. Sie ergriff vor seinem ungestümen Werben die Flucht, aber er verfolgte sie, und bald war er ihr so nahe, daß sie in seine Gewalt zu gerathen schien. Da ruft sie zum Vater der Götter und Menschen: „O Zeus, sei barmherzig, öffne die Erde, daß sie mich verschlinge! Kannst du aber diese Bitte nicht erhören, so vernichte meine Reize, die mir nur Schmerzen bringen, indem du mich verwandelst."

Und kaum hat sie das Gebet beendet, so werden ihre Glieder starr und fest wie Holz, die Arme schießen in die Höhe und werden zu Zweigen, die Haare bilden sich zu breiten Blättern um, die Füße schlagen Wurzeln, und staunend erkennt der allzustürmische Gott, daß die Begehrte in einen ewig grünenden Lorbeer verwandelt ist.

Er küßte die Blätter, drückte das Holz an sein Herz und rief: „Da du meine Gattin nicht sein kannst, so sei wenigstens mein Baum für immerdar. Immer sollst du mein Haupt, die Leyer und den Köcher mir schmücken, und sowie die goldenen Locken meine jugendliche Stirne um-

glänzen, so soll auch dich unverändert der Ruhm deines Laubes bedecken." Der angebetete Baum neigte seine Zweige herab und bewegte die dicht beblätterte Krone zum Zeichen, daß er den Wunsch des Gottes erhöre.

Darum ward der Lorbeer fortan dem Apollo geheiligt. Alte Geschichtsschreiber berichten, der erste apollische Tempel zu Delphi sei nur aus Lorbeerzweigen geflochten gewesen; und später, als an dessen Stelle ein neuer, prachtvollerer gebauet war, wurde er täglich mit frischen Zweigen bekränzt. Kamen dann die Frommen zum Tempel, um ihre Opfer darzubringen, so trugen sie Lorbeerzweige in den Händen, während die Priester ihr Haupt mit einem Lorbeerkranze geschmückt hatten.

Die Priesterinnen, welche des Gottesdienstes pflegten, streuten einige Blätter in das heilige Feuer; knisterten und krachten dieselben, so galt das für ein gutes Zeichen, verbrannten sie dagegen ohne alles Geräusch, standen schlimme Zeiten bevor.

Wahrsager trugen einen Stab aus Lorbeerholz, weil er ihnen die Kraft verlieh, das Verborgene, die Zukunft zu schauen.

Wer ein Lorbeerblatt im Munde behielt, empfing Glück und Segen, und wer in der Nacht einen Lorbeerkranz um das Haupt trug, hatte schöne Träume, die sämmtlich in Erfüllung gingen.

Weil somit der Lorbeer ein allseitiger Glücksbringer war, so galt sein Verdorren für ein böses Zeichen, wodurch Krieg, Krankheit und Tod angekündigt werde. Nach geschichtlichen Aufzeichnungen begannen wunderbarer Weise kurz vor dem Tode des grausamen Tyrannen Nero alle Lorbeerbäume zu welken, obwohl ein sehr milder

Winter gewesen war, und starben bald darauf gänzlich ab. Und als später in Padua eine furchtbare Pest ausbrach, gingen die Lorbeerbäume aus, den Menschen bezeugend, daß die Luft mit schädlichen Stoffen gefüllt sein müsse.

Interessant ist auch die geschichtliche Thatsache, daß der arglistige, grausame Kaiser Tiberius beim Ausbruch eines heftigen Gewitters sich mit einem doppelten Lorbeerkranze bedeckte, weil der allgemeine Glaube ging, derselbe schütze gegen den Blitz. Dazu kroch er gleich einem furchtsamen Kinde unter das Bett.

Ein ähnlicher Glaube herrscht noch heute in Spanien. Rollt der Donner und zucken die Blitze, so legen einige Leute, um sich zu sichern, Lorbeerzweige auf ihr Haupt.

---

18. Der Apfelbaum.

Unter den Obstbäumen, welche das liebliche Dörfchen am Hügel mit frischem, freudigem Grün schmücken, wird der Apfelbaum nie fehlen. Er gewährt nicht nur durch seine Blätter, Blüten und Früchte einen herrlichen Anblick, sondern schafft uns auch vielfachen Nutzen, weshalb er immer und überall in der Gunst dankbarer Menschen stand.

Unsere alten Vorfahren sahen in ihm eine hohe Segensgabe ihres Gottes und stellten ihn unter den besondern Schutz der Gottheit. Selbst der alles zermalmende Blitz durfte kein Zweiglein ihm rauben, denn er war gegen den sausenden Hammer Donars gefeit. Neigten sich seine Zweige über das Wohnhaus der Menschen, so war dasselbe vor dem Blitzstrahl geschützt. Gern pflanzte man ihn daher in unmittelbarer Nähe des Hauses an.

Mit diesem Glauben hängt es zusammen, wenn dem Baume allerlei Wunderwirkungen zugeschrieben werden.

Manche Sagen und Märchen wissen, der „Sensenmann" oder gar der Teufel sei durch irgend einen klugen Mann in den Baum gelockt und durch eine darin ruhende Wunderkraft festgebannt, bis er gelobte, von seinem gottlosen Vorsatz abzustehen.

Noch bis auf diesen Tag schneidet man in einigen Gegenden aus seinen Zweigen die sogenannte Wünschelruthe, die, in der richtigen Lage vor die Kniee gehalten, durch ein sonderbares, unerklärliches Niederschlagen der Spitze andeuten soll, wo ein Schatz oder eine Quelle verborgen liegt. In früheren Zeiten — denn allmählich schwindet der Aberglaube — pflegte man keinen Brunnen anzulegen, ohne die Wünschelruthe gefragt zu haben.

Die vermeintlichen Wunderwirkungen des Baumes übertrug man schließlich auch auf die Früchte, die Aepfel, an welche sich daher mehrfach abergläubische Gebräuche schließen.

Hat jemand, so geht vielerorts der Glaube, an den Händen häßliche Warzen, die keinem Mittel weichen wollen, so muß er sie mit einem Apfel dreimal stillschweigend bestreichen und ihn unter die Traufe legen, wo er vermodert. Sobald die Verwesung erfolgt, sind alle Warzen verschwunden.

Nun weiß zwar der nutzbringende Baum von all den unsinnigen Wunderthaten, die ihm beigelegt werden, nichts; aber man sieht an solchen Vorkommnissen, mit welch hoher Ehrfurcht und Scheu er einst betrachtet wurde.

Die runde, kugelige Form des Apfels machte ihn frühe zum Sinnbild der Vollkommenheit und zum Abzeichen der Welt. Kaiser und Könige trugen einen goldenen Reichsapfel als Symbol der Herrschaft, wenn sie sich

ihrem Volke in königlichem Schmucke zeigten. Den ersten Reichsapfel ließ der Sage nach Alexander der Große von Macedonien aus dem Golde anfertigen, das er in den eroberten Ländern erlangt hatte. Dieser Apfel kam zuletzt an einen König von Arabien, der ihn als ein Heiligthum aufbewahrte. Es war derselbe König, der in seinen spätern Jahren den „neugebornen König der Juden" aufsuchte und anbetete. Als er die Reise nach Kanaan antrat, nahm er den überkommenen Reichsapfel mit sich und machte ihn dem Christuskinde zum Geschenk. Doch kaum hatte ihn das holdselige Kindlein mit seinen zarten Händchen berührt, als er mitten entzwei barst zum Wahrzeichen, daß das irdische Reich dem himmlischen weichen müsse.

Die goldwangigen Früchte sind überaus erfrischend und labend. Ihres trefflichen Geschmacks wegen werden sie hauptsächlich von den Kindern geschätzt. Es ist nun eine allgemeine Erscheinung, daß die Kleinen, sobald sie sich eine Vorstellung von der Lieblichkeit des im Gen. geschilderten Paradieses zu machen anfangen, die paradiesischen Früchte mit Aepfeln gleichbedeutend halten. Als Gott zu Adam sprach: „Du kannst essen von allen Bäumen im Garten, aber von dem Baume, der mitten im Garten steht, sollst du nicht essen, denn welches Tages du davon ißt, sollst du des Todes sterben", meinte er nach der kindlichen Auffassung rothwangige Aepfel.

Einem ähnlichen Zuge begegnen wir in der griechischen Sagenwelt, welcher der kindlichen Vorstellungsweise entspricht und die Kindheit der Menschheit charakterisiert. Die Sage erzählt von den goldenen Aepfeln der Hesperiden, die der Held Herkules dem Könige holen mußte.

Als sich nämlich Jupiter mit Juno vermählte, brachten ihm die Götter ihre Hochzeitsgeschenke dar, der eine dies, der andere das. Da wollte auch Titäa, die Göttin der Erde, nicht zurückbleiben. Sie ließ am Westgestade des großen Weltmeers einen ästereichen Baum aufwachsen, der goldene Aepfel trug. Vier Jungfrauen, Hesperiden genannt, wurden die Wärterinnen dieses heiligen Gartens. Sie sollten die kostbaren Schätze hüten, durften aber nicht davon essen. Weil sie sich aber verleiten ließen, davon zu naschen, schickte Juno einen furchtbaren Drachen als Wächter, in dessen Auge kein Schlaf kam. Herkules wußte nicht einmal, wo der Garten der Hesperiden lag. Nach vielen mühseligen Wanderungen kam er zum Riesen Atlas, der ihm versprach, Auskunft zu geben, wenn er für ihn das Himmelsgewölbe tragen wolle. Doch als Atlas ihn unterwiesen hatte, wollte er ihm das Himmelsgewölbe nicht wieder abnehmen. Herkules bat ihn, es nur so lange zu halten, bis er ein Kissen auf seine Schulter gelegt habe, und Atlas, dumm wie er war, stellte sich wieder auf seinen Platz. Nun eilte Herkules nach dem Wundergarten, erschlug den Drachen mit seiner schweren Keule, pflückte die Aepfel und brachte sie seinem Könige, der sich männiglich darüber freute.

Auch in der deutschen Mythologie kommt ein ähnlicher Zug vor.

Iduna, die Gemahlin des sangeskundigen Gottes Braga, der mit fröhlichem Lied die Mahle der Götter erheitert, hat wunderbare Aepfel, die sie ihren Lieblingen unter Göttern und Menschen darreicht. Der Genuß gewährt eine nie versiegende Lebenskraft, erhält Schönheit und Jugend. Als sie einstmals nicht im Kreise der Götter erschien, erfaßte diese ein furchtbarer Schreck, denn wer sollte

ihnen nun neue Jugendkraft geben! Hinterlistig hatte der böse Gott Loki zu ihr gesagt: „Ich weiß einen Baum stehen, der ebenso schöne Aepfel trägt als der, dessen du so sorgsam pflegst. Willst du mir folgen, so werde ich ihn dir zeigen." Arglos verließ sie die Götterwohnung, doch kaum war sie eine Strecke gewandert, als plötzlich ein Riese erschien, der die Gestalt eines Adlers angenommen, und sie mit sich schleppte. Lange Zeit mußte sie in der elenden Gefangenschaft verbringen. Traurig saß sie am einsamen Ort und warf sehnsüchtige Blicke nach den himmlischen Höhen, die Unsterblichen bittend, sie zu erlösen. Endlich erbarmte sich ihrer der alliebende Göttervater, und so ward sie wieder in die Gesellschaft der Himmlischen zurückgeführt, wo sie dann ohne Unterlaß ihre verjüngenden Früchte spendete.

Schließlich darf an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, daß ein goldener Apfel die erste Veranlassung zu dem berühmten trojanischen Kriege wurde, von dem der Dichter Homer so wunderherrlich erzählt.

Zu der Hochzeit, welche die Meeresgöttin feierte, waren alle Götter und Göttinnen eingeladen; nur Eris, die Göttin der Zwietracht, hatte man zurückgelassen, weil man fürchtete, sie würde nach ihrer Gewohnheit Zank und Hader stiften. Voll Ingrimm über diese Zurücksetzung sann sie auf Rache. Als die Gäste beim fröhlichen Mahle saßen, öffnete sie die Thür des Saales und ließ einen goldenen Apfel mit der Aufschrift „der Schönsten" über den Fußboden hinrollen. Kaum hatten die Göttinnen den Apfel gesehen, als sich über den Besitz desselben ein heftiger Streit erhob; denn jede behauptete, die schönste zu sein. Um den argen Streit zu schlichten, ließ sie Gott Zeus nach

Troja, zu dem Königssohne Paris bringen. Dieser weidete gerade die Herde seines Vaters, als die Göttinnen zu ihm traten und ihm ihre Wünsche vortrugen. Jede von ihnen suchte ihn durch Versprechungen für sich zu gewinnen. Die Göttin der Liebe verhieß ihm die schönste Frau der Erde, und dieses Geschenk zog er allen andern vor, weshalb er sie für die schönste erklärte. Auf ihr Anrathen machte er eine Reise, auf der er Helena, die schönste Frau der Welt, raubte. Darüber entstand der trojanische Krieg, der 10 Jahre lang wüthete.

19. Der Birnbaum.

Kann sich auch der Birnbaum an Stattlichkeit und Schönheit mit dem Apfelbaum messen, so hat er doch in der Sage und Geschichte nie eine so ruhmreiche Stellung gehabt. Dennoch muß als erwiesen angesehen werden, daß er im germanischen Alterthum nicht ohne besondere Bedeutung und Verehrung war. Denn als die Boten des Evangeliums ihre christlichen Lehren unter die Heiden trugen, hieben sie die Birnbäume ohne Gnade nieder, wodurch diese auf eine unbedeutende Zahl herabgedrängt wurden.

Ein redendes Zeugniß für ihre einst geachtete Stellung sind auch noch einige Züge, die man hier und da im Volksleben in der Jetztzeit antrifft.

Von einem Birnbaum in Pommern geht die Sage, unter seinen Wurzeln läge ein Schatz begraben, der vom Teufel bewacht würde. Daneben stände ein feuriger Stiefel. Wer nun so viel Muth besäße, denselben anzuziehen, dem müsse der Teufel den Schatz geben. Diese Sage findet in

jener Gegend viele Gläubige, aber niemand ist bislang so beherzt gewesen, die Schaufel anzusetzen; denn es ist der Sage nach ein grausiges Beginnen, das nur ein Tollkühner wagen kann.

Um Mitternacht, in der Geisterstunde, wenn alles ringsumher dunkel ist, muß sich der Schatzgräber schweigend zur Stelle begeben, um den Schatz einen Zauberkreis bilden und eine Zauberformel sprechen, worin die Seele dem Bösen verschrieben wird. Darnach kann er die Arbeit beginnen und hat sie lautlos fortzusetzen, was ihm auch begegnen mag. Gleich nach Beginn der Arbeit werden aber schreckliche Gestalten, Kobolde und Drachen ihn umschwirren und ihm die giftgeschwollenen Zungen entgegenstrecken; und wer dann das Geringste versieht, ist dem Tode verfallen. Wer möchte nun bei dem Glauben an solche Erzählungen sich in Gefahr begeben? Und diejenigen, welche in dergleichen Geschichten übertriebene Fantasiegebilde eines abergläubischen Zeitalters sehen, lassen den angeblichen Schatz mit größter Seelenruhe liegen; sie denken und handeln nach dem Ausspruch Goethes, auf den wir noch einmal hinzuweisen Gelegenheit haben werden:

„Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen! Frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.“

So wird der vermeintliche Schatz wohl ewig ungehoben bleiben.

Wenn die Birnbäume, überhaupt alle Obstbäume, voller Früchte hängen, so jubelt das Herz in dankbarer Lust. Mit vielem Fleiße haben sich daher die Menschen der Pflege derselben gewidmet. Da aber zur Erzielung einer

reichen Ernte oftmals alles Sorgen und Mühen nichts half, so wurden in einigen Gegenden allerlei Feierlichkeiten veranstaltet, die größtentheils in einer Art Tanz und Gesang bestanden.

In der Umgebung von Hildesheim ist es noch jetzt Sitte, daß die Knechte während der Sylvesternacht in die Obstgärten gehen, sich gegenseitig an die Hand fassen und jeden Baum umtanzen, wobei sie singend ausrufen:

„Freue ju Böme,
Niejahr is komen;
dit Johr ne Kare vull,
pu et Johr en Wagen vull."

An andern Orten pflegt man die einzelnen tragfähigen Birn- und Aepfelbäume mit einen Strohseil zu umbinden.

Dadurch glaubt man die Bäume bewegen zu können, einen reichlicheren Ertrag zu liefern. Wenn indeß der Herr keine fruchtbaren Zeiten kommen läßt, so werden die wunderlichen Menschen trotzdem vergebens hoffen.

Doch genug von all dem Aberglauben; wir sehen daran, daß unserer Zeit noch ein gut Stück Arbeit zu thun übrig bleibt, eh die Leuchte der Wissenschaft in die dunkeln Winkel der einsamen Gegenden gedrungen ist.

---

20. Der Kirschbaum.

Eine der beliebtesten unter allen Kirschen ist die Sauerkirsche, weil sie im menschlichen Haushalte eine so mannigfache Verwendung findet. Sie trägt den botanischen Namen „prunus cerasus". Der Ortname ist von Cerasunt, einer Stadt am schwarzen Meer, abgeleitet, womit angedeutet wird, daß dort ihre Heimat war. Das Verdienst der

Einführung in Europa gebührt dem römischen Feldherrn Lucullus, welcher etwa 70 Jahre vor Christi Geburt lebte.

Lucullus war im Anfange seiner Ruhmeslaufbahn ein strebsamer, ehrenhafter Mann, der sich mit vieler Vorliebe den Wissenschaften widmete. Besonders schenkte er der Natur die verdiente Beachtung und suchte ihre räthselhaften Erscheinungen zu ergründen.

Damals bekam sein Vaterland mit dem ruhelosen König Mithridates in Asien Krieg. Lucullus ward gegen ihn zum Feldherrn ernannt, und in diesem Kriege kämpfte er mit vielem Glück. Weil er aber die besiegten Feinde rücksichtsvoller und menschlicher behandelte, als die meisten Eroberer jener Zeit zu thun pflegten, verleumdeten ihn seine Neider und Widersacher und klagten ihn des Verraths an, weshalb er zu seinem Verdruß bald hernach vom Kriegsschauplatze abberufen wurde. Von da an fröhnte er leider dem ihm innewohnenden Hange zum Sinnengenuß. Die seltensten Früchte, die kostbarsten Weine ließ er herbeischaffen, das Geld mit vollen Händen ausstreuen. Eine einzige Mahlzeit kostete ihm einst nicht weniger als 30,000 Mark. Seine Prunksucht und Schwelgerei waren zuletzt so ungeheuerlich, daß „Lucullischer Luxus" zum Sprichwort wurde.

Während seines Aufenthaltes in Asien sah er zum ersten Male die herrlichen Kirschbäume, mit schönen Früchten behangen. Da kam ihm der glückliche Gedanke, dieselben nach der Heimat mitzunehmen und in Italien heimisch zu machen, falls, wie er hoffte, die Anpflanzung gelingen würde. Dabei scheute er keine Mühe und kein Opfer, und zu seiner Freude sah er sein Werk mit Erfolg gekrönt. Darum Ehre seinem Andenken!

Die Kirschen machten nunmehr die Runde durch ganz Europa. Karl der Große, der weise König, der zur Hebung des Ackerbaus und der Landwirthschaft unendlich viel that, empfahl seinen Unterthanen, bei Aufpflanzung von Bäumen des Kirschbaumes nicht zu vergessen; und von jener Zeit an bürgerte derselbe sich in Deutschland überall ein. Im 12. Jahrhundert finden wir ihn bereits in den abgelegensten und entferntesten Orten. Allenthalben, wohin er kam, erwarb er sich derartig die Gunst des Volkes, daß sich trotz der vorgeschrittenen Zeit verschiedene Sagen um ihn gruppierten.

Zum öftern vernehmen wir, daß sich Kirschsteine in lauteres Gold verwandelten, wodurch irgend jemand reich und glücklich geworden.

In diesen Sagen liegt eine Anerkennung ihres Werthes ausgesprochen; denn sind die Kirschen mit ihren keimenden Steinen nicht ebenso viel werth als Gold und Silber? Ist der labende Genuß derselben durch edles Metall zu ersetzen?

Wie hoch die Achtung vor dem Baum in kürzester Zeit stieg, geht daraus hervor, daß man schon vor langer Zeit von ihm gleich anderen Pflanzen erzählte, er blühe zuweilen in der winterlichen Christnacht zu Ehren des alliebenden Weltheilandes. Auch brauche man ihn nur an die stille, heilige Nacht zu erinnern, um ihn geneigt zu machen, viele Früchte zu bilden. Wenn jemand am Christabend mit gebogenem Zeigefinger an den Stamm klopfe und dazu spreche:

„Auf, Baum, heut ist die heilige Nacht
Bring Früchte, mehr als du je gedacht,"

so werde er einen reichen, nie geahnten Segen zu erwarten haben.

21. Der Kaffee.

Der Kaffeebaum ist ein liebliches Gewächs. Im wilden Zustande erreicht er eine Höhe von 10—15 Metern. In den Plantagen hält man ihn durch Beschneiden kurz. Die immergrünen Blätter, die Büschel schneeweißer Blüten, sowie die rothen Früchte, in welchen die Kerne (Bohnen) zu zwei eingebettet liegen, verleihen ihm eine hohe Pracht.

Er soll ursprünglich in Kaffa in Afrika heimisch gewesen sein. Aber die dortigen Bewohner wußten ihn nicht zu würdigen. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts wurde er nach Arabien verpflanzt, wo man seine trefflichen Eigenschaften besser zu schätzen wußte. In dem milden Klima wuchs er herrlich und lieferte Bohnen von ausgezeichneter Güte, und noch jetzt sind die kleinen würzigen Mokkabohnen hoch berühmt.

Wie eine arabische Sage erzählt, so sollen zuerst einige Ziegen auf den Kaffeebaum aufmerksam gemacht haben. Eine Herde Ziegen lagerte nämlich an einem heißen Mittage an dem Abhange eines Berges unweit eines Wäldchens. Nach kurzer Ruhe brach eine Ziege auf, entfernte sich etwas, kletterte am Abhange weiter und benagte einen Baum mit lorbeerartigen Blättern. Bald folgten die übrigen nach, stemmten sich auf die Hinterfüße und fraßen gleichfalls von den Bäumen. Dies sah der Vorsteher eines nahen Klosters, der vorbeikam, lachte über die eifrigen Näscher und ging seines Weges. Als er aber am Abend heimkehrte, fand er zu seinem größten Erstaunen die ganze Herde noch munter, in ausgelassener Freude, während sie sonst um jene Zeit schon längst zu schlafen pflegten. Er forschte nach dem Grunde der Munterkeit

und kam zuletzt zu der Vermuthung, daß die Blätter des Kaffeebaumes die Schlaflosigkeit und die unbegrenzte Fröhlichkeit bewirkt hätten. „Wenn nun," so schloß er weiter, „der Genuß der Blätter dies vermag, wie viel mehr werden es die Früchte thun! Wie herrlich wär's, ein Mittel zu wissen, das den Schlaf bannen könnte, wenn wir zu Ehren Allahs in der Moschee lange Nächte durchwachen müssen!" Einige Tage darauf, als er wieder eine schlaflose Nacht im Tempel verbringen mußte, bereitete er sich aus den Kaffeefrüchten ein Getränk, trank ab und an davon und merkte, daß ihn der Schlaf floh. Nun machte er seinen Brüdern, den Derwischen, Mittheilung darüber; sie folgten seinem Beispiele und verspürten ebenfalls die wohlthätige Wirkung des schwarzen, stark duftenden Getränks.

So kam der Kaffee bei ihnen in Aufnahme. Bald darnach drang er auch unter das Volk. Es wurden vielerwärts besondere Kaffeehäuser errichtet, wo sich die Gäste zahlreich einstellten, sich mit großem Behagen dem Trank hingaben und sich dabei mit ernsten und heitern Gesprächen, mit Spiel und Tanz unterhielten. Schon 1554 bekamen die Kaffeehäuser in Constantinopel solchen Zulauf, daß sich darüber die Moscheen leerten zum Entsetzen der Derwische, die den Trank bekannt gemacht hatten. Sie wußten ein Verbot der Kaffeehäuser durchzusetzen, mußten aber später sehen, wie es wieder aufgehoben ward.

Von dem südwestlichen Arabien brachten die Holländer, die damals bedeutende Handelsleute waren, das Gewächs nach Java und den ostindischen Inseln, wo sie so ergiebige Ernten hielten, daß sie ganz Europa mit Kaffee versorgten. Aengstlich suchten sie zu verhüten, daß ein an-

deres Volk in den Besitz des kostbaren Handelsartikels kam. Aber von einem Bäumchen, das nach Amsterdam geschickt war, erhielt der bekannte König Ludwig XIV. von Frankreich ein kleines Pflänzchen zum Geschenk, das in dem botanischen Garten eingepflanzt wurde. Nachdem mehrere Nachkommen davon gezogen waren, beschloß der König, den Kaffeebaum nach den französischen Colonien der neuen Welt zu verpflanzen. Es wurde daher ein französischer Capitän beauftragt, einen kleinen Pflänzling mitzunehmen und dort einzusetzen. Aber fast wäre der Versuch mißlungen, denn unterwegs wurde das Schiff vom Sturme verschlagen, so daß zuletzt bitterer Wassermangel eintrat. Jeder Passagier erhielt nur eine kleine Portion Trinkwasser, die kaum den allerheftigsten Durst löschte; und das kleine Bäumchen wäre sicher verdorrt, hätte der Capitän seinen Antheil Wasser nicht täglich mit seinem Schützlinge getheilt. So brachte er es glücklich nach Martinique und pflanzte es dort ein. Von diesem einen Baum sollen der Sage nach alle Millionen Kaffeebäume abstammen, welche gegenwärtig in der neuen Welt wachsen und einen unermeßlichen Reichthum an Früchten hervorbringen.

Schon nach 36 Jahren der ersten Anpflanzung wurden über 18 Millionen Pfund Kaffee ausgeführt.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde er in Frankreich und England bekannt; gegen Ende desselben Jahrhunderts fing man auch in Deutschland an ihn zu trinken. Das erste Kaffeehaus in Leipzig soll 1694 errichtet worden sein, das erste in Hamburg 1687, Berlin hatte erst 1721 eins aufzuweisen.

Jetzt gebraucht Europa jährlich etwa 250 Millionen Pfund. Auf allen Tischen dampft der braune Trank. Der

Muselmann trinkt seine Tasse ohne Zucker und Milch mit untergeschlagenen Beinen, der Deutsche, der Franzose und der Engländer nippt ihn am liebsten bei brennender Cigarre aus kleinen Täßchen, kurz jedes Volk pflegt seine besonderen Gewohnheiten des Trinkens zu haben, alle aber, Reich und Arm, verschmähen ihn nicht.

Ein eigentliches Nahrungsmittel ist der Kaffee nicht; aber er spannt die träge Sehne zur Arbeit, regt die matten Kräfte an und schützt gegen Ermüdung. Daher hat er sich schnell eine so allgemeine Verbreitung verschafft, obgleich es niemals an Menschen fehlte, die ihn verdammten. In früherer Zeit legte man ihm sogar allerlei Heilkräfte bei. Man glaubte z. B., er sei gegen Gift und allerlei Krankheiten heilsam.

Wenn ihm nun auch dieser Nimbus längst genommen ist, so bleibt ihm dennoch eine wichtige Mission, die er zum Segen der Menschheit erfüllt.

---

22. Der Thee.

Der Theestrauch, dessen Heimat China und Japan ist, gehört zur Gattung des Lorbeerbaums und ist somit der prächtigen Camelie verwandt. Bleibt er sich selbst überlassen, so erreicht er eine Höhe von 4 Metern. In den Plantagen wird er niedriger gehalten, damit er viele Seitensprossen und große Blätter treibt. Die Anlagen zu den Anpflanzungen befinden sich seit undenklichen Zeiten an Bergabhängen, wo das Wasser ablaufen kann, weil ihn übermäßige Feuchtigkeit verdirbt. Man hat gefunden, daß die Abhänge, welche nach Süden gekehrt sind, weit schönern Thee liefern als die Nordabhänge. Da aber jeder irgend

wie brauchbare Boden ausgenutzt werden muß, kommt es vor, daß auf einem und demselben Berge Thee von verschiedener Güte geerntet wird.

Die Theestaude wächst ziemlich langsam. Ein junges Pflänzchen giebt gewöhnlich erst im 4. Jahre seine Gaben. Man bricht ihm jährlich dreimal die Blätter ab.

Die Blätter und Blüten haben viel Aehnlichkeit mit unserer Sauerkirsche.

Von der Zeit des Einsammelns hängt die Güte des Thees ab. Die erste Ernte geschieht im März, wo die Blätter anfangen zu treiben und noch sehr zart sind. Sie liefern den besten Thee, den sogenannten Kaiserthee, welcher fast ausschließlich für den kaiserlichen Hof bestimmt ist. Das Abpflücken und Zubereiten geschieht mit der größten Vorsicht. Die Hände müssen sorgfältig gewaschen und außerdem mit Handschuhen überzogen werden. Von diesem Thee kommt das Pfund meistens 450 Mark.

In den Handel kommen zwei Sorten. Der schwarze und der grüne Thee. Beide stammen von einer und derselben Pflanze, sie unterscheiden sich nur durch Farbe und Zubereitung von einander. Der schwarze Thee wird beim Rösten in eingemauerten großen Pfannen länger dem Feuer ausgesetzt, woher die schwarze Färbung; auch enthält er mehr holzige Theile der Blätter.

Wer der erste Theetrinker gewesen und wann und wie der Baum entstanden, darüber berichtet nur die Sage. Ein frommer Buddhapriester Namens Darma hatte gelobt, dem Gott Buddha Tag und Nacht in heiliger Andacht zu dienen und sich selbst den erquickenden Schlaf zu versagen. Mit fast übermenschlicher Anstrengung führte er eine ganze Zeit lang seinen Entschluß durch. Niemand konnte sich

rühmen, mit solcher Aufopferungsfähigkeit den religiösen Handlungen obgelegen zu haben. Staunend und voller Ehrfurcht sahen seine Schüler auf ihn. Aber er hatte seine Kräfte überschätzt; in einem unbewachten Augenblicke überwältigte ihn der Schlaf. Als er erwachte, schnitt er sich im heiligen Grimme beide Augenlider ab und warf sie unter bittern Verwünschungen von sich auf die Erde. Doch ein Wunder, aus den abgeschnittenen Lidern wuchs eine Pflanze empor, deren Blätter die Form eines Augenlides hatten, und deren Ränder gewimpert waren. Diese Pflanze war der bedeutsame Theestrauch. Darma verstand, was Gott ihm damit andeuten wollte. Er bereitete sich aus den Blättern einen Trank, der wunderbar stärkte und den Schlaf verscheuchte.

Seine Schüler folgten seinem Beispiele, und so ward der Thee über weite Länder verbreitet.

Von China ward der Thee nach Europa eingeführt. Hauptsächlich wurde er durch die Holländer bekannt. Sie tauschten kleine Theepäckchen für Salbeiblätter ein und fingen an ihn zu versuchen. Da sie Geschmack daran fanden, ward der Genuß immer häufiger und allgemeiner. Um dieselbe Zeit hatten auch russische Kaufleute chinesischen Thee gegen Zobelfelle eingetauscht und mit nach Moskau genommen, wo er wider Erwarten großen Beifall fand. Sie hatten ihn anfangs für völlig werthlos gehalten und großes Bedenken getragen, ihn nach ihrem Vaterlande zu transportieren; später sind aber gerade die Russen nächst den Chinesen die größten Theefreunde geworden. Ein vornehmer Russe reist jetzt nie anders als mit Theebüchse und Theemaschine.

Der hochberühmte Naturforscher Linné war der erste,

der den lebenden **Theestrauch** nach Europa brachte. Ihm, dem großen Forscher, lag viel daran, ein lebendes Pflänzchen aus eigener Anschauung kennen zu lernen und seine Studien daran zu machen. Er bewog einen ihm befreundeten Capitän, kurz vor seiner Abreise von China ganz frischen Theesamen in einem irdenen Topfe aufzubewahren und mitzubringen. Es war wichtig, daß der Same nicht zu früh keimte, damit die Keime durch den schroffen Wechsel nicht getödtet wurden. Durch die Sorgfalt des Capitäns gelang der Versuch vollkommen. Als derselbe in Schweden ankam, hatten alle Körnchen kleine Keime getrieben, die indeß lebenskräftig genug waren, dem nordischen Wetter zu trotzen. Linné hob sie aus und pflanzte sie mit Erfolg im botanischen Garten an, wo dann Einheimische und Fremde Gelegenheit hatten, sich über den jüngst bekannt gewordenen Strauch zu unterrichten.

Seit dem ersten Bekanntwerden hat der Thee sehr rasch seinen Eroberungszug über ganz Europa gehalten und sich immer mehr eingebürgert, so daß er fast in jeder Familie der Stadt zu finden ist. Nirgend aber wird er mehr genossen als in seiner Heimat. Dort bildet er das einzige Getränk der Bevölkerung. Rohes Wasser wird von den Chinesen fast nie getrunken. Der bekannte Theekessel steht vom frühen Morgen bis spät in die Nacht singend und brodelnd am Feuer; und jeder, der in ein Haus tritt, wird mit Thee empfangen.

China ist gewiß ebenso reich an Theeschenken als Deutschland an Bierhäusern. Vor jeder Schenke befinden sich einfache, hölzerne Tische und Bänke, worüber zum Schutze gegen die Sonne ein zeltartiger Schirm aufgespannt ist. Außerdem fehlt nie eine lange Querstange, welche

gleich einem Arme über die Straße ragt. Ihre Spitze schmückt irgend welcher Zierrat, z. B. eine bedruckte Papierlaterne, ein Federbüschel u. s. w. Da dergleichen Stangen sich häufig wiederholen, so bilden sie ein besonderes Kennzeichen der chinesischen Straßen.

---

23. Die Baumwolle.

Es giebt verschiedene Arten Baumwollgewächse. Die eine ist das Baumwollenkraut, das jedes Jahr gepflanzt werden muß; die zweite ist die Baumwollenstaude mit holzartigem Stengel; die dritte der Baumwollenbaum, der 5—7 m hoch wird. Ihre Blätter sind dunkelgrün, die Blüten gelb, aus welchen sich dicke Kapseln bilden, die neben den Samenkörnern die weiße Wolle enthalten.

In Brasilien geschieht die Aussaat vom October bis zum December. Es ist Sitte, sie in folgender Weise vorzunehmen, um gute Wolle zu ziehen. Vier Neger gehen neben einander und machen mit einem besonders dazu angefertigten Instrumente Löcher von 8—10 cm in die Erde. Hinter ihnen kommen Weiber, legen den Samen in die Vertiefungen und decken sie leicht zu, entweder mit der Hand oder mit dem Fuße. Nach 8—10 Tagen erscheint die junge Staude, aber sie verlangt viel Luft, Licht und Nahrung. Deshalb müssen alle Unkräuter, die sich einnisten, ausgegätet werden. Hat sie eine Höhe vom $\frac{1}{2}$ — 1 m erreicht, so schneidet man die Knospen am Ende der Zweige ab, damit sie mehr in die Breite als in die Höhe wächst und desto mehr Kapseln entwickelt. Fangen die Kapseln

an sich zu öffnen, so werden sie mit der Hand abgepflückt und alsdann weiter verarbeitet.

So weit die geschichtlichen Nachrichten reichen, ergiebt sich, daß die fremden Welttheile die Baumwolle viel früher benutzten als das kunstbeflissene Europa. Die allerältesten Berichte führen uns nach dem hochgepriesenen Indien. Dort war die Wiege der Baumwollenkultur. Ehe die übrigen Völker eine Ahnung von der merkwürdigen Pflanze hatten, kleideten sich die Indier bereits in Baumwollstoffe und waren stolz darauf. Der vielgenannte Schriftsteller Herodot, welcher etwa 440 Jahre vor Christi Geburt lebte, erzählt in seinen Chroniken von ihnen: „Sie besitzen eine Pflanze, die statt einer Frucht eine Wolle hervorbringt, welche der Schafwolle ähnlich, aber noch feiner und besser ist als diese, und woraus sie ihre Kleider machen.“ Und seit der Zeit hat sich die Baumwolle einer stets wachsenden Vorliebe zu erfreuen gehabt, weshalb man im Scherz unser Jahrhundert das „baumwollene“ genannt hat.

Von den Indiern kauften sie die handelslustigen Araber, welche sie in ferne Länder brachten. Einen reichen Absatz fanden sie in Nordafrika, das von den Muhamedanern erobert war. Der hochgeehrte, ruhmreiche Omar predigte in einem schlichten baumwollenen Gewande, und seine Nachfolger schämten sich ebenfalls nicht, in ähnlichen vor ihre Gläubigen hinzutreten.

Als die Muhamedaner später über das Meer setzten und sich in Spanien niederließen, fertigten sie auch in ihrem neuen Wohnsitz Baumwollstoffe an und suchten sie an die Nachbarvölker zu verhandeln.

Wann die Bewohner der neuen Welt die Baumwolle und ihre Verwendung kannten, ist nicht genau zu ermitteln.

Der Entdecker Kolumbus fand die Baumwollstaude auf mehreren Inseln wildwachsend. Auch hatten die Bewohner baumwollene Kleidungsstücke, Netze und Betten.

Gegenwärtig wird es wohl kein Kulturvolk geben, welches die Baumwolle nicht in reichem Maße verwendete.

---

24. Die Syringe.

Die gemeine Syringe ist kein einheimisches Gewächs, so häufig sie auch in Deutschland zu finden ist. Sie stammt aus wärmeren Ländern, wahrscheinlich aus Persien, hat sich aber an unser rauhes Klima sehr gut gewöhnt. Wegen ihrer herrlichen Blüten und ihres lieblichen Duftes hat sie sich schnell unsere Freundschaft erworben. Man trifft sie überall, in den Gärten der Fürsten und Reichen, sowie der Armen. Jeder schenkt ihr seine Gunst und gönnt ihr gern ein Plätzchen. Zieht der Mensch in unwirtliche Gegenden, um sich dort häuslich niederzulassen, so nimmt er sie als eine treue Genossin mit und pflanzt sie an den schönsten Stellen ein.

Ihre Benennung wechselt nach den verschiedenen Gegenden. Bald heißt sie Syringe, bald Flieder und bald wieder Hollunder. Den Grund der Bezeichnung „Syringe" läßt uns eine griechische Sage ahnen, welche etwa so lautet:

In den Schneegebirgen Arkadiens wohnte eine berühmte Baumnymphe mit Namen Syringe. Die Waldgötter wurden durch ihre Schönheit so bezaubert, daß sie dieselbe zur Gemahlin begehrten und sie unablässig mit ihrer Werbung verfolgten. Aber sie scheute das Joch der Vermählung und wollte, umgürtet und jagdliebend wie die Göttin Diana, gleich dieser in jungfräulichem Stande verharren, und

wußte den heimlichen und offenen Nachstellungen der Götter zu entschlüpfen. Endlich wurde auf seinen Streifereien durch jene Wälder auch der mächtige Gott Pan der wunderschönen Nymphe ansichtig, näherte sich ihr und warb um ihre Hand dringend und in stolzem Bewußtsein seiner Hoheit. Doch die Nymphe verschmähte ihn und flüchtete sich vor seinem ungestümen Drängen durch unwegsame Steppen, bis sie von einem langsam fließenden Wasser aufgehalten wurde. Sehnsüchtig blickte sie nach dem jenseitigen rettenden Ufer, allein sie konnte nicht hinüber, obgleich der Fluß nicht tief war. Da beschwor sie ihre Schutzgöttin Diana, sie zu verwandeln, ehe sie in die Hand ihres Verfolgers fiele.

Indem kam der Gott angeflogen und umfaßte die am Ufer Zögernde, um sie mit sich zu nehmen und zu seiner Gemahlin zu machen. Aber wie staunte er, als er statt der Nymphe nur ein Schilfrohr umfaßt hielt. Die Schutzgöttin hatte ihre Bitte erfüllt und urplötzlich die Verwandlung vorgenommen. Laut seufzte und jammerte der also Getäuschte; seine Seufzer zogen vervielfältigt durch das Rohr und wiederholten sich mit tiefem, klagendem Gesäusel. Der Zauber dieses Wohllautes tröstete den klagenden Gott. Mit schmerzlicher Freude rief er: „Wohl denn, verwandelte Nymphe, unsere Verbindung soll unauflöslich sein!" Und nun schnitt er sich von dem geliebten Schilfe ungleichförmige Röhren, verknüpfte sie mit Wachs unter einander und nannte die lieblich tönende Flöte nach der holden Nymphe, und seitdem heißt das Hirtenrohr Syringe.

Strömt im Frühling der Saft in die Rinde, dann kommen die Kinder zu dem Fliederstrauch, schneiden passende Zweige ab, klopfen auf den Bast, lösen ihn ab und bereiten sich Flöten und Pfeifen daraus. Daher erhielt der Strauch

den Namen Syringe, d. i. ein Baum, aus dem Flöten gemacht werden.

---

25. Der Rosmarin.

Der Name „Ros marinus“ heißt so viel als „Thau der See“, womit angedeutet wird, daß der immergrüne Strauch mit großer Vorliebe an den Ufern des Meeres wächst, aus welchem der aufsteigende Thau sich auf ihn niederläßt. Er war bereits im klassischen Alterthum der Griechen und Römer von Bedeutung. So war es Sitte, seine Zweige zum Opfer zu verwenden, damit die zürnenden Götter versöhnt würden, und nicht selten schmückten sich die Opfernden mit Rosmarinkränzen, um Gott zu gefallen.

Unsere alten deutschen Vorfahren weihten die Pflanze dem Fro, dem Gott der Liebe, der Ehe, der Fruchtbarkeit und des Friedens. An diese ihre Stellung erinnern noch mancherlei Gebräuche unserer Zeit. Wird ein Kind zur heiligen Taufe gebracht, so ist es in einigen Gegenden Sitte, daß die Pathen die Brust mit Rosmarinsträußen schmücken und das Taufbecken mit Rosmarinzweigen umkränzen. Geht die Jungfrau zum Traualtar, so trägt sie nicht selten statt der fast überall üblichen Myrte Rosmarin im Haar. Die Hochzeitsgäste versehen sich ebenfalls damit, und auch beim fröhlichen Hochzeitsmahl darf er nicht fehlen, und sei es nur, um auf dem Braten, der Butter und dem Kuchen zu prangen.

Allmählich ist der Strauch neben dem Symbol der Treue und des Ehesegens zum Sinnbild der Wehmuth und der Trauer geworden. Wird ein Jüngling oder eine Jungfrau zu Grabe getragen, so vertheilt man unter die

Leidtragenden Rosmarinzweige, welche sie während des Hinganges zur Gruft in der Hand halten und alsdann in das frische Grab werfen. In einigen Dörfern hat sich auch noch die Sitte erhalten, den Todten auf kleine Zweige von Rosmarin zu betten.

Wegen dieses traurigen Liebesdienstes galt es früher für unglückbringend, von Rosmarin zu träumen, weshalb das alte Volkslied singt:

„Ich hab' die Nacht geträumet
Wohl einen schweren Traum,
Es wuchs in meinem Garten
Ein Rosmarienbaum."

Aber wunderbar! ohne jegliche Beziehung zu all den erwähnten Symbolen dichtete man ihm späterhin das Wunder an, das Gedächtniß zu stärken und sogar zu erzeugen, wenn keine Spur davon vorhanden, z. B. bei Blödsinnigen. Betrogene Betrüger bereiteten allerlei Mittel daraus, welche sie der gläubigen Menge gegen Gedächtnißschwäche anpriesen. Und viele waren einfältig genug, für das vermeintliche Wundermittel hohe Summen zu bezahlen. In der Gegenwart ist aber dieser Aberglaube — zum Ruhme der Menschheit sei es gesagt — gänzlich verschwunden.

---

26. Die Myrte.

Die Myrte hat in ihrer ganzen Erscheinung etwas Erhabenes und Erfreuendes. Das Myrtengrün übt auf den Beschauer einen fast zauberischen Reiz.

Nach einer arabischen Legende stammt sie aus dem Paradiese.

Als Adam von der verbotenen Frucht gegessen hatte,

trieb ihn Gott aus dem lieblichen Garten und stellte vor den Eingang einen Cherub mit einem flammenden Schwerte, damit der Ungehorsame nicht seine Hand ausstrecke nach dem Baume des Lebens und esse und lebe ewiglich. Bei seinem Abschiede von der heimatlichen Stätte erkannte Adam, daß er nimmer zurückkehren werde, und beschloß, ein kleines Andenken auf die freudlose Erde mitzunehmen. Er brach eine überirdisch duftende Myrte ab, welche ihm auch fernerhin grüne und dufte und ihm eine liebe Erinnerung sei an die glücklichen Tage des Paradieses.

So ward die Myrte schon in der Urzeit der Liebling der Menschen, und mit ihren zierlichen grünen Blättlein ist sie noch heute das Sinnbild der Hoffnung eines paradiesischen Glückes auf Erden.

Geht die Braut an den Altar, um sich ihrem Erwählten auf ewig antrauen zu lassen, so setzen ihr die treuen Freundinnen den Myrtenkranz aufs Haar, um anzudeuten, daß ihr in der neuen Lebensstellung Glück, Zufriedenheit und Freude erhalten bleiben möge wie bisher.

Diese Sitte, die Braut mit einem Myrtenkranze zu schmücken, ist zwar in Deutschland erst seit dem 16. Jahrhundert heimisch, findet sich aber bereits bei den Griechen und Römern.

Die griechische Mythe bringt die Myrte zu der Gottheit in Beziehung und verherrlicht sie mehrfach in ihren lieblichen Erzählungen.

Unweit Athen — so erzählt eine — lebte eine reizende Nymphe mit Namen Myrsine. Sie war schlank und schön gebaut, gewandt und geschickt und daher der Liebling der Göttin Athene. Aber die hohe Göttin wurde im Laufe der Zeit auf die herrliche Nymphe eifersüchtig, denn diese

übertraf sie im Laufen und Ringen. Die einst gepflegte Freundschaft verkehrte sich in bittern Haß. In ihrer wüthenden Eifersucht vergaß sich die Göttin so weit, daß sie die Nebenbuhlerin tödtete. Aus dem Leichnam entsproß ein schlanker, zierlicher Baum, der nach dem Rathe der Unsterblichen die holde Nymphe in steter Erinnerung erhalten sollte. Als die Göttin den neu erstandenen Baum sah, ergriff sie bittere Reue; sie eilte zu ihm, klagte und jammerte, daß die Schmerzenslaute im nahen Walde widerhallten. In voller Verzweiflung umschlang sie den Stamm, bittend, ihr die Geliebte wieder zu geben. Doch die Theure kam nicht wieder; nur das immergrüne Denkmal blieb zur Erinnerung zurück.

Vorzüglich aber war den Griechen die Myrte ein Gegenstand hoher Verehrung, weil sie der Sage nach der Göttin der Liebe Schutz gewährte, als diese, aus dem Schaum des Meeres geboren, ans Land stieg. Bei ihrer Ankunft auf dem Festlande war weit und breit kein Baum, der seine Zweige schützend über die Neugeborene halten konnte; nur die Myrte schien sich zu ihrem Empfange bereitet zu haben, und froh ein Versteck zu finden, eilte Aphrodite in den Schatten derselben, bis ihr weitere Hülfe zu Theil ward.

Hält man die Blätter gegen das helle Licht, so erblickt man kleine, helle Punkte darin, die wie Nadelstiche aussehen. Die Sage erklärt die seltsame Erscheinung so:

Theseus, der hochberühmte Held, hatte sich in seinem hohen Alter mit einer jugendlichen Jungfrau mit Namen Phädra wieder vermählt. Aber Phädra war nicht so treu und gut, als sie schön war. Ihr gefiel der junge Sohn des Königs, der aus voriger Ehe entsprossen, weit besser

als der greise Vater, und sie entbrannte in sündiger Leidenschaft gegen ihn. Stundenlang setzte sie sich unter einen Myrtenbaum, wo sie in heißer Sehnsucht nach dem Geliebten schaute, wenn er seinen Wagen bestieg, um zur Jagd aufzubrechen. Aber der biedere Königssohn hielt an Treue und Pflicht fest und wies die Aufdringliche mit ihren Nachstellungen ab. In ihrem Liebesschmerz zerstach sie die Blätter der Myrte mit den goldenen Nadeln ihrer Haarflechten und erhängte sich dann selber an den Zweigen. Seit jener Zeit zeigen alle Blätter die feinen Nadelstiche.

In Wirklichkeit sind die hellen Punkte kleine Oeldrüschen, welche das Licht durchlassen.

---

27. Der gemeine Hollunder.

Schon zur Zeit des alten Heidenthums betrachtete man den „Holder" mit heiliger Scheu und stellte ihn den wunderthätigsten Gewächsen an die Seite. Es ist leicht ersichtlich, wie er zu diesem Rufe kam. Er hat mehrere Eigenthümlichkeiten, welche ohne Weiteres in die Augen fielen: die Menge schwarzer Beeren, die stark duftenden, schweißtreibenden Blüten, das lockere Mark und der hohl werdende Stamm.

Bis auf unsere Tag herab vermuthete man in seinem dichten Gelaube ein geistiges Wesen, die Frau Holder, welche ihn mit übernatürlichen Kräften ausrüste und vor Verletzung schütze. Wollte daher jemand ein Zweiglein abbrechen, so pflegte er erst niederzuknieen, die Hände zu falten und mit Andacht zu sprechen: „Frau Holder, gieb mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde."

Die alten Germanen benutzten ihn beim Bestatten

ihrer Leichen, damit er dem Verstorbenen noch im Tode Segen spendete. Hatte der Tischler oder der Todtengräber das Maß zu einer Leiche zu nehmen, so schnitt er sich schweigend von dem „geheiligten" Holderbusch den Stab dazu; und der Fuhrmann, der die Leiche zum Friedhofe zu fahren hatte, trug statt der Peitsche einen Holderzweig. Zudem kamen auch wohl die trauernden Verwandten, legten auf das Gesicht des Todten einen Fliederzweig und pflanzten einen Fliederbusch auf das theure Grab, wo derselbe mit seinem frischen Grün und seinem Blütenreichthum die kahle Erde bedeckte.

Unter einem Holderbusch hielt sich der Schläfer vor jedem Unfall, vor Schlangen, Hexen und todtbringenden Mücken sicher; er erwartete schöne Träume und hatte das Glück, von luftigen lichthellen Elfen umtanzt zu werden.

Hatte der wundersüchtige Bauer Zahnweh, so ging er mit einem Messer in der Hand rücklings zu einem ihm bekannten Holderbusch und sprach ohne aufzusehen: „Liebe Frau Hölter, leiht mir ein Spälter, den bring ich euch wieder." Darauf löste er die Rinde los, schnitt einen Spahn aus dem Holz und trug denselben, rückwärts gehend, zum Zimmer. Alsdann ritzte er sich damit das Zahnfleisch blutig, trug ihn wieder in voriger wunderlicher Art zum Stamm zurück, setzte ihn wieder ein, verband ihn sorgfältig und hoffte zuversichtlich Linderung. — Noch jetzt soll diese Heilmethode in einigen Gegenden Anwendung finden.

Andere Heilkünstler meinen, man könne durch einen Hollunder das Fieber vertreiben, indem man die Krankheit auf den Busch übertrage. Schweigend gehen sie zu einem dazu ausersehenen Strauch, fassen ein Zweiglein, um es zu brechen, und sprechen die Zauberformel: „Zweig,

ich biege dich, Fieber, nun laß mich; ich habe dich einen Tag, hab du's nun Jahr und Tag." Am andern Morgen soll der Kranke gesund sein.

Steckt ein Fieberkranker ohne zu sprechen einen Fliederzweig in die Erde, so bleibt das Fieber daran haften. Doch unglücklich der, der ihn berührt: die heimtückische Krankheit theilt sich ihm mit verdoppelter Schärfe mit. Daher soll niemand einen im Boden steckenden Holderzweig berühren, am allerwenigsten mitnehmen.

---

28. Der Epheu.

Es verging eine lange Reihe von Jahren, ehe man dem Epheu gerecht wurde. Alte Dichter und Naturkundige rechneten ihn unter die Schmarotzer, indem sie glaubten, er entzöge den Bäumen, die er umklammere, den Saft. Doch meint er es keinswegs so böse, wenn er mit seinen tausend Armen, den feinen Wurzeln, nach allen Seiten greift und sich damit anklammert. Er sucht nur starke Stützen, an denen er sich aufrecht hält.

Merkwürdig ist es, daß er die immergrünenden Bäume wie Tannen und Föhren, meidet und sich nur solche auserſieht, die im Winter ihres Blätterschmuckes beraubt sind. Die Gegenstände aber, welche er einmal umschlossen, läßt er nicht wieder los, bis er entweder selbst oder seine Auserwählten in das Grab sinken. Ein sinniger Dichter sagt von ihm: „Er umschlingt nur die Unglücklichen, welche im Winter wie todt aussehen, und trifft der Tod seinen Beschützer, so schlingt er noch um den geliebten Todten die grünen Arme, ihn mit Guirlanden seines unwandelbaren Laubes schmückend, bis er mit ihm von der Hand des

Menschen ausgerodet wird oder an derselben Stelle verdorrt. Selbst das weiße Leichentuch der Natur thut ihm nichts, denn er grünt unter dem Schnee." Darum ist er mit vollem Recht ein Bild der treuen Freundschaft und Liebe, die auch nicht eher endet, bis der Tod das Leben raubt.

Die Griechen weihten den Epheu dem Gott des Weines, Bacchus. In den Festen, welche zu dessen Ehren gefeiert wurden, fand er daher eine reiche Verwendung.

Die Sage, welche ihn zu Bacchus in Beziehung brachte, berichtet ungefähr dies: Der Göttervater Zeus erkor sich auf Erden eine Königstochter zur Gemahlin, die er innig liebte. Seine rechtmäßige Gemahlin aber, die Himmelskönigin Juno, merkte den Betrug und war darob furchtbar erbost. Sie verkleidete sich als eine arme Wärterin, stieg vom hohen Olymp herab und nahte sich der verhaßten Nebenbuhlerin, um sie ins Verderben zu stürzen. Boshaft freundlich sprach sie: „Du glaubst, dein Geliebter sei der König des Himmels, aber er hat dich entsetzlich getäuscht. Du hast einem Betrüger deine Hand gereicht. Willst du dich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen, so bitte ihn, in seiner vorgeblichen himmlischen Herrlichkeit bei dir zu erscheinen." Die unglückliche Königstochter versank in tiefen Kummer und fing an, ihrem Gemahl zu mißtrauen. Als er wieder zu ihr kam, sagte sie im schmeichelnden Tone: „Du sagst immer, daß du mich über alles liebst, aber wenn ich dir ferner trauen soll, so schwöre mir, mein süßer Mann, daß du mir jede Bitte, die ich dir ausspreche, erfüllen willst." Zeus willigte, wenn auch ungern, ein, um sie zu beruhigen. Kaum aber hatte er das Verlangen gehört, als er dringend und immer dringender flehte, von dem unseligen Gedanken abzulassen, weil kein Sterblicher seinen majestätischen An-

blick ertragen könne. Doch sie beharrte auf ihrem Wunsche, und Zeus, um nicht meineidig zu werden, legte sein himmlisch klares Gewand an und erschien ihr im Donner und Blitz. Aber ach! die theure Geliebte ward auf der Stelle getödtet und in Asche verwandelt. Um nun wenigstens ein kleines, Pfand der Liebe zu besitzen, suchte er den Sohn, mit dem er durch sie beschenkt werden sollte, vor dem Grimm der unerbittlichen Himmelskönigin zu retten. Er ließ aus den Säulen des königlichen Schlosses einen Epheu sprießen, der so blitzschnell empor wuchs, daß er das neugeborene Götterkind Bacchus beschattete, ehe die eilfertige Juno ihre eifersüchtigen Blicke dorthin zu lenken vermochte.

Seitdem ward der Epheu überall, wo der Bacchusdienst eingeführt wurde, gepflegt.

Als das Heer des Königs Alexander von Macedonien auf seinem Siegeszuge die indische Grenze überschritt, sah es einen heiligen Berg, der ganz mit Epheu überzogen war. Mit lautem Jubel stürzten die Krieger, die jahrelang vom Vaterlande entfernt waren, auf die lang entbehrte, Heimatsgefühle erweckende Pflanze zu, pflückten sie, sangen zu Ehren des Gottes Bacchus Lieder und bekränzten sich mit den zierlichen Blättern.

Bei den Bacchanalien waren die feiernden Frauen und Männer mit Epheu geschmückt; dazu trugen sie als ungefährliche Waffe einen mit Epheu umwundenen Stab. Daher rührte es, daß der Epheu später als ein Symbol des Scherzes und der Freude angesehen wurde.

Im Mittelalter dichtete man dem Epheu allerlei Heilkräfte an, die er in Wirklichkeit nicht besaß. Man pflegte kranken Schweinen einzelne Zweige um den Hals zu hängen, damit sie gesundeten, und die gesunden bekränzte man da-

mit, um sie gegen bösen Zauber zu schützen, weshalb z. B. auch das St. Antoniusschwein mit Epheu geschmückt, dem Schlächter entgegengebracht wurde.

Von dem Wildschwein erzählte der abergläubische Jäger, es liefe, sobald es verwundet, zum ersten besten Epheu, fräße davon und würde geheilt.

„Ißt ein Mensch aus einem aus Epheu geschnitzten Löffel, so ist er gegen Halsweh und Bräune gesichert.“

---

29. Der Wegdorn.

Der gemeine Wegdorn (Rhamnus catharticus) wurde von den Griechen als ein Sinnbild der Liebe und Treue angesehen. An ihrem Hochzeitsfeste trugen Braut und Bräutigam Wegdornzweige zum Zeichen, daß sie sich für immer Liebe und Treue bewahren wollten. Nahte dann der Abend, so geleitete man die Brautleute mit hell-lodernden Fackeln aus Wegdorn zum Hausaltar, wo sie das Gelübde der Treue erneuerten.

Die Römer, welche nach den Griechen auf der Weltbühne glänzten, nahmen fast alle Gebräuche derselben an, änderten sie aber ihrem Charakter nach ab.

Bei ihnen war es eine allgemeine Sitte, das ganze Hochzeitshaus mit Wegdornzweigen zu bekränzen: der Glanz nach außen galt ihnen über alles. Dazu pflegten die jungen Mädchen der holden Braut einen Korb mit Wegdornblüten zu überreichen, damit treue Liebe und eheliches Glück nimmer enden möchten.

In Deutschland fand der Strauch keine so hohe Verehrung, doch ist er nicht ganz ohne Sage geblieben. In einigen Gegenden geht die Mähr, aus seinem Holz sei die

Dornenkrone Christi geflochten, welche ihm die rohen Kriegsknechte aufs Haupt drückten. In andern herrscht der Glaube, in den ersten Blüten läge eine geheimnißvolle Kraft: wer im Frühling davon drei Stück äße, sei gegen das Fieber geschützt.

Kommt der gemeine Kreuzdorn vielerorts selten vor, so ist dagegen der glatte Wegdorn (Rhamnus frangula), wenigstens in Norddeutschland, ein allbekannter Gast. In manchen Distrikten ist er unter dem Namen „Spräzeln" bekannt. Die Botaniker führen ihn sehr häufig unter Faulbaum und Zweckenbaum auf.

Bei den alten Celten ging die Sage, der Baum sei aus dem Blitz entsprossen, seine Aeste enthalten ein heiliges Feuer. So unbedeutend der Zug an und für sich auch ist, so bedeutungsvoll und merkwürdig wird er, wenn man erwägt, daß gerade aus diesem Holz Pulver bereitet wird, wodurch Feuer entzündet und Blitz und Donner erzeugt ist. Liegt nicht in der Sage ein wunderbares Ahnen der Geschichte, das zuletzt zur Wahrheit ward? Leider hat der Strauch dadurch mithelfen müssen, Dörfer, Städte und fruchtreiche Länder zu verwüsten, Elend und Herzeleid zu verursachen; aber seiner ganzen Natur nach ist er kein Unglücksbringer; gern ist er bereit, die Leiden der Menschheit zu lindern, indem er blutreinigend wirkt. In seinem Frühlingskleide, sowie im Schmuck der röthlich schwarzen Beeren macht er auch gewiß nicht den Eindruck der Zerstörungssucht; traulich schaut er dich an, als wollte er dich in Liebe grüßen.

Der Erfinder des Schießpulvers war ein Mönch mit Namen Berthold Schwarz (1350). Er war ein Freund der Chemie und beschäftigte sich gern mit Auflösung von

Metallen, vielleicht um die Kunst des Goldmachens zu erfinden. Einst stampfte er Salpeter, Schwefel und Kohle in einem Mörser und legte einen Stein darauf. Da schlug er Feuer an und ein Funken fiel zufällig auf das Gemisch; die Masse entzündete sich und warf den Stein, der darauf lag, mit Heftigkeit in die Höhe. Erschrocken stand der Mönch da und staunte über das wunderbare Ereigniß. Er wiederholte seine Versuche, und immer zeigte sich derselbe Erfolg. Nun machte er seine Erfindung weiter bekannt und zeigte, welchen Nutzen man aus derselben im Kriege zur Zerstörung der Mauern, Brücken u. s. w. ziehen könnte.

Damit hatte das Pulver seine weltgeschichtliche Rolle angetreten.

Berthold Schwarz und seine Nachfolger in der Kunst erkannten, daß sich kein Holz zu Pulver besser verwenden lasse als das des Wegdorns und benutzten es fortan dazu.

So wohnt in den Aesten des Wegdorns „Blitz und Donner".

---

30. Der Haselstrauch.

Es ist eine liebliche Erscheinung, wenn im Dörfchen die Haseln das kleine Wohnhaus, die Gärten und Wiesen mit freundlichem Grün einrahmen. Mit Freuden erinnert sich der Greis an die Zeit, wo er mit seinen jungen Spielkameraden in den Büschen umher kletterte und die braunen Nüsse pflückte, welche dann am fröhlichen Weihnachtstage zum geselligen Spiel hervorgeholt wurden. Gern denkt er zurück an den Jubel, der entstand, wenn der riesige Nußknacker mit seinem übergroßen Kopfe auf dem Weihnachts-

tische die Umstehenden anstarrte, oder die Großmutter gruselige Geschichten von ihm erzählte.

Es ist daher leicht erklärlich, daß die trauliche Hasel als ein köstliches Geschenk des Himmels angesehen ward.

Nach der altdeutschen Mythologie war sie Donar, dem personificierten Donner geheiligt und stand daher im hohen Ansehen. Ihre einstige hohe Stellung lassen einige uns aufbewahrte mythologische Züge klar erkennen.

Als Iduna, die apfelspendende Göttin, von einem plumpen Riesen nach Donnerheim geschleppt war, mußte der böse Loki seine schändliche Hinterlist dem allliebenden Allvater eingestehen und feierlichst geloben, sie wieder zurückzuführen. Frigga verlieh ihm ihr Flügelkleid, und in der Gestalt eines Falken kam er nach dem grausigen Lande, gerade als der barbarische Riese zum Fischen aufs Meer gefahren war. Er fand sie trauernd auf einem Steine sitzend, den Blick nach den lieblichen Wohnsitzen der Götter gewandt. Loki gab sich der Unglücklichen zu erkennen und bat, ihm zu trauen, denn er sei zu ihrer Errettung gekommen. Schnell verwandelte er sie in eine Nuß und führte sie unerkannt zu der alten Heimat zurück, wo sie dann wieder von neuem die verjüngenden Aepfel austheilte, wie bei dem Apfelbaum bereits erwähnt.

Ein Nachklang davon ist es wahrscheinlich, wenn man hier und da noch glaubt, die Haselnuß könne jemanden fest machen. Wer nämlich das Evangelium Johannis auf ein kleines Stück Papier schreibt, in die hohle Nuß steckt und unter das Altartuch legt, damit ohne Wissen des Priesters drei Messen darüber gelesen werden, und sie alsdann bei sich trägt, kann sich unsichtbar machen und ist gegen alles Unglück der Welt gefeit.

Daneben schreibt man der Hasel die Kraft zu, Verborgenes zu entdecken. Zu dem Ende schneidet man an einem dazu geeigneten Tage einen jungen, einjährigen Zweig ab, der von den Einflüssen der Witterung am wenigsten gelitten und daher am empfindlichsten ist, und benutzt ihn als „Wünschelruthe". Damit dieselbe aber recht brauchbar werde, soll man beim Abschneiden sprechen:

„Ich schneide dich, liebe Ruthen,
Daß du mir mußt sagen,
Was ich dich will fragen,
Und dich so lang nicht rühren,
Bis du die Wahrheit thust spüren."

So gewonnen und in rechter Weise zugerichtet, zeigt die Wünschelruthe alle verborgenen Schätze an, wie Quellen und Metalle. Zuletzt ging man sogar so weit, daß man sie anwandte, um vermißtes Geld, verirrtes Vieh, einen heimlichen Feind und einen verlorenen Weg zu finden, ja, um Diebe und Mörder auszukundschaften. Daß dabei arge Täuschungen vorkamen, und Unschuldige mehrfach für schuldig angesehen wurden, ist unzweifelhaft; allein die verschiedenen im Volksmunde befindlichen Geschichten, welche über glückliches Finden verborgener Schätze zu erzählen wußten, ließen einen Zweifel nicht aufkommen.

Ein deutlicher Nachhall jenes Aberglaubens findet sich auch in einer Sage aus der Werragegend.

Unweit Meiningen lebte ein gewaltiger Wasserriese, der tagelang zum Zeitvertreib die Wellen schlug, daß sie hoch aufspritzten, und der zu seiner Zerstreuung mächtige Wassersäulen bildete, indem er mittelst des Mundes und der Nase Wasser aufblies und in riesenhaften Bögen niederfallen ließ. Blickten dann die Sonnenstrahlen auf die

Wasserbögen und brachen sich in den tausend runden Tröpfchen, so daß alle sieben Regenbogenfarben entstanden, so jubelte er vor Freude hell auf. Er war im Besitz großer Wasserstiefel, die er während des Sommers, wenn die Gewässer ruhten und die Stürme schwiegen, auszog und in der Gegend von Schmalkalden niedersetzte zum Zeichen, daß Ruhe und Stille herrschen sollte. Nach seinem Tode blieben sie dort und versteinerten.

Neben den Stiefeln trug er einen riesigen Wanderstab von einem Haselstrauch, dessen er sich bei dem Ordnen der Gewässer mit Nutzen bediente. Stieß er damit in die Erde, so entstand im Innern ein donnerähnliches Getöse, und bald darauf entquoll der Stelle ein nie versiegender Quell, dem er mit dem Zauberstabe den Weg andeutete.

Auf diese Weise hat die Hasel, ein Nebenfluß der Werra, ihr Dasein und ihren Namen erhalten.

Nicht lange vor seinem Tode bohrte der Riese mit seinem Stabe noch einmal in die Erde. Da stürzte unter donnerähnlichem Gebrüll ein Brunnen des reinsten Quellwassers hervor. Der Stab blieb stehen, versteinerte und ist seit undenklichen Zeiten unter dem Namen Donnershauk bekannt.

---

31. Die Mistel.

Wenn im Winter der Schnee in den Wald stäubt und alle Zweige mit einer weißen Decke überzogen sind, so ists im „schönen waldigen Raum“ öde und still. Die Bäume, die sonst im grünen Festkleide prangten, haben ihren Blätterschmuck verloren. Nur ein Baum zeichnet sich vor allen übrigen aus und gewährt einen auffallenden Anblick:

seine an und für sich kahlen Zweige zeigen an manchen Stellen glänzend grün belaubte Büsche. Wir treten näher hinzu, um dies Naturwunder genauer zu betrachten, und gewahren, daß sich dort Misteln eingepflanzt haben, welche keck und kühn auf uns niedrige Erdenbewohner herabschauen. Wenn sich andere Gewächse mühsam die Nahrung aus dem Boden holen, so verprassen diese wunderlichen Gäste das Gut und Blut ihrer freundlichen Wirte und denken nicht im mindesten daran, sich selber zu ernähren. Mit Recht stellt man sie daher unter die widerwärtigsten Schmarotzergewächse.

Die alten Gallier sahen mit Staunen auf die hoch in der Krone der Bäume thronende Mistel, weil sie auf übernatürliche Weise entstehe und übernatürliche Kräfte habe.

Am 6. Tage nach dem ersten Neumonde des neuen Jahres kam alljährlich ein Priester, von einer ungeheuern Menschenmenge gefolgt, in großer Festlichkeit zum heiligen Walde, in dem eine gottgesegnete Mistel wuchs. Er war in schneeweiße Gewänder gehüllt und fuhr auf einem stattlichen Wagen, vor dem zwei schneeweiße Stiere gespannt waren, welche zum ersten Male das Joch trugen. Sobald er unter dem misteltragenden Baum angekommen war, bestieg er denselben und schnitt mit einer goldenen Sichel die Mistelzweige ab. Es war aber wichtig, daß sie die unheilige Erde nicht berührten, weshalb einige Männer mit einem schwarzen Tuche bereit standen, die niederfallenden Zweiglein aufzufangen. Nachdem dies geschehen, wurden sie unter die andächtig Versammelten ausgetheilt und von diesen mit wahrer Gier und hohem Jubel entgegengenommen. Darauf opferte man die weißen Stiere, fromme Gebete murmelnd, worin der höchste Gott um glückliche

Wirkung der Mistelzweige angerufen wurde. Wer die Misteln nunmehr berührte, erhielt Glück und Gesundheit für das ganze Jahr. Kein Schmerz, kein Leid durfte sich ihm nahen. Auch pflegte man daraus einen Trank zu brauen, welcher alle Krankheiten heilte, sowie Gift und Zauberei aufhob.

Anklänge an jene heiligen Gebräuche haben sich in manchen Gegenden noch bis auf die jüngste Zeit erhalten.

In Frankreich beglückwünschen sich die Landleute zum neuen Jahr, indem sie Mistelzweige in der Hand tragen; und in England hängt man wohl um die Weihnachtszeit einen Mistelzweig im festlich geschmückten Hause auf. Kommen dann die hohen Festtage, so führen die Männer ihre Frauen dahin, wo der Mistelzweig befestigt ist, wünschen ihnen ein fröhliches Fest, Glück und Gesundheit und küssen sie zum Zeichen, daß die Liebe nie wanken werde.

In Deutschland ist die alte heidnische Sitte nicht mehr so klar erkennbar; aber es scheint, als ob der hier und da vorkommende Brauch, um Fastnacht oder zu Ostern die Befreundeten mit grünen Ruthen zu peitschen, ein Nachhall jener Zeit ist. Denn welch anderer Sinn sollte darin ausgedrückt werden, als durch Berühren grüner Mistelzweige sich und die Freunde vor Unfall, Krankheit, Zauberei und Hexerei beschützen zu wollen!

Höchst bedeutsam tritt die Mistel in der deutschen Götterlehre hervor. Es knüpft sich an sie eine der tiefsten und ergreifendsten Sagen, welche wir kennen.

Friedlich — so erzählt etwa die Mythologie — lebte Balder, der weiseste, mildeste und gütigste aller Götter in seiner von Silber schimmernden Burg und sann, wie er Glück und Segen verbreiten könne. Da hatte er einst

in stiller Nacht bange, ängstliche Träume, daß seinem Leben Gefahr drohe, und er bald sterben werde. Kummer und Schmerz lagerten sich auf sein sanftes, bislang so heiteres Gemüth. Die Götter, die davon Kunde erhielten, zitterten um sein Leben, denn alle hielten ihn lieb und werth. Sie hielten einen Rath, wie sie dem bedrohten Lieblinge Schutz und Sicherheit gewähren könnten, und Frigga (Frika), die sorgende gute Mutter nahm Wasser und Feuer, Gift und Krankheit, Pflanzen und Thiere, kurz alles ringsumher in den heiligsten Eid, Balders zu schonen. „Aber still über den Wiesen wuchs ein zarter, zierlicher Mistelsproß." Darnach vergnügten sich die Götter mit Balder und erprobten dabei seine Unverletzbarkeit. Sie bildeten einen Kreis, stellten ihn in denselben und stachen, schossen und hieben nach ihm. Aber zu ihrer Freude sahen sie, daß ihr Liebling gegen alle Verletzungen gesichert war. Centnerschwer fiel es ihnen von ihrem kummervollen Herzen; sie jauchzten und jubelten, denn sie ahneten nun keine Gefahr mehr. „Doch still über den Wiesen wuchs ein zarter, zierlicher Mistelsproß." Loki, der böse teuflische, verderbenbringende Gott, ärgerte sich, daß Balder nichts verletzen konnte und sann auf Unheil. Schnell nahm er die Gestalt eines alten Weibes an und nahte sich Frigga. Die Verwandlung war so vollkommen, daß die Göttermutter ihn nicht erkannte. Arglos fragte sie, ob er nicht wisse, womit die hohen Götter sich zur Stunde unterhielten. Er erzählte, daß sie alle versuchten, den lichthellen Balder zu verwunden, der indeß zu ihrem innigen Ergötzen unverwundbar geworden. In übergroßer Freude entgegnete Frigga: „Ich habe alle Dinge vereidet, deswegen schadet ihm nichts." Da fragte Loki boshaft: „Haben denn alle Dinge den Eid geleistet, des

Gottes schonen zu wollen?" „Ja," erwiderte sie, „nur ein zarter, zierlicher Mistelsproß nicht, der still über den Wiesen östlich von Walhalla wächst. Diese Staude schien mir zu jung, um sie in Eid zu nehmen." Eilig brach nun der tückische Loki auf, ging zu jener bezeichneten Stelle, schnitt den Mistelsproß und fertigte eine Speerspitze daraus. Alsdann kam er wieder zur Götterversammlung zurück, wo man sich noch mit Balder ergötzte. Am äußersten Ende des Kreises traf er den blinden Gott Hadu, der mit einer furchtbaren Kraft begabt war. Er fragte ihn freundlich, warum er zu Ehren Balders nicht auch schieße. „Ach," sagte der, „ich kann ja nicht sehen, wo er steht und habe auch keine Waffe." Da sprach Loki: „Thue wie die andern und schieße; ich will dich dahin weisen, wo er steht; hier ist ein Reis, das nimm und schieße ab!" Hadu nahm den zierlichen Mistelsproß, Loki lenkte den Arm; der Pfeil schwirrte sausend durch die Luft, und entseelt sank Balder zu Boden.

Lautlos vor Schrecken standen die Götter neben ihrem Lieblinge, der bleich und blaß an der Erde lag. Keiner vermochte ein Wort zu reden, die Zunge versagte den Dienst. Als sie sich aber von dem jähen Schreck etwas erholt hatten, begannen sie laut zu jammern und zu klagen; doch niemand konnte helfen.

Als Nanda, Balders theure Gemahlin, den Leichnam ihres viellieben Gatten erblickte, zersprang ihr Herz vor Gram und Kummer und sank augenblicklich in den Tod, der sie von allem Herzeleid erlöste.

---

32. Der Weinstock.

Soweit die Nachrichten alter Zeit reichen, hören wir von der Pflege des Weinstocks. Und man that recht daran ihn zu bauen, denn es ist kein Getränk, das bei gleicher Milde und Lieblichkeit so viel Kraft und Feuer enthält, keins, das mehr geeignet ist, Kummer und Sorge zu verscheuchen und Lust und Freude zu erwecken, den Müden zu erfrischen und den Kranken zu erquicken als der Wein. Wenn der weise Psalmist begeisternd singt: „Der Wein erfreut des Menschen Herz", so stimmen ihm alle Völker bei.

Nach den biblischen Erzählungen baute schon der Vater Noah Wein und labte sich an dem wohlthätigen Getränk. Leider mußte er an sich selber erfahren, daß ein übermäßiger Genuß die Sinne raubt und dem Menschen die ihm von Gott gegebene Würde und Hoheit nimmt.

Seine Nachkommen vergaßen des Weinstocks nicht. Das Land Kanaan war zum Weinbau sehr geeignet, weshalb selbst die unkultivierten Kananiter sich einer guten Weinernte zu erfreuen hatten. Als Moses die Kundschafter von der Wüste aus in das gelobte Land schickte, fanden sie am Bach Eskol Trauben, die von zwei Männern getragen werden mußten; die Beeren hatten die Größe kleiner Pflaumen.

Die alten Egypter hatten von Isis, der Mutter der Natur, die Kunst des Ackerbaues und des Brotbackens gelernt; aber der Gott Osiris, der Herr und Vater der Welt, zeigte ihnen die Kunst der Weinbereitung; denn er wußte, daß der Mensch, wenn er für sein täglich Brot gesorgt und gerungen hat, einen Trank haben muß, der ihm die Mühen des Tages erleichtert und Freude und Frohsinn wiedergiebt. Der König des Landes hielt einen besondern Mund-

schenk, der ihm den Wein kredenzte. Nach Gen. 40 umspielte einen unglücklichen Schenk im Traum das liebliche Bild eines grünenden und blühenden Weinstocks und war Glück verheißend.

Nach dem Glauben der Griechen war Gott Bacchus der Erfinder des Weinbaues. Man dachte sich ihn als einen reizenden Jüngling mit jungfräulichem Ansehen. Lockiges Haar floß auf die Schultern herab, geschmückt mit Epheublättern und Weinranken. Er fuhr auf einem prachtvollen, von Leoparden und Tigern gezogenen Wagen. Auch ritt er nicht selten auf jenen Ungeheuern mit rasender Schnelligkeit dahin. In seinem Gefolge befanden sich wilde, ausgelassene Weiber, welche, weinbekränzte Stäbe (Thyrsusstäbe) schwingend, unermüdlich schrieen: „Heil Bacchus!" und jeden, der ihres Gottes spottete, in Wuth zerrissen.

In den Tigern und Panthern, sowie dem Gefolge rasender Weiber wurde die Wildheit angedeutet, wozu ein übermäßiger Genuß des Weines verführt.

Schon als Knabe zeigte Bacchus durch ein Wunder die ihm innewohnende Göttlichkeit. Einst wurde er, da er am Gestade des Meeres schlief, von Schiffern geraubt und fortgeschleppt. Er erwachte erst, als er auf hoher See war. Vergebens bat er, ihn nach der nahen Insel Naxos zu bringen, wo seine Heimat sei. Die rohen Schiffer hörten ihn nicht; sie hofften ihn für ein hohes Lösegeld zu verkaufen. Nur der fromme Steuermann hatte Mitleid mit dem holden Knaben und wollte seiner Bitte nachkommen. Allein die übrigen Genossen widersetzten sich ihm und steuerten an der nahen Küste vorüber. Als der göttergleiche Knabe den Betrug merkte, sprach er mit Thränen: „Wehe, ist es recht, daß ihr alten Männer ein Kind auf diese

Weise täuscht?“ Aber die gottvergessene Rotte spottete seines Schmerzes und ruderte eilig weiter. Plötzlich aber stand das Schifflein wie angewurzelt mitten im Meere still. Vergebens schlugen die Ruder die See, vergebens zogen die Segel. Aus dem Kiel wuchsen Wein- und Epheuranken und umzogen das Ruder, den Mastbaum und die Segel. Zürnend stand dann der bislang so friedfertige Bacchus vor den gottlosen Schiffsleuten und schwang grimmig den Thyrsusstab. Bei diesem Anblick überkam sie ein tödtlicher Schreck, Furcht und Wahnsinn. Sie sprangen ins Meer und wurden in Delphine verwandelt. Nur dem frommen Steuermann wurde das Leben geschenkt. Er leitete das Schiff nach Naxos, wo dem Bacchus zuerst Altäre errichtet wurden.

Sobald der Gott erwachsen war, durchzog er alle Länder bis an das ferne Indien und lehrte den Völkern den Weinbau. Die Fürsten, welche sich ihm widersetzten, strafte er mit Krankheiten des Leibes und Gemüths.

Als sein Vater Jupiter mit den gewaltigen Titanen Krieg führen mußte, weil sie ihm den Himmel stürmen wollten, stand Bacchus ihm in der Gestalt eines Löwen kämpfend zur Seite. Er wurde von den Riesen zerrissen und galt für verloren. Allein in Windeseile kam Minerva, nahm ihm das noch schlagende Herz aus der Brust und brachte es dem allliebenden Göttervater, welcher den bereits in die Erde gesenkten Liebling wieder lebendig machte.

Ein inhaltsvoller symbolischer Zug! Denn liegt darin nicht angedeutet, daß der Weinstock, in viele Theile (Stecklinge) zertheilt und in die Erde gesteckt, grünt und Früchte hervorbringt!

Die Opfer, welche Bacchus zum Dank dargebracht

wurden, bestanden in Ziegenböcken und Schweinen, die man für Feinde des „guten Gottes" hielt, da sie den Weinbergen Schaden thun.

Neben den Opfern veranstaltete man Feste, die unter dem Namen **Bacchanalien** bekannt sind. Im Anfange waren sie unschuldiger Natur, arteten aber später sowohl in Griechenland als auch in Italien derart aus, daß sie wegen ihrer Wildheit und Unsittlichkeit durch Gesetze beschränkt werden mußten.

In den ältesten Zeiten waren die **Römer** sehr mäßig. Plinius erzählt, daß sie den Genuß des Weines ihren Frauen verboten, ja diejenigen, welche das Verbot mißachteten, mit dem Tode bestraften. Jedem edelgebornen Jünglinge wurde untersagt, vor seinem 65 Jahre Wein zu trinken. In Verlaufe der Jahrhunderte gaben sie sich aber der unsinnigsten Schwelgerei hin,in Folge dessen Sitte und Tugend stetig abnahmen.

Die verschiedene Wirkung des Weingenusses sucht eine **muhamedanische Sage** auf folgende Weise zu erklären: „Als Noah den ersten Weinstock gepflanzt hatte, trat in der Nacht darauf der Satan herzu und sprach: „Liebe Pflanze, ich will dich düngen." Und er schlachtete zuerst ein Lamm, dann einen Löwen und zuletzt eine Sau und goß das Blut aller drei Thiere rings um das Gewächs. Darum macht der Wein, mäßig genossen, des Menschen Herz mild wie ein Lamm; trinkt er mehr, so wird er aufgeregt wie ein Löwe; überschreitet er endlich das Maß zu sehr, so verliert er seine Sinne und wälzt sich wie eine Sau im Kothe.

Wenn der Weinstock nicht beschnitten wird, erreicht er oft eine unglaubliche Höhe. So erzählt man, daß in Frankreich ein Weinstock stand, dessen Stamm mannesdick war,

und Trauben zu 350 Flaschen Wein lieferte. Ein anderer, in dem königlichen Garten Englands wachsend, hatte eine so gewaltige Ausdehnung, daß der König Georg IV. seinem Gärtner den Befehl gab, 100 Dutzend Weintrauben davon abzuschneiden. Der Gärtner kam nicht nur dem Auftrage nach, sondern berichtete zugleich, daß noch ebenso viel abgepflückt werden könnten.

---

33. Die Rose.

Wie der Löwe seiner Stärke und Kühnheit wegen der König der Thiere ist, so gilt die Rose um ihrer hohen edlen Schönheit und ihres bezaubernden Duftes willen als die Königin der Blumenwelt. Keine Blume ist von altersher so geehrt, keine so geliebt, keine so oft besungen wie sie.

„Sie ist es, welche lacht und weint
Und Freud' und Schmerzen in sich eint."

Sie war schon im hohen Alterthum ein Sinnbild der Liebe, der Freude und Lust, der Anmuth und Zärtlichkeit, kurz ein Symbol vieler Tugenden.

Aus den ältesten Liedern der rosenfreundlichen Perser erfahren wir, daß die Rose von Allah selber zur Königin der Blumen gesetzt wurde. Bis dahin war die zauberisch schöne Lotosblume die Herrscherin gewesen. Die Blumen aber kamen klagend vor Allah, daß der Lotos in der Nacht so schläfrig sei, und verlangten eine andere Königin, die diesen Fehler nicht hätte. Allah willigte ein und gab ihnen die jungfräuliche weiße Rose, welche er zum Schutze vor Verletzungen mit Dornen oder Stacheln versah. Als die Nachtigall die neue Blumenkönigin erblickte, ward sie hoch entzückt, ja so von wonniglicher Liebe erfaßt, daß sie wie

wahnsinnig nach den Rosenbüschen flatterte und der scharfen Dolche nicht achtete, die sich zuletzt in ihr liebevolles Herz drückten. In seligen Gefühlen hauchte sie ihr kleines Leben aus; ihr Blut floß auf die Blüte und färbte sie roth. Nur die innern Stellen, welche nicht berührt wurden, behielten die weißliche Färbung.

In Kaschmir, einer in Osten von Persien liegenden Landschaft, welche von Dichtern als das Paradies der Erde geschildert wird, worin ein ewiger Frühling blüht, feiert man zur Zeit der schönsten Rosenblüten noch in der Gegenwart ein hoch berühmtes Rosenfest. Am Festtage durchziehen junge Leute, Jünglinge und Jungfrauen, die Straße, Körbe mit Rosen tragend. Kommt ihnen jemand entgegen, so werfen sie ihm Blumen zu, und jeder, der getroffen wird, muß den Werfenden eine Gabe reichen. Die meisten geben gern, denn es herrscht der allgemeine Glaube, ein Rosenwurf bringe Glück.

In der Götterlehre der Griechen war die Rose dem kleinen Liebesgott Amor, sowie der Göttin der Schönheit und der Liebe, Aphrodite, geweiht.

Amor stellte man sich als einen kleinen Knaben vor, allzeit blühend, fröhlich und munter. Sein Haar war golden wie der gelbe Staub der Rose; seine Pfeile, mit denen er das ahnungslose Herz der Menschen traf, waren so scharf wie die Stacheln; und die Flügel, mit denen er blitzschnell gezogen kam, bestanden aus duftenden Rosenblättern.

Es war gewiß sehr sinnreich, daß man ihm die Rose widmete; denn wie sie bald verblüht, so eilen auch Amors Freuden schnell dahin, und wie die Hand, die sie pflückt, nicht selten verwundet wird, so hinterläßt auch er oft Qual, Sorge und Pein.

Die Mythen, welche über den Ursprung der Rosen erzählen, lauten verschieden, alle aber zeigen, daß sie nicht der Erde, sondern den himmlischen Göttern entstammen.

Eine der bezeichnendsten ist diese: Artemis oder Diana, die Göttin der Jagd, ward auf die bildschöne Roselia eifersüchtig, weil sie glaubte, die holde Jungfrau würde von Amor mehr geliebt als sie. In rasender Wuth ergriff sie die verhaßte Nebenbuhlerin, schleppte sie zum Dorngebüsch und tödtete sie vermittelst der scharfen Dornen. Aber nach vollbrachter That empfand sie bittere Reue. Doch alles Wehklagen war vergeblich. Als diese Kunde vor Amor kam, eilte er in unsagbarem Kummer zum bezeichneten Dornbusch und neigte sich voller Wehmuth über die scharfen Zweige. Thränen perlten ihm aus den göttlichen Augen und rieselten an dem Strauch, der ihm das Liebste geraubt, stromweis nieder. Aber o Wunder! der starre Strauch belebte sich und trug duftende Blüten — eine ewige Erinnerung an die schöne Roselia.

Aphrodite trug als Hauptschmuck einen Rosenkranz auf dem lockigen Haar. Durch sie entstanden auch die ersten rothen Rosen; denn vorher blühten sie alle weiß.

Der bildschöne Adonis, der Liebling der Göttin, verfolgte auf der Jagd einen schnellfüßigen Eber. Er warf den Jagdspieß nach dem wüthenden Thiere, verfehlte es aber und ward schwer verwundet. Als die Göttin ihn vermißte, suchte sie ihn voller Verzweiflung im dichten Wald. Sie drang durch Dornen- und Rosengebüsche und achtete es nicht, daß die Dornen sie ritzten, und das Blut auf die Erde tropfte. Ein Tröpflein fiel auf die unschuldsvolle weiße Rose; sie färbte sich roth wie das Blut der himmlischen Göttin. Seit jener Zeit mischten sich die rothen

Rosen unter die weißen und erfreuten Götter und Menschen.

Götter und Göttinnen schätzten die Rosen so hoch, daß sie keinen würdigern Schmuck und köstlichern Lohn für eine gute That finden konnten, als einen Kranz aus Rosen geflochten.

Als Jupiter die Titanen, d. i. die gewaltigen Riesen oder Himmelsstürmer, besiegt hatte, wurde seine Schläfe zum Zeichen des Sieges von den Göttinnen mit Rosen umwunden; und als Bacchus, der Gott des Weines und des Frühlings, sich mit Ariadne verheirathete, wand diese einen Rosenkranz, den der entzückte Gott an den Himmel versetzte. Auch waren die Grazien, die stets jugendlichen Göttinnen der Anmuth, mit Rosenguirlanden verbunden. Selbst der freudebringende Gott des Weins hatte Wohlgefallen an ihr, weshalb sie auch ihm heilig war. Um den Becher feurigen Weins flocht man häufig einen zierlichen Rosenkranz, theils um Gott zu ehren, theils aber um anzudeuten, daß der fröhliche Zecher sich solle keine Geheimnisse entlocken lassen; denn die Rose war neben dem Sinnbild der Freude auch ein Symbol der Verschwiegenheit.

In dieser außerordentlichen Beliebtheit der Rose liegt es begründet, daß sie bei allen Festen eine bedeutsame Rolle spielte. Wenn die Menschen niederknieten vor den Götterbildern und Opfer darbrachten, wurden die Opferthiere, sowie die Priester und die Götter mit Rosen geschmückt. Ein Rosenkranz zierte das Brautpaar und das Haupt des Siegers; mit Rosen wurde das Hochzeitshaus und der Triumphwagen des siegreichen Feldherrn geschmückt, mit ihnen putzte der Schiffer sein Schiff, das in die See

stechen sollte oder nach langer, glücklicher Fahrt heimkehrte, und Rosen legte der Trauernde auf das stille Grab seiner Lieben. Schickten die Söhne des Vaterlandes sich an, in den Kampf zu ziehen, so pflegten sie ihr Haupt mit einem Rosenkranz zu umgeben zum Zeichen, daß Kühnheit und hoher Muth in ihrem Busen wohne; und kamen sie siegreich wieder heim, so war es eine der höchsten Ehrenbezeugungen, wenn sie Rosen in der Hand und auf dem Helm tragen durften.

War die Rose bei den Griechen mehr ein Symbol der Liebe, so war sie bei den kriegerischen Römern, namentlich zur Zeit ihrer größten Herrschaft, mehr ein Sinnbild des Lohnes ernster Thaten; später aber bei ihrem Niedergange, als sie die alte Einfachheit einbüßten und Sittenlosigkeit und Schwelgerei dafür eintauschten, wurde sie zum Sinnbild des Lasters herabgewürdigt.

Nicht selten wurde damit eine unsinnige Verschwendung getrieben, wodurch viele hunderttausend Blüten ohne allen Nutzen zu Grunde gingen.

Bei hohen Festmahlen pflegte man eine so große Fülle von Rosenblüten auf die Tische, an denen gespeist wurde, zu schütten, daß die Speisen davon ganz umgeben waren.

Kleopatra, die eitle und herrschsüchtige Königin von Egypten, welche die schändlichsten Schmausereien veranstaltete, bei denen sie z. B. einmal, um ihren Gegner in der Verschwendung zu übertreffen, eine Perle in Essig aufgelöst hatte, welche eine Million Gulden kostete, ließ sogar bei einem verschwenderischen Gastmahl den Fußboden eine Elle hoch mit lauter Rosen bedecken.

Der Kaiser Nero, von dem die Geschichte schauderhafte Greuelthaten erzählt, hatte sich einen Speisesaal her-

richten lassen, dessen Seitenwände sich durch eine Maschine fortwährend um die Gäste drehten und abwechselnd die vier Jahreszeiten darstellten. Aber statt des Hagels und Regens fiel eine ungeheure Masse Rosenblüten auf die Gäste herab. Es wird erzählt, daß der Tyrann zu einer einzigen Mahlzeit für 30,000 Thaler Rosen kaufte, und daß er, wenn er sich selbst als Gast ansagen ließ, an seinen Wirth das Verlangen stellte, auf seinem Eigenthum alle Fontainen, mit Rosenwasser gefüllt, springen zu lassen.

Nach ihm verfuhr der römische Kaiser Heliogabalus, dessen Regierung Grausamkeit und Verschwendung kennzeichnen, sehr unsinnig. Er ließ während einer Mahlzeit eine solche Menge Rosen und Veilchen auf seine Gäste herabfallen, daß mehrere von ihnen sich daraus nicht wieder hervorarbeiten konnten und in der Blumenfülle ersticken mußten. Der Tyrann jubelte bei dem Anblick hell auf, während den andern das Herz weinte.

Wie nun die Rose im heidnischen Alterthum allgemein verehrt wurde, hat nicht minder das Christenthum dazu beigetragen, ihre Geschichte zu vermehren und ihren Ruhm zu erhöhen.

In einem französischen Orte der Pikardie wird seit Jahrhunderten ein Rosenfest gefeiert, das weit über die Grenzen des Landes berühmt geworden ist. Von den drei sittsamsten und tugendhaftesten Mädchen des Dorfes wird eins erwählt, um es auf feierliche Weise vor allem Volke zu ehren. Sein Name wird vor dem Festtage öffentlich von der Kanzel herab verkündigt, damit jedermann Einsprache erheben kann, wenn er noch eine würdigere Jungfrau weiß. Ist die Wahl getroffen, so wird das Ehren- oder Rosenmädchen unter den Klängen der Musik auf das

herrschaftliche Schloß geführt, von zwölf Paaren festlich geschmückter Jungfrauen begleitet. Alsdann geht der feierliche Zug zum Gotteshause, wo auf dem geschmückten Altar ein rosenbekränzter Hut liegt, der dem viel beneideten Rosenmädchen unter dem Gebet der Versammelten vom Priester aufs Haupt gesetzt wird. Das Mädchen, das dieser Ehre werth gehalten, gilt einer Königin gleich und ist lange Jahre hindurch Gegenstand der ehrendsten Beachtung, so daß sein Andenken für lange gesichert ist.

Die katholische Kirche selbst hat seit vielen Jahren den heiligen Brauch, an einem bestimmten Feiertage — dem Charfreitage — die heilige goldene Rose zu weihen, damit sie bei passender Gelegenheit verdienstvollen Männern und Frauen überreicht werde.

Als Luther seine donnernden Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg geschlagen und auf dem Wege der Kirchenverbesserung weiter ging, ließ der Papst dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, der Luther besonders begünstigte, eine goldene Rose überreichen, hoffend, der fromme Kurfürst werde in dankbarer Anerkennung der ihm dadurch zu Theil gewordenen Ehre sich der päpstlichen Sache wieder zuwenden. Friedrich nahm das Geschenk an, brach aber mit seiner Ueberzeugung nicht, sondern strebte — wie sein Gewissen ihm gebot — für Recht und Freiheit.

Luther wählte eine Rose zum Bilde in seinem Siegel. Dieselbe trug die Umschrift: „Ein Christenherz auf Rosen geht, wenns mitten unterm Kreuze steht.“

Leider ist die liebliche Rose einst in England durch einen furchtbaren Krieg zum Bilde des Hasses und der Feindschaft geworden. Unter allen Bürgerkriegen, deren

abschreckend Bild uns die Geschichte vorführt, ist kaum einer, der mehr Greuel und Blutvergießen darbietet als der, welcher unter dem Namen des Krieges der weißen und rothen Rose bekannt ist. Ueber 30 Jahre lang wüthete der unheilvolle Krieg und brachte über England unsäglichen Jammer. Die Urheber dieses verderblichen Kampfes waren die königlichen Häuser York und Lancaster, welche sich die edlen Rosen zu ihrem Wappen gewählt hatten. Das Geschlecht York trug die weiße Rose in seinem Schilde, die Linie Lancaster die rothe auf gleichem Grunde. Als der erbitterte Krieg geendet, lag der Wohlstand des Landes darnieder und konnte sich erst allmählich wieder erheben.

In Preußen, unserm engern Vaterlande, hat die Rose gottlob nicht solche blutige Rolle gespielt, dennoch bildet sie in seiner Geschichte ein höchst merkwürdiges geschichtliches Moment und erinnert zugleich an das göttliche Walten in der Geschichte.

Der große Korse Napoleon hatte fast alle seine Feinde vernichtet und unsern deutschen Brüdern den stolzen Fuß auf den Nacken gesetzt. Friedrich Wilhelm, dem Vater unseres jetzigen Kaisers, war es lange gelungen, seinem Volke den Frieden zu erhalten; als aber der Uebermuth des Eroberers keine Grenzen kannte, mußte er dennoch den Krieg erklären. Doch der Schlachtenkaiser siegte und zog triumphierend in Berlin ein; die preußische Königsfamilie sah sich genöthigt, nach dem Osten des Reichs zu fliehen. Da nun keine Aussicht auf Errettung mehr war, schloß der König von Preußen den Frieden zu Tilsit (1807). Bei diesen Verhandlungen erschien auch die edle Königin Luise, um eine mildere Behandlung ihrer Länder zu erwirken.

Napoleon empfing sie zwar mit allen Ehren, aber sein Herz blieb hart. Mit Stolz fragte er sie: „Wie konnten Sie aber auch einen Krieg mit mir anfangen?“ Mit edler Würde entgegnete sie: „Dem Ruhme Friedrichs des Großen war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen.“ Napoleon schien milder zu werden und lud das hohe Königspaar zur Tafel. Während des Mahles unterhielt er sich in eingehender Weise mit Luise. Daraufhin faßte man neue Hoffnung. Beim Abschiede versuchte die Königin noch einmal sein Herz zu rühren, um billigere Friedensbedingungen zu erlangen. Der stolze Sieger überreichte ihr eine Rose von seltener Schönheit. Sie schien geneigt, diese Gabe abzulehnen, besann sich aber und nahm die Rose mit den Worten: „Zum mindesten mit Magdeburg“, worauf er kurz erwiederte: „Belieben Eure Majestät zu bedenken, daß ich es bin, der darbietet, und daß Eure Majestät nur anzunehmen haben.“

Preußen verlor die Hälfte seiner Länder und mußte außerdem eine große Kriegssteuer zahlen.

Diese Rose, die der unglücklichen Königin fast das Herz brach, ist von dem ganzen preußischen Volke auf den blutigen Schlachtfeldern von Waterloo und Sedan eingelöst worden.

Die Rose ist indeß nicht bloß um ihrer Schönheit und ihres Symbols willen, sondern auch ihres Nutzens wegen verehrt und geschätzt.

Aus den Rosenblättern gewinnt man das köstliche Rosenöl, über dessen Entdeckung eine indische Sage erzählt:

Eine gefeierte Prinzessin zeigte eine außerordentliche Vorliebe für Rosenduft. Ueberall war sie von Rosen umgeben; mit ihnen schmückte sie die Kleider und das Haar.

Ihr Rosengarten war weit und breit berühmt. Durch ihn führte ein Kanal hin, der, mit klarstem Wasser gefüllt, ihr und ihren Lieblingen Frische und Kühlung spendete. Einst erhielt sie den Groß-Mogul zum Besuch. Um ihn zu erfreuen, füllte sie den ganzen Kanal mit Rosenwasser. Die heißen, senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen bereiteten aus dem Rosenwasser das duftende Rosenöl, das sich als ein feines Häutchen an der Oberfläche sammelte. Als die Prinzessin dem hohen Gast alle Herrlichkeiten ihres Gartens gezeigt hatte, wollte sie ihn zuletzt mit dem Kanal voll Rosenwasser überraschen. Aber wie erstaunte sie selber, als auf der ganzen Oberfläche ein feiner Ueberzug lag! Man untersuchte die seltsame Erscheinung und entdeckte das kostbare Rosenöl.

Die Muhamedaner, welche die Rosen mit heiliger Scheu betrachten, ja sich fürchten ein Rosenblatt zu zertreten, schreiben dem Rosenwasser reinigende Kraft zu.

Als Saladin die Kreuzfahrer besiegt und Jerusalem erobert hatte (1187), sandte er so viel Rosenwasser dahin, als 500 Kameele fortschaffen konnten, damit die von den Kreuzfahrern in eine Kirche verwandelte Moschee gereinigt und entsühnt würde. Und nicht eher trat er in die Moschee, bis Fußböden, Wände und der Fels, auf dem die Moschee stand, damit gewaschen waren!

Die Hecken- oder Hundsrose war der Himmelskönigin Frigga geweiht, weshalb sie in einigen Gegenden Friggadorn genannt wird. Nach dem alten Volksglauben wächst sie gern auf Begräbnißplätzen und an Orten, wo einst heilige Haine und Opferaltäre standen.

Alle Sagen und Märchen, in denen von Dornen die Rede ist, haben sie zur Grundlage.

Die sagenberühmte Brunhilde wurde in die Schar der Walkyren, der himmlischen Heldenjungfrauen, welche die Seelen der im Kampfe fürs Vaterland Gefallenen nach Walhalla trugen, aufgenommen, weil sie einen heldenmüthigen Sinn gezeigt hatte. Da sie aber einstmals wider Allvaters Willen das Geschick der Schlacht wandte, indem sie einem Könige zum Siege verhalf, dessen Untergang bestimmt war, wurde sie aus Walhalla verstoßen. Wuotan legte ihr in seinem Grimme den Schlafdorn, d. i. einen Zweig der Heckenrose mit moosartigen Auswüchsen unter ihr Haupt, und sie fiel in einen tiefen Schlaf. Mit ihr schlief ein, was in der Burg einen lebendigen Odem hatte: „die Fliegen an der Wand, die Pferde im Stall, die Hunde auf dem Hof, die Tauben auf dem Dach“ und alles Gesinde. Ein Flammenmeer umschloß die Burg, daß niemand hinein konnte. „Da sollst du liegen,“ sprach Wuotan, „bis jemand durch die Glut schreitet und dich befreit.“ Nach vielen Jahren kam ein tapferer Ritter, sprengte durch die Glut, erlöste die Verbannte aus dem Zauberbann und erwählte sie zu seiner Gemahlin.

Denselben mythologischen Zug finden wir bis in alle Einzelheiten im lieblichen Märchen vom Dornröschen wieder, nur hat sich das Flammenmeer in eine Dornhecke verwandelt.

Nach einer christlichen Legende hat der Teufel die Heckenrose geschaffen. Als der Herr ihn aus dem Himmel gestoßen hatte, suchte er wieder hinauf zu kommen und schuf zu diesem Zweck einen Strauch mit hohen geraden Schüssen, die nach allen Seiten lange Dornen bildeten. Die Gerten wollte er als Leiter benutzen, die Dornen als Sprossen. Aber der Herr merkte die Absicht und bog die

kühn aufgeschossenen Zweige abwärts. Da der Teufel seinen Plan vereitelt sah, gerieth er in helle Wuth und bog nun auch die Dornen nieder, damit sie alles, was sich ihnen nahte, mit scharfen Fingern festhielten.

---

34. Der Flachs.

Dies herrliche Gewächs mit seinen zarten, himmelblauen Blüten ward schon im hohen Alterthum gebaut und in hohen Ehren gehalten. Doch waren es nicht so sehr die Blüten, welche die Aufmerksamkeit erregten, als die Eigenschaft der Bastfasern, die sich ihrer Zähigkeit wegen zu Gespinnsten und Geweben verwenden lassen.

Spinnen und Weben sind uralte Erfindungen und waren vorzügliche Mittel, die Cultur zu fördern. Die ältesten Nachrichten über diese Künste finden wir in der heil. Schrift aufbewahrt.

Als Joseph nach Egypten verkauft war und ein Herr in ganz Egyptenland wurde, wird an einer Stelle gesagt: „Und der König Pharao nahm seinen Ring von der Hand und gab ihn dem Joseph und kleidete ihn mit weißer Seide und hing ihm eine goldene Kette um den Hals.“ Unter „weißer Seide“ haben wir keine eigentliche Seide, sondern das feinste Linnen zu denken, das Könige, Fürsten und Priester als Schmuck und Ehrenkleid trugen. Hieraus geht hervor, daß die Egypter schon 1700 vor Christi Geburt das Linnen kannten und Weben und Spinnen verstanden.

Das fruchtbare Nilthal lieferte auch Flachs in reicher Fülle, und noch jetzt, so berichten Reisende, treibt er dort so üppig, daß er so dick wie Rohr wird.

Die Geschicklichkeit der egyptischen Arbeiter in der Zubereitung des Linnen war staunenswerth. Der König Amasis, der sein Land durch Hebung des Ackerbaues und Handels zur schönsten Blüte brachte, sandte einstmals den Lakedämoniern einen Brustharnisch zum Geschenk, aus Leinewand bereitet, der ein wahres Meisterwerk an Kunstfertigkeit war. Das Gewebe enthielt allerlei zierliche Figuren und war außerdem durch Goldstickerei und feine Spitzen geziert. Das Allerwunderbarste schien aber der Faden selbst, denn er war aus 360 Fädchen zusammengesetzt.

Es konnte nicht fehlen, daß die Israeliten während ihres langen Aufenthalts in Egypten die Kunst des Wirkens, Spinnens &c. lernten und als kulturbewirkende Errungenschaften in ihre Heimat brachten. Und in der That sehen wir, daß die israelitischen Frauen in der Wüste Sinai vermittelst ihrer Kunstfertigkeit im Spinnen und Weben zur Errichtung des Heiligthums beitrugen. Die Bibel erzählt: „Und welche verständige Weiber waren, die wirkten mit ihren Händen und brachten ihre Werke von gelber Seide, scharlach, rosinroth und weißer Seide."

Neben den Israeliten lernten die Griechen und Römer von den Egyptern den Gebrauch des Flachses. Die letztern webten anfangs hauptsächlich Leinewand, um sie zu ihren Schiffssegeln zu gebrauchen. Ihre Kleider waren noch lange nach dem Bekanntwerden des Flachses von Wolle; doch wurde schon zur Zeit Augustus die Leinewand sehr hoch geschätzt und vielfach zu Kleidungsstoffen verarbeitet.

Wann unsere deutschen Vorfahren damit bekannt wurden, ist nicht genau zu ermitteln, indeß erzählt ein römischer Schriftsteller im ersten Jahrhundert nach Christi

Geburt, daß ihre Frauen keine schöneren Kleider kannten als die leinenen. Und diese Vorliebe ist den Deutschen durch viele Jahrhunderte hindurch geblieben.

Nach der altdeutschen Mythologie stand der Flachs unter dem besondern Schutz der hehren, liebevollen Himmelskönigin Frigga. Ihr Katzengespann war mit Strängen von blühendem Flachs angeschirrt. Diejenigen, welche dem Flachsbau mit Emsigkeit oblagen, wurden überreich gesegnet. Desgleichen erhielten die fleißigen Spinnerinnen von der segenspendenden Göttin Spindeln geschenkt, welche dieselbe nachts vollspann, wenn sie sich der Ruhe überließen. Zum Dank ließ man daher bei der Ernte ein Bündel auf dem Felde zurück, damit es die Himmlische erfreue.

Der berühmte deutsche Kaiser Karl der Große, der in Geschichte, Sage und Lied noch fortlebt, war ein Freund und Beschützer des Flachsbaues. Seine Gemahlin, sowie seine Töchter spannen die Leinewand mit eigner Hand und suchten ihre Ehre darin, recht feines Gewebe zu fertigen. Seine ganze Familie trug fast ausschließlich leinene Kleider, wozu königliche Frauen das Garn gesponnen und gewebt hatten. Er selbst trug ein leinenes Hemd und leinene Beinkleider, mit farbigen Bändern kreuzweise umwunden. Das fein gewebte Linnen achtete er höher als Gold und Silber. Als der Kalif Harun-al-Raschid ihm zum Zeichen der Hochachtung eine Wasseruhr schenkte, wußte er kein passenderes und besseres Gegengeschenk zu machen als feine Leinewand, die von seiner Familie bereitet war. Zu seinem Leidwesen gewahrte er einst, daß seine Unterthanen und Hofleute fremde Kleiderpracht über die heimische, einfache Tracht setzten. Um ihnen dies schädigende Vorurtheil und den undeutschen Geschmack zu nehmen, stellte er bei heftigem Regenwetter

unerwartet eine Jagd an, wobei die feinen ausländischen Kleider verdarben. Lachend und neckend ging er mit ihnen heim. Das wirkte. Die Hofleute griffen alsbald wieder zu den derben heimischen Stoffen.

Seine Nachfolger auf dem Thron, sowie die Fürsten, denen der Wohlstand ihres Landes am Herzen lag, sahen ihren Stolz darin, wenn in ihrem Lande viel Leinen erzeugt wurde. Neben der sonderbaren Vorliebe für Riesenregimenter hatte der Vater Friedrichs des Großen, Friedrich Wilhelm I., bei dem Anblick eines herrlichen Flachsfeldes eine hohe Freude. Wer ihm ein besonderes Vergnügen bereiten wollte, brauchte ihm nur ein Stück feines Leinen zu zeigen, das auf vaterländischem Boden gesponnen und gewebt war.

Die echt deutsche Hausfrau, die in ländlicher Stille und Einfachheit erzogen, läßt es sich noch in der Gegenwart zur hohen Ehre gereichen, ihre Töchter bei der Verheirathung mit einer ansehnlichen Menge Leinenzeug auszusteuern.

Mit vielem Schmerz bemerkt sie aber nicht selten, daß die Flachsfelder in der üppigsten Blütezeit von einer verheerenden Krankheit befallen werden, in Folge dessen die Blüten sowie die samenreichen Köpfchen wie umgedreht erscheinen. Sorglich fragt sie: Wer kann hier helfen? Da niemand im Stande ist, der Noth zu steuern, ist manche sonst so biedere Hausfrau auf den Aberglauben verfallen, dem leidenden Flachsfelde durch ein Zaubermittel zu helfen. Wenn die Glocke auf dem Kirchturme die mitternächtliche Stunde verkündigt, geht sie still und stumm hinaus auf den Gottesacker, sucht zwischen den Gräbern eins aus, das den Leichnam einer Jungfrau einschließt, scharrt dann Erde davon los und bringt dieselbe dem kranken Flachsfelde.

In gemessenen Schritten geht sie um das Ackerfeld und streut ab und an eine Hand voll Erde auf dasselbe, indem sie bei jedem Wurf murmelt: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes." In fester Zuversicht, daß dies Mittel wirksam sei, sucht sie darauf in dunkler Nacht die Ruhe und träumt von goldenem Erntesegen.

Fragst du, weshalb sie den Flachs so werth hält, so antwortet der Dichter so schön:

„Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder.
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

Zarten Leib in dich gekleidet
Tritt das Mägdlein zum Altare.
Liegst, ein segnend Kreuz gebreitet,
Schimmernd über dunkler Bahre."

---

35. Der Taback.

Der Taback hat im Laufe der Jahrhunderte einen so gewaltigen Einfluß gewonnen, daß seinem Anbau die größte Sorgfalt gewidmet wird. Vor Zeiten, als das Rauchen noch nicht Sitte geworden, hat wohl niemand die Bedeutsamkeit der breitblättrigen Pflanze geahnt, da sie zum Wohle der Menschen nichts zu bieten schien.

Ueber den Ursprung des Tabackrauchens berichtet eine persische Sage: In alten Zeiten, wo jeder so viel hatte, als er wünschte, lebte zu Mekka ein braver junger Mann, der viele Schätze besaß. Allein keinen Schatz rechnete er höher, keinen hütete er sorgsamer als sein schönes,

tugendhaftes Weib, an dem er mit übergroßer Liebe hing. Aber wie es oft in der Welt geht, daß kein Glück ungetrübt bleibt, so sollte es auch hier geschehen; denn die theure, geliebte Frau ward krank und starb. Der Schmerz des Mannes war grenzenlos. Vergebens bot er die ganze Kraft seiner Seele auf, um seinem Jammer nicht zu erliegen. Er trat zu seiner Zerstreuung weite Reisen an, nahm die vier schönsten Jungfrauen von Mekka zu Gemahlinnen, wie der Prophet ihm erlaubte; aber nichts konnte ihm den Verlust ersetzen. Der Kummer zehrte sichtbar an dem Mark seines Lebens, und wurde ihm nicht bald Hülfe zu Theil, so mußte er unerbittlich ins kühle Grab sinken.

In dieser Noth beschloß er einen frommen Mann zu besuchen, dessen Weisheit er oft hatte rühmen hören. Dieser wohnte tief in der Wüste, in einsamer Felsenzelle. Der fromme Einsiedler empfing den jungen Mann väterlich. Er ermahnte ihn, sein Herz vor ihm zu erschließen und ihm seinen Kummer anzuvertrauen. Der Trauernde erzählte seine ganze Leidensgeschichte und bat um Linderung seiner Qual. „Mein Sohn," sagte der Weise, „gehe an deines Weibes Grab, du wirst dort ein Kraut finden, pflücke es, stecke es in ein Rohr und ziehe, wenn du es angezündet, den Rauch auf. Dies wird dein Weib, dein Vater, deine Mutter, dein Bruder, vor allem aber ein kluger Rathgeber sein; es wird deiner Seele Weisheit lehren und deinen Geist erheitern." Er befolgte den Rath und genas von seinem Leiden: der sanft aufwirbelnde Rauch trug die Gedanken aus der trüben Gegenwart in die freudevolle Zukunft und milderte seinen herben Schmerz.

Seit dieser Zeit wurde das Rauchen eine Gewohnheit

aller derer, die einen lieben Todten zu beweinen oder irgend einen Kummer zu bekämpfen hatten.

In obiger Sage ist der Nutzen des Rauchens mit grellen Farben aufgetragen. Jedenfalls ist indeß die Sitte des Rauchens nicht aus jenem Grunde allein entstanden und hat auch nicht zufolge jenes Umstandes eine so allgemeine Verbreitung gefunden, sondern sie ist hauptsächlich durch Eitelkeit und Nachahmungssucht der nachfolgenden Geschlechter herrschend geworden.

Nach Europa ist die Tabackpflanze und ihr eigenthümlicher Gebrauch erst von Amerika eingeführt. Als die Spanier unter Columbus die Insel Cuba betraten, fanden sie die Eingeborenen rauchend. Diese hatten getrocknete Blätter zusammengerollt wie bei unsern Cigarren, nur nicht so zierlich, und bliesen den blauen Rauch in die Luft. Sie nannten die ersten Präparate „Tobaco". Davon erhielt die ganze Pflanze ihren Namen. Andere meinen freilich — und nicht ohne Grund — die ersten Blätter seien von der Insel Tabago gekommen, und daher die Benennung entstanden. Die Indianer waren in alle Geheimnisse des Tabacks, wie Rauchen, Schnupfen und Kauen, schon frühzeitig eingeweiht. Besonders bedienten sich dessen die Priester, einmal um sich bei ihrem vorgeblichen Wahrsagen und Geisterbeschwören in Verzückung zu versetzen, und zum andern, um ihn als Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten zu gebrauchen.

Das eigentliche Rauchen lernten die Europäer aber erst von den Negern, welche später als Sklaven in die neue Welt eingeführt wurden. Dieselben hatten die indianische Sitte zunächst nur angenommen, um die lästigen Insekten, Moskitos, zu vertreiben; bald aber ward sie

nicht nur bei ihnen, sondern auch bei allen weißen Pflanzern eine leidenschaftliche Gewohnheit.

Die allererste Pflanze, welche in Europa gebaut wurde, finden wir in Spanien. Ein spanischer Arzt brachte aus Amerika Samen mit und zog junge Pflanzen daraus, weil er auf Grund der indianischen Gebräuche glaubte, ein berühmtes Heilmittel entdeckt zu haben (1558). Der damalige französische Gesandte am spanischen Hofe, Jean Nicot, hörte davon und sandte einige an seinen königlichen Herrn, Franz II. und an andere hohe Gönner, hoffend die Gunst der fürstlichen Großen zu erwerben. Und wie es scheint, wandten auch die Aerzte sie eine Zeitlang gegen Quetschungen und Hautkrankheiten an. Die nachfolgenden Aerzte aber konnten sich keine nachhaltige Wirkung davon versprechen und hielten sie deshalb keiner besondern Beachtung würdig.

Indeß haben sich die Männer der Wissenschaft gegen den Verbreiter dadurch dankbar erwiesen, daß sie die wissenschaftliche Bezeichnung der Pflanze und des ihr innewohnenden herben, gifthaltigen Stoffes von seinem Namen ableiteten. Sie nannten die Pflanze „Nicotiana“ und den scharfen Stoff „Nicotin“.

Bald nach dem Bekanntwerden des Tabacks in Europa gab sich wunderbarer Weise eine unschätzbare Menge dem Genusse des Rauchens hin. Daneben fehlte es allerdings nicht an eingefleischten Gegnern, darunter Gesetzgeber, Geistliche und Schriftsteller. Namentlich schalten die Geistlichen, sie nannten das Rauchen eine teuflische Gewohnheit und das Kraut ein Gewächs, vom Teufel erfunden, die Menschheit zu verderben. Der Papst Urban VIII. (1624) sprach sogar den Bannfluch darüber aus, mußte aber zu

seinem größten Leidwesen die Erfolglosigkeit des Fluches erfahren. Innocenz sah sich genöthigt, den Bann wieder aufzuheben (1691).

In Rußland wüthete der Kampf so arg, daß man die Raucher, welche auf frischer That ertappt wurden, mit den härtesten Strafen belegte. So schnitt man einigen die Nase ab, damit sie vor aller Welt gekennzeichnet seien.

Fragen wir aber nach der Wirkung der grausamen Maßregel, so brauchen wir nur die jetzigen Russen anzusehen, um zu erkennen, daß das Verbot ohne nachhaltigen Erfolg geblieben; denn fast alle Russen ohne Ausnahme haben dem Pfeifchen Treue geschworen.

Im Orient setzte man ebenfalls die schmerzhaftesten Strafen fest, trotzdem fand auch dort das Rauchen eine so weite und allgemeine Verbreitung, daß man sich den Orientalen ohne die zierlichen oder plumpen Pfeifen gar nicht denken kann.

36. Die Kartoffel.

Wenn auch keine Pflanze allgemeiner und bekannter ist als die Kartoffel, so ist sie doch in Deutschland ursprünglich nicht heimisch, sondern stammt aus Amerika.

Der berühmte Seefahrer Franz Drake sandte sie vor etlichen hundert Jahren seinem Freunde in England zur Aussaat mit dem Bemerken, daß er glaube, der Anbau des Gewächses könne für England und für ganz Europa sehr nützlich werden; denn es sei überaus trefflich und nahrhaft. „Aber fast," so erzählt Schubert, „wäre die Kartoffel verkannt und verachtet weggeworfen worden, weil der Bebauer meinte, Drake habe mit dem Worte „Frucht" die Samenknollen gemeint, die oben am Kraute hangen. Da

es Herbst war, und die Samenknollen gelb waren, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging Am Ende kam auch eine zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, worin er sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht mitzutheilen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake mit der Versicherung erhalten habe, daß ihr Anbau für England höchst wichtig werden könnte. Die Herren aus dem Parlamente kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmt bestreut war; aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur Schade um den Zucker. Darauf urtheilten alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da ließ der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher herausreißen und wollte sie wegwerfen. Aber eines Morgens im Herbst ging er durch seinen Garten und sah in der Asche des Feuers, das sich der Gärtner angemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat einen, und siehe, er duftete so lieblich wie eine gebratene Kartoffel Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären, und dieser sagte ihm, daß sie unter der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er ließ die Knollen sammeln, zubereiten und lud dann die Parlamentsherren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, deren Inhalt gewesen sein wird, daß der Mensch, wenn er bloß nach dem urtheilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht noch tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne."

Von England kam die Kartoffel nach Frankreich. Hier ward sie mit großen Vorurtheilen aufgenommen.

Ludwig XVI. gab sie den Landleuten, welche sie zu bauen versprachen, unentgeldlich; aber fast niemand wollte ernstlich den Versuch wagen. Die meisten gönnten ihnen kaum ein Plätzchen auf ihrem Grund und Boden und hielten sie kaum zur Nahrung der Thiere brauchbar. Sie selbst weigerten sich entschieden, von der neumodischen Frucht zu essen.

Da setzte der berühmte Chemiker Parmentier sein ganzes Vermögen zu ihrer Verbreitung daran. Weil er eingesehen hatte, daß Anwendung von Gewalt nichts fruchtete, benutzte er die Schwäche seines Volks. Er pachtete unweit Paris große Strecken Landes und ließ darauf die verachtete Kartoffel massenweis bauen. Alsdann ließ er unter Trompetenklang den strengen Befehl bekannt machen, wer beim Diebstahl des fremden Gewächses ertappt würde, müsse die That mit dem Leben büßen. Am Tage stellte er um die Kartoffelfelder Wächter auf, in der Nacht aber ließ er sie zu Hause gehen.

Was er vermuthete, traf ein. Als die Bauern das strenge Gebot hörten, staunten sie nicht wenig und fingen allmählich an zu glauben, die bisher verachtete Frucht müsse doch wohl gut sein, und stahlen wie die Raben. Nach kurzer Zeit war die Kartoffel über ganz Frankreich verbreitet.

Von dort wurde sie nach Deutschland ausgeführt. Aber auch hier hatte sie mit tief eingewurzelten Vorurtheilen zu kämpfen.

Im Jahre 1745, so erzählt Nettelbeck, erhielt die Stadt Colberg durch die Güte des großen Friedrich einen Frachtwagen voll Kartoffeln, die bis dahin noch gänzlich unbekannt waren. Durch Trommelschlag in der Stadt

und Vorstadt erging die Bekanntmachung, daß alle Gartenbesitzer sich vor dem Rathhause einzufinden hätten, indem des Königs Majestät ihnen eine besondere Wohlthat zugedacht habe. Unter großer Aufregung versammelten sie sich zur bestimmten Stunde. Da standen die Rathsherren auf, zeigten der Menge die geschickten Gaben und verlasen eine umständliche Anweisung, wie sie gepflanzt, bewirtschaftet, gekocht und zubereitet werden sollten. In dem Getümmel aber achtete niemand auf die Vorlesung. Verwundert nahm man die gerühmten Knollen in die Hand, roch, schmeckte und leckte daran. Kopfschüttelnd gab sie der eine Nachbar dem andern, brach sie wohl gar entzwei und warf sie den Hunden vor. Da diese sie verschmähten, so hieß es im lauten Gewühl: „Die Dinger riechen nicht und schmecken nicht, und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen?"

Am allgemeinsten war der Glaube verbreitet, die Knollen müßten zu Bäumen heranwachsen, von welchen man sie als Früchte herabschüttele, wie die Aepfel von Baum.

Inzwischen wurden die Kartoffeln ausgetheilt. Viele warfen sie auf den Kerichthaufen; andere, welche den Versuch nicht scheuen wollten, verfuhren dabei so verkehrt wie irgend möglich. Einige steckten sie einzeln in die Erde, ohne sich weiter um sie zu bekümmern; andere schüttelten sie auf einen Haufen und bedeckten sie mit etwas Erde, in Folge dessen sie zu einem dichten Filz zusammen wuchsen.

Die Herren vom Rathe mußten in Erfahrung gebracht haben, daß unter den Empfängern viele Verächter gewesen waren. Darum hielten sie in den Sommermonaten eine Kartoffelschau, und diejenigen, welche widerspenstig gefunden wurden, mußten mit einer Geldabgabe büßen.

Hierüber erhob sich ein großes Geschrei, so daß die Kartoffeln ganz in Verruf kamen.

Im folgenden Jahre erneuerte der König sein Geschenk, sandte aber zugleich einen geborenen Schwaben mit, der über vernünftige Bestellung genauere Anleitung zu geben verstand. Durch dessen Rath und Beihilfe wurde der Anbau kräftig gefördert.

Dennoch traf Nettelbeck erst 40 Jahre später (1785) bei Stargard im freien Felde die ersten Kartoffeln.

Nach und nach haben sie sich gottlob immer mehr Bahn grbrochen, und so sind sie ein unschätzbarer Segen für unser Volk geworden. Seit ihrer Einführung ist niemals eine so schreckliche Hungersnoth wieder ausgebrochen als früher.

Tief zu bedauern ist es, daß die Chinesen sich nicht den übrigen Völkern anschließen, Kartoffeln zu bauen, obwohl sich im Norden des Landes ein guter Boden dafür findet. Dieselben würden ein vortreffliches Mittel abgeben, den oft wiederkehrenden Hungersnöthen zu begegnen, die in Folge von Ueberschwemmungen der niedrigen Gegenden eintreten. Seit einem Jahrhundert wird sie allerdings von Fremden und für Fremde geerntet, aber das chinesische Volk mißachtet sie noch heute.

---

37. Der Kürbis.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kürbispflanze bereits im hohen Alterthum Aufsehen erregte, denn sie hat in ihrem Baue und Sein mehrere in die Augen stechende Eigenschaften. Dahin gehört z. B. das wunderbar schnelle Wachsen, wodurch es ihr möglich ist, binnen kurzer Zeit

Bäume zu überwachsen, welche schon Jahrzehnte mit Emsigkeit dem Himmel zustrebten, und die fast in keinem Verhältniß zu der lockern Pflanze stehende Frucht.

Sie ist eine Schlingpflanze und bedarf, um sich vom Boden zu erheben, fremder Hülfe. Findet sie auf ihrem Wege keinen festen, erhabenen Gegenstand, an dem sie sich hinaufschlängeln kann, so kriecht sie an der Erde weiter wie ein Wurm oder eine Schlange, die verurtheilt ist, „auf dem Bauche zu gehen". Daher entstand der Glaube, auf ihr laste der Fluch Gottes, wodurch ihr die Kraft genommen, sich gleich ihren Schwestern und Brüdern aufzurichten und den blauen Himmel anzuschauen.

Die Früchte erhalten ein so bedeutendes Gewicht, daß ein kräftiger Baum dazu gehört, sie aus eigener Kraft zu tragen. Ihr loser, lockerer Stamm ist zum Lasttragen ungeeignet.

Der darüber grübelnde Menschengeist glich dem Wandersmann der Fabel, welcher im Schatten einer majestätischen Eiche ruhend sprach: „Dieser starke Baum hat so kleine Früchte, und der schwache Kürbis muß so schwere tragen! Wäre es nicht weiser gewesen, wenn der Schöpfer die dicke Kürbisfrucht an die Eiche und die winzige Eichel an die Kürbisstaude gesetzt hätte?" — Aber siehe, als er noch grübelte und meisterte, fiel ihm eine Eichel aus bedeutender Höhe 'gerade ins Gesicht. Das brachte ihn zur Besinnung. „O, ich Thor," rief er, „der ich glaubte, den Schöpfer der Welt meistern zu können! Wäre das zierliche Ding ein schwerer Kürbis gewesen, der auf mich niedergefallen, so würde ich meine arme Seele ausgehaucht haben! Ich will mich nie wieder in Hochmuth überheben! Gelobt sei Gott, der alles weislich ordnete."

Die Bibel berichtet: Als der Prophet Jonas der

Stadt Ninive den Untergang gedroht hatte, ging er zur Stadt hinaus und baute an der Morgenseite eine Hütte, daß er sähe, was der Stadt widerfahren würde.

In der Nacht ließ der Herr einen Kürbis aufwachsen, daß er Schatten gab über seinem Haupte in der Sonnenglut. Aber ein Wurm benagte den Kürbis, daß er verdorrte. Als nun die Sonne aufging, schien sie Jonas auf den Kopf, und er wurde matt. Da wünschte er sich den Tod. Gott aber sprach: „Ist es recht, daß du zürnest?" Jonas erwiderte: „Billig zürne ich bis auf den Tod." Und der Herr sprach: „Dich jammert der Kürbis, obwohl du nicht daran gearbeitet hast; und mich sollte nicht jammern der großen Stadt Ninive, in welcher mehr als 120,000 Menschen sind, die nicht zu unterscheiden wissen, was rechts und links ist, dazu auch viele Thiere?"

In eine noch frühere Zeit versetzt den Kürbis eine alte Sage der Neger. Nach ihr trat er schon bei der Erschaffung der Menschen hervor und half mit, das Schicksal derselben zu entscheiden. Sie erzählt: Im Anfange der Welt schuf Gott drei weiße und drei schwarze Männer mit ebenso viel Weibern. Er beschloß, damit sie sich künftig nicht beschweren möchten, sie Gutes und Böses selbst wählen zu lassen. Ein großer Kürbis wurde auf den Boden gesetzt mit einem versiegelten Stück Papier daneben. Gott ließ die schwarzen Männer zuerst wählen. Diese nahmen den Kürbis in der Erwartung, daß er alles enthalten würde, was sie im Leben nöthig hatten. Aber beim Oeffnen zeigte sich nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und einige andere unbekannte Metalle. Als die weißen Männer das Papier öffneten, sagte es ihnen alles, und sie wurden weise, während die schwarzen an Klugheit und Bildung weit zurückblieben.

Seitdem haben die Neger den Kürbis theils mit Abscheu, theils aber mit sichtlichem Interesse beachtet.

War er den Negern aus obigem Grunde bedeutsam, so steht er bei den Malaien hauptsächlich um seines praktischen Nutzens willen im Ansehen. Sie gebrauchen ihn als Krug, Topf und Napf, worin die verschiedensten Sachen aufbewahrt werden. Nicht selten benutzen sie ihn sogar zum Fange der Affen. Zu diesem Zweck höhlen sie — wie Brehm erzählt — harte Kürbisse durch eine kleine Oeffnung aus, füllen sie mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker und Früchten, welche die Affen gern fressen. Diese zwängen nun, um zu ihrer Lieblingsspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Oeffnung und erfassen eins der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber von den Menschen fangen lassen, als daß sie das einmal Erfaßte wieder losließen. Durch die Last am Laufen verhindert, fallen sie schnell in die Gewalt der Menschen.

So hat auch der oft mißachtete Kürbis seine Geschichte.

---

38. Das Veilchen.

Wer hätte nicht einmal, wenn der Frühling sich zum Einzuge rüstet, das duftende Veilchen gesucht, und sich dessen gefreut! Wer liebte nicht dies zarte Blumenkind, das auch ungesehen den Wandersmann durch seinen Duft grüßt und in stiller Einsamkeit sein Dasein beschließt? So lange die Menschheit der Natur einen liebevollen Blick gönnte, so lange ist das Veilchen der erkorene Liebling der Menschen gewesen. Man sah seine eigene Art, sich jungfräulich

schüchtern unter Busch und Blättern und Gräsern zu verbergen und im Verborgenen Gutes zu thun, und machte es schon früh zum Symbol der Bescheidenheit und Demuth.

Die Griechen pflegten es mit großer Zärtlichkeit, zogen es mit vieler Mühe, so daß man es selbst mitten im Winter kaufen konnte. Auf dem Markte zu Athen lagen zu allen Zeiten Veilchenkränze, die stets ihre Käufer fanden. Dichter nannten die Stadt Athen die „veilchenbekränzte", und Pindar singt in hoher Begeisterung: „Da verbreiten liebliche Veilchenblüten sich über das Land, das Wonneland, und flicht man Rosen sich ins Haar."

Von den vielen Sagen, welche das duftende Blümchen von den Göttern herleiten, wollen wir nur eine anführen.

Proserpina, die Tochter Jupiters, spielte mit den Töchtern des Oceans auf einer blumigen Wiese. Ringsumher standen die herrlichsten Blüten, welche Jupiter für sie hatte sprießen lassen, Narcissen und Veilchen. Die Jungfrauen hatten an den schön duftenden Kindern der Natur ihre hohe Freude und wünschten sie alle zu besitzen. Als sie aber ihre Hände ausstreckten, sie zu pflücken, da erbebte plötzlich die Erde, und Pluto, der Gott der Unterwelt erschien und faßte die königliche Proserpina, um sie in sein Schattenreich zu führen. Diese erschrak, als der gefürchtete Gott zu ihr kam, und ließ vor Schreck die Blüten zur Erde fallen. Dort faßten sie wieder von neuem Fuß und verbreiteten sich weithin, so daß sie die Stammeltern aller Veilchen wurden. Proserpina aber, die blühende Jungfrau, kam trotz ihres Sträubens in das Todtenreich und wurde dessen Beherrscherin.

Von der Zeit an nannte man die schön duftenden

Veilchenblüten „die Veilchen der Proserpina", welche nun auch in Folge ihres dunkeln Gewandes ein Sinnbild der Trauer und des Todes wurden. Daher rührt die weit verbreitete Sitte, die Grabhügel mit Veilchen zu schmücken und den Sarg der Jungfrauen damit zu bekränzen.

Es würde sich vielleicht lohnen, wenn wir das Veilchen in dem Gange des Menschengeschlechts verfolgen könnten, indeß seien nur ein paar Männer der neueren Geschichte hervorgehoben, welche ihm ihre besondere Gunst schenkten.

Es ist gewiß eine merkwürdige Thatsache, daß, wie die Lilie die Parteiblume der Bourbonen war, das Veilchen die Blume der Napoleoniden ward, obgleich dieselben sich weder durch Demuth noch durch Bescheidenheit auszeichneten.

Das Veilchen spielt in dem Leben des Onkels und Neffen eine so romantisch-tragische Rolle (nach v. Strantz), daß sie hier ein wenig entrollt zu werden verdient.

Josephine, die edle erste Gemahlin des großen Napoleon hatte schon in ihren Jugendjahren eine innige Vorliebe für das sinnige Blümchen, welche sie auch noch lange nach ihrer Verheirathung mit dem spätern kaiserlichen Gemahl bewahrte. In den Stürmen der Revolution gerieth sie, wie so viele Unschuldige, ins Gefängniß, aus dem sie dem Blutgerüst entgegen zu gehen fürchten mußte. Aber das Schicksal hatte anderes über sie bestimmt. Sie sollte zu einer höheren, nie geahnten Stufe menschlicher Herrlichkeit emporsteigen. Auf die warme Fürbitte einer hochgestellten Freundin wurde im leitenden Rathe beschlossen, sie aus dem Gefängnisse zu entlassen; doch hatte sie selber keine Ahnung davon.

Noch saß sie betrübt in dem kleinen Gemache, als eines Abends die kleine Tochter des Gefangenwärters zu ihr trat, einen Strauß duftender Veilchen ihr überreichend. Freudig überrascht, dankte Josephine für diesen Beweis der Theilnahme; die Blüten schienen ihr Boten ihrer Befreiung zu sein. Und siehe, am folgenden Tage kam die beglückende Nachricht, daß sie frei sei. Von nun an schloß sie ihre Lieblingsblumen noch mehr ans Herz. Veilchenblau ward ihre Lieblingsfarbe, die Kleider ließ sie mit Veilchen sticken. Vollends aber gewährte es ihr großes Vergnügen, Unglückliche und Traurige mit Veilchen zu beschenken, um ihnen ein Lächeln abzugewinnen.

Einige Zeit darnach erfuhr sie, daß der junge Prinz der unglücklichen Königsfamilie, Ludwig, welcher im Gefängnisse schmachtete, sehr krank sei. Von Mitleid bewegt, suchte sie ihm trotz aller Gefahr eine Freude zu machen. Da sie wußte, daß er gleich ihr Veilchen über alles liebte, ging sie zum Gefängnißwärter und übergab ihm einen Topf blühender Veilchen, damit sie dem Königskinde in den Kerkermauern ein Frühlingsgruß sein möchten. Ludwig betrachtete die Blümchen wie einen großen Schatz; er spielte mit den kleinen Händchen in den herzförmig gestalteten Blättern und labte sich am wonnigen Duft. Aber nur kurze Zeit lächelte ihm das Glück. Eine böse Krankheit — so erzählen einige — raffte ihn hinweg. Kurz vor seinem Tode flüsterte er: „Im Frühling werden wir uns wiedersehen, da werdet ihr wieder blühen."

Man begrub seinen Leichnam spät abends in aller Stille in einem Winkel des nahen Kirchhofes. Weil er aber die geschenkten Veilchen so sehr geliebt hatte, holte sie eine milde Hand aus der Sterbestube und pflanzte sie

auf das Grab des so früh Geschiedenen, wo sie alljährlich einen blauen Blütenteppich bildeten.

Im Jahre 1795 lernte Josephine den großen General Napoleon kennen, der damals die ganze Welt in Erstaunen setzte. Sie trug statt der Brillanten einen duftigen Veilchenkranz auf dem Haupte und einen Veilchenstrauß an der Brust. Napoleon lenkte seine Blicke auf sie, warb später um ihre Hand, und sie ward seine Gemahlin (9. März 1796). An dem Tage der Vermählung trug sie ein mit Veilchen gesticktes Kleid, in der Hand hatte sie einen Veilchenstrauß: „Das Symbol des Lebens und des Glücks." Mit Thränen in den Augen bat sie: „Laß mich an diesem Tage der Hochzeit nur Veilchen tragen, und du, mein lieber Gatte, bringe mir an diesem Ehren- und Freudentage nur Veilchen zum Geschenk." Und nie hat Napoleon die Bitte vergessen, wo er auch weilte. Josephine fand an ihrem Hochzeitstage stets einen frischen Veilchenstrauß auf ihrem Betpulte. Sie knieete dann wohl nieder und sandte heiße Gebete zum Himmel für den, den Gott ihr zu eigen gegeben.

Aber nach mehrjähriger glücklicher Ehe drohte ihrem Herzen der Todesstoß: Napoleon beabsichtigte sich von ihr scheiden zu lassen, da sie ihm keine Kinder gab.

Unter Sorge nahte nun der Hochzeitstag im Jahre 1808. Der Veilchenstrauß lag diesmal nicht zur gewohnten Stunde als Sinnbild des Glücks auf ihrem Betpulte. Bange Ahnungen durchzuckten ihre Seele. Napoleon hatte indeß nicht die Absicht gehabt, ihr die kleine Liebesgabe zu versagen, sondern der Gärtner, der stets dafür gesorgt hatte, war kurz vorher gestorben, und er mochte keine Blüten haben aus dem Garten, dessen Pfleger als Leiche über der Erde stand. Nun sandte er Boten nach allen Richtungen

aus, aber die blauen Lenzboten waren in ganz Paris nicht aufzufinden. Da verließ er selber seine Gemächer, um den fehlenden Strauß zu beschaffen, weil er wußte, daß die edle Josephine in Thränen zerfließen würde, falls der geliebte Veilchenstrauß fehlte. Er durchirrte mehrere Gassen ohne Erfolg, doch als er um eine bekannte Ecke biegen wollte, saß da ein gebücktes Mütterchen, vor sich einen Blumenkorb mit Veilchen haltend. Beglückt griff der Kaiser nach dem gefundenen Schatz, drückte der überraschten Frau einige Goldstücke in die Hand und eilte zu seiner Gemahlin, ihr den üblichen Strauß überreichend.

Anfänglich war Josephine hoch erfreut, doch als sie den Strauß an die Lippen drücken wollte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Sie rief verzweifelnd: „Fort, fort, die Blumen bringen den Tod, sie blühten auf einem Grabe."

Die ahnungsvollen Worte sollten sich leider bestätigen. Im folgenden Jahre mußte Josephine in die Scheidung willigen, obwohl ihr das Herz zu brechen drohte. Ihre Stelle nahm eine Kaiserstochter ein.

Von Stunde an trug die schwer Betroffene nie Veilchen wieder, noch wollte sie Veilchen sehen. Selbst in ihrem zauberisch schönen Blumengarten durfte keins mehr blühen, denn sie erinnerte sie zu schmerzlich an ihr verlorenes Glück.

Napoleons Stern neigte sich aber dem Untergange zu; seine Herrschsucht ward ihm zum Fall. Nachdem er sein stolzes Heer in Rußland verloren, in Deutschland aufs Haupt geschlagen war, ward er nach Elba verbannt, wo er über die Schicksale des Lebens nachdenken konnte. (1814.)

Einige Monate nach diesem Ereigniß stand zu Malmaison ein Sarg im Gartensale, in dem der Leichnam

Josephinens ruhte. Einige sagen, das Unglück ihres Gemahls habe ihr den frühen Tod gebracht.

Ein stiller Friede wohnte in dem Raume, der mit Rosen und Cypressen geschmückt war. Auf dem Sarge auf einem weiß seidenen, mit Veilchen gestickten Kissen lag als letzte Mitgift ein Veilchenstrauß.

Die Welt glaubte zwar den eroberungssüchtigen Löwen gebannt zu haben; aber unerwartet landete er an Frankreichs Küste. Da jubelten ihm seine Anhänger entgegen, trugen Veilchen im Knopfloch und ließen sie ihm zu Ehren in ihren Häusern prangen. Ja, sie nannten ihn schwärmerisch den „Veilchenvater", der den Lenz des Sieges und des Ruhmes zurückbringen würde.

Allein der Jubel war von kurzer Dauer. Napoleon wurde besiegt und mußte abdanken.

Vor seinem Abschiede von Frankreich ging er zum Grabe seiner verstoßenen Josephine und holte sich Veilchen zum Andenken, welche er bis an sein Ende treu bewahrte.

Als er in der Verbannung auf der öden Insel St. Helena seine rastlose Seele ausgehaucht hatte, fand man in einer goldenen Kapsel, die er auf der Brust trug, zwei vertrocknete Veilchen und eine Haarlocke.

Die Veilchen umschlossen auch den dritten Napoleon und traten namentlich bei seinem Tode charakteristisch hervor. Er starb gleich seinem Vorbilde in der Verbannung, nachdem er, wie bekannt, den fluchwürdigen Krieg mit Deutschland begonnen und verloren hatte. Hunderte von seinen Anhängern und von Neugierigen strömten zum Sterbehause, um den „Kaiser" auf seinem Paradebette zu sehen. Da gab es vieles zu schauen, am tiefsten aber wurden die Umstehenden durch die prachtvollen Veilchenkränze er-

griffen, die als letzter Liebesbeweis von Frankreich herüber geschickt waren. Es war, als wollten sie zur Warnung und Lehre ausrufen: „So endet der Ruhm der Welt."

Ein historisches Interesse haben die Veilchen nicht minder für unser preußisches Königshaus.

Der König Friedrich Wilhelm III. war ein warmer Freund der duftenden Blümchen. Er liebte es, das Bild seiner seligen edlen Gemahlin Luise mit frischen Veilchen zu umkränzen, so lange er lebte. Und unser siegreicher Kaiser Wilhelm I. sieht sie in seiner Nähe gern und hat seine Freude daran. Da das die Seinigen wissen, suchen sie ihn damit zu erfreuen. Jeden Morgen, selbst mitten im Winter, wenn ihm das einfache Frühstück gebracht wird, ist der Frühstücksteller mit Veilchen umkränzt; und rückt sein Geburtstag heran, zu dem die Liebesgaben aus der Nähe und Ferne geflogen kommen, so prangen auf seinem Geburtstagstische neben den blauen Kornblumen (s. später), die für ihn so früh gezeitigt werden, die zarten Veilchen in großer Fülle, um den greisen Heldenkaiser wonnige Düfte zu spenden.

---

39. Die Maiblume.

In alten Zeiten „redeten und träumten" die Menschen von Dingen, von denen nur noch die Sagen und Märchen zum Ergötzen fantasiereicher Kindern zu plaudern wissen. So glaubte man, an schauerlich einsamen Stellen lägen unermeßliche Schätze, und verfallene Schlösser, Türme und Bergesschluchten enthielten seltsame mit Gold und Edelsteinen gefüllte Zimmer, welche durch das Zauberwort eines Meisters verschlossen seien. Wer es verstände sie aufzu-

Seitdem haben die Neger den Kürbis theils mit Abscheu, theils aber mit sichtlichem Interesse beachtet.

War er den Negern aus obigem Grunde bedeutsam, so steht er bei den Malaien hauptsächlich um seines praktischen Nutzens willen im Ansehen. Sie gebrauchen ihn als Krug, Topf und Napf, worin die verschiedensten Sachen aufbewahrt werden. Nicht selten benutzen sie ihn sogar zum Fange der Affen. Zu diesem Zweck höhlen sie — wie Brehm erzählt — harte Kürbisse durch eine kleine Oeffnung aus, füllen sie mit Stücken von Nahrung, namentlich mit Zucker und Früchten, welche die Affen gern fressen. Diese zwängen nun, um zu ihrer Lieblingsspeise zu gelangen, ihre Hände durch die enge Oeffnung und erfassen eins der Stücke mit solcher Gier, daß sie sich lieber von den Menschen fangen lassen, als daß sie das einmal Erfaßte wieder losließen. Durch die Last am Laufen verhindert, fallen sie schnell in die Gewalt der Menschen.

So hat auch der oft mißachtete Kürbis seine Geschichte.

---

38. Das Veilchen.

Wer hätte nicht einmal, wenn der Frühling sich zum Einzuge rüstet, das duftende Veilchen gesucht, und sich dessen gefreut! Wer liebte nicht dies zarte Blumenkind, das auch ungesehen den Wandersmann durch seinen Duft grüßt und in stiller Einsamkeit sein Dasein beschließt? So lange die Menschheit der Natur einen liebevollen Blick gönnte, so lange ist das Veilchen der erkorene Liebling der Menschen gewesen. Man sah seine eigene Art, sich jungfräulich

schüchtern unter Busch und Blättern und Gräsern zu verbergen und im Verborgenen Gutes zu thun, und machte es schon früh zum Symbol der Bescheidenheit und Demuth.

Die Griechen pflegten es mit großer Zärtlichkeit, zogen es mit vieler Mühe, so daß man es selbst mitten im Winter kaufen konnte. Auf dem Markte zu Athen lagen zu allen Zeiten Veilchenkränze, die stets ihre Käufer fanden. Dichter nannten die Stadt Athen die „veilchenbekränzte", und Pindar singt in hoher Begeisterung: „Da verbreiten liebliche Veilchenblüten sich über das Land, das Wonneland, und flicht man Rosen sich ins Haar."

Von den vielen Sagen, welche das duftende Blümchen von den Göttern herleiten, wollen wir nur eine anführen.

Proserpina, die Tochter Jupiters, spielte mit den Töchtern des Oceans auf einer blumigen Wiese. Ringsumher standen die herrlichsten Blüten, welche Jupiter für sie hatte sprießen lassen, Narcissen und Veilchen. Die Jungfrauen hatten an den schön duftenden Kindern der Natur ihre hohe Freude und wünschten sie alle zu besitzen. Als sie aber ihre Hände ausstreckten, sie zu pflücken, da erbebte plötzlich die Erde, und Pluto, der Gott der Unterwelt erschien und faßte die königliche Proserpina, um sie in sein Schattenreich zu führen. Diese erschrak, als der gefürchtete Gott zu ihr kam, und ließ vor Schreck die Blüten zur Erde fallen. Dort faßten sie wieder von neuem Fuß und verbreiteten sich weithin, so daß sie die Stammeltern aller Veilchen wurden. Proserpina aber, die blühende Jungfrau, kam trotz ihres Sträubens in das Todtenreich und wurde dessen Beherrscherin.

Von der Zeit an nannte man die schön duftenden

Veilchenblüten „die Veilchen der Proserpina“, welche nun auch in Folge ihres dunkeln Gewandes ein Sinnbild der Trauer und des Todes wurden. Daher rührt die weit verbreitete Sitte, die Grabhügel mit Veilchen zu schmücken und den Sarg der Jungfrauen damit zu bekränzen.

Es würde sich vielleicht lohnen, wenn wir das Veilchen in dem Gange des Menschengeschlechts verfolgen könnten, indeß seien nur ein paar Männer der neueren Geschichte hervorgehoben, welche ihm ihre besondere Gunst schenkten.

Es ist gewiß eine merkwürdige Thatsache, daß, wie die Lilie die Parteiblume der Bourbonen war, das Veilchen die Blume der Napoleoniden ward, obgleich dieselben sich weder durch Demuth noch durch Bescheidenheit auszeichneten.

Das Veilchen spielt in dem Leben des Onkels und Neffen eine so romantisch-tragische Rolle (nach v. Strantz), daß sie hier ein wenig entrollt zu werden verdient.

Josephine, die edle erste Gemahlin des großen Napoleon hatte schon in ihren Jugendjahren eine innige Vorliebe für das sinnige Blümchen, welche sie auch noch lange nach ihrer Verheirathung mit dem spätern kaiserlichen Gemahl bewahrte. In den Stürmen der Revolution gerieth sie, wie so viele Unschuldige, ins Gefängniß, aus dem sie dem Blutgerüst entgegen zu gehen fürchten mußte. Aber das Schicksal hatte anderes über sie bestimmt. Sie sollte zu einer höheren, nie geahnten Stufe menschlicher Herrlichkeit emporsteigen. Auf die warme Fürbitte einer hochgestellten Freundin wurde im leitenden Rathe beschlossen, sie aus dem Gefängnisse zu entlassen; doch hatte sie selber keine Ahnung davon.

Noch saß sie betrübt in dem kleinen Gemache, als eines Abends die kleine Tochter des Gefangenwärters zu ihr trat, einen Strauß duftender Veilchen ihr überreichend. Freudig überrascht, dankte Josephine für diesen Beweis der Theilnahme; die Blüten schienen ihr Boten ihrer Befreiung zu sein. Und siehe, am folgenden Tage kam die beglückende Nachricht, daß sie frei sei. Von nun an schloß sie ihre Lieblingsblumen noch mehr ans Herz. Veilchenblau ward ihre Lieblingsfarbe, die Kleider ließ sie mit Veilchen sticken. Vollends aber gewährte es ihr großes Vergnügen, Unglückliche und Traurige mit Veilchen zu beschenken, um ihnen ein Lächeln abzugewinnen.

Einige Zeit darnach erfuhr sie, daß der junge Prinz der unglücklichen Königsfamilie, Ludwig, welcher im Gefängnisse schmachtete, sehr krank sei. Von Mitleid bewegt, suchte sie ihm trotz aller Gefahr eine Freude zu machen. Da sie wußte, daß er gleich ihr Veilchen über alles liebte, ging sie zum Gefängnißwärter und übergab ihm einen Topf blühender Veilchen, damit sie dem Königskinde in den Kerkermauern ein Frühlingsgruß sein möchten. Ludwig betrachtete die Blümchen wie einen großen Schatz; er spielte mit den kleinen Händchen in den herzförmig gestalteten Blättern und labte sich am wonnigen Duft. Aber nur kurze Zeit lächelte ihm das Glück. Eine böse Krankheit — so erzählen einige — raffte ihn hinweg. Kurz vor seinem Tode flüsterte er: „Im Frühling werden wir uns wiedersehen, da werdet ihr wieder blühen.“

Man begrub seinen Leichnam spät abends in aller Stille in einem Winkel des nahen Kirchhofes. Weil er aber die geschenkten Veilchen so sehr geliebt hatte, holte sie eine milde Hand aus der Sterbestube und pflanzte sie

auf das Grab des so früh Geschiedenen, wo sie alljährlich einen blauen Blütenteppich bildeten.

Im Jahre 1795 lernte Josephine den großen General Napoleon kennen, der damals die ganze Welt in Erstaunen setzte. Sie trug statt der Brillanten einen duftigen Veilchenkranz auf dem Haupte und einen Veilchenstrauß an der Brust. Napoleon lenkte seine Blicke auf sie, warb später um ihre Hand, und sie ward seine Gemahlin (9. März 1796). An dem Tage der Vermählung trug sie ein mit Veilchen gesticktes Kleid, in der Hand hatte sie einen Veilchenstrauß: „Das Symbol des Lebens und des Glücks." Mit Thränen in den Augen bat sie: „Laß mich an diesem Tage der Hochzeit nur Veilchen tragen, und du, mein lieber Gatte, bringe mir an diesem Ehren- und Freudentage nur Veilchen zum Geschenk." Und nie hat Napoleon die Bitte vergessen, wo er auch weilte. Josephine fand an ihrem Hochzeitstage stets einen frischen Veilchenstrauß auf ihrem Betpulte. Sie knieete dann wohl nieder und sandte heiße Gebete zum Himmel für den, den Gott ihr zu eigen gegeben.

Aber nach mehrjähriger glücklicher Ehe drohte ihrem Herzen der Todesstoß: Napoleon beabsichtigte sich von ihr scheiden zu lassen, da sie ihm keine Kinder gab.

Unter Sorge nahte nun der Hochzeitstag im Jahre 1808. Der Veilchenstrauß lag diesmal nicht zur gewohnten Stunde als Sinnbild des Glücks auf ihrem Betpulte. Bange Ahnungen durchzuckten ihre Seele. Napoleon hatte indeß nicht die Absicht gehabt, ihr die kleine Liebesgabe zu versagen, sondern der Gärtner, der stets dafür gesorgt hatte, war kurz vorher gestorben, und er mochte keine Blüten haben aus dem Garten, dessen Pfleger als Leiche über der Erde stand. Nun sandte er Boten nach allen Richtungen

aus, aber die blauen Lenzboten waren in ganz Paris nicht aufzufinden. Da verließ er selber seine Gemächer, um den fehlenden Strauß zu beschaffen, weil er wußte, daß die edle Josephine in Thränen zerfließen würde, falls der geliebte Veilchenstrauß fehlte. Er durchirrte mehrere Gassen ohne Erfolg, doch als er um eine bekannte Ecke biegen wollte, saß da ein gebücktes Mütterchen, vor sich einen Blumenkorb mit Veilchen haltend. Beglückt griff der Kaiser nach dem gefundenen Schatz, drückte der überraschten Frau einige Goldstücke in die Hand und eilte zu seiner Gemahlin, ihr den üblichen Strauß überreichend.

Anfänglich war Josephine hoch erfreut, doch als sie den Strauß an die Lippen drücken wollte, wandelte sie eine Ohnmacht an. Sie rief verzweifelnd: „Fort, fort, die Blumen bringen den Tod, sie blühten auf einem Grabe."

Die ahnungsvollen Worte sollten sich leider bestätigen. Im folgenden Jahre mußte Josephine in die Scheidung willigen, obwohl ihr das Herz zu brechen drohte. Ihre Stelle nahm eine Kaiserstochter ein.

Von Stunde an trug die schwer Betroffene nie Veilchen wieder, noch wollte sie Veilchen sehen. Selbst in ihrem zauberisch schönen Blumengarten durfte keins mehr blühen, denn sie erinnerte sie zu schmerzlich an ihr verlorenes Glück.

Napoleons Stern neigte sich aber dem Untergange zu; seine Herrschsucht ward ihm zum Fall. Nachdem er sein stolzes Heer in Rußland verloren, in Deutschland aufs Haupt geschlagen war, ward er nach Elba verbannt, wo er über die Schicksale des Lebens nachdenken konnte. (1814.)

Einige Monate nach diesem Ereigniß stand zu Malmaison ein Sarg im Gartensale, in dem der Leichnam

Josephinens ruhte. Einige sagen, das Unglück ihres Gemahls habe ihr den frühen Tod gebracht.

Ein stiller Friede wohnte in dem Raume, der mit Rosen und Cypressen geschmückt war. Auf dem Sarge auf einem weiß seidenen, mit Veilchen gestickten Kissen lag als letzte Mitgift ein Veilchenstrauß.

Die Welt glaubte zwar den eroberungssüchtigen Löwen gebannt zu haben; aber unerwartet landete er an Frankreichs Küste. Da jubelten ihm seine Anhänger entgegen, trugen Veilchen im Knopfloch und ließen sie ihm zu Ehren in ihren Häusern prangen. Ja, sie nannten ihn schwärmerisch den „Veilchenvater", der den Lenz des Sieges und des Ruhmes zurückbringen würde.

Allein der Jubel war von kurzer Dauer. Napoleon wurde besiegt und mußte abdanken.

Vor seinem Abschiede von Frankreich ging er zum Grabe seiner verstoßenen Josephine und holte sich Veilchen zum Andenken, welche er bis an sein Ende treu bewahrte.

Als er in der Verbannung auf der öden Insel St. Helena seine rastlose Seele ausgehaucht hatte, fand man in einer goldenen Kapsel, die er auf der Brust trug, zwei vertrocknete Veilchen und eine Haarlocke.

Die Veilchen umschlossen auch den dritten Napoleon und traten namentlich bei seinem Tode charakteristisch hervor. Er starb gleich seinem Vorbilde in der Verbannung, nachdem er, wie bekannt, den fluchwürdigen Krieg mit Deutschland begonnen und verloren hatte. Hunderte von seinen Anhängern und von Neugierigen strömten zum Sterbehause, um den „Kaiser" auf seinem Paradebette zu sehen. Da gab es vieles zu schauen, am tiefsten aber wurden die Umstehenden durch die prachtvollen Veilchenkränze er-

griffen, die als letzter Liebesbeweis von Frankreich herüber geschickt waren. Es war, als wollten sie zur Warnung und Lehre ausrufen: „So endet der Ruhm der Welt."

Ein historisches Interesse haben die Veilchen nicht minder für unser preußisches Königshaus.

Der König Friedrich Wilhelm III. war ein warmer Freund der duftenden Blümchen. Er liebte es, das Bild seiner seligen edlen Gemahlin Luise mit frischen Veilchen zu umkränzen, so lange er lebte. Und unser siegreicher Kaiser Wilhelm I. sieht sie in seiner Nähe gern und hat seine Freude daran. Da das die Seinigen wissen, suchen sie ihn damit zu erfreuen. Jeden Morgen, selbst mitten im Winter, wenn ihm das einfache Frühstück gebracht wird, ist der Frühstücksteller mit Veilchen umkränzt; und rückt sein Geburtstag heran, zu dem die Liebesgaben aus der Nähe und Ferne geflogen kommen, so prangen auf seinem Geburtstagstische neben den blauen Kornblumen (s. später), die für ihn so früh gezeitigt werden, die zarten Veilchen in großer Fülle, um den greisen Heldenkaiser wonnige Düfte zu spenden.

---

39. Die Maiblume.

In alten Zeiten „redeten und träumten" die Menschen von Dingen, von denen nur noch die Sagen und Märchen zum Ergötzen fantasiereicher Kindern zu plaudern wissen. So glaubte man, an schauerlich einsamen Stellen lägen unermeßliche Schätze, und verfallene Schlösser, Türme und Bergesschluchten enthielten seltsame mit Gold und Edelsteinen gefüllte Zimmer, welche durch das Zauberwort eines Meisters verschlossen seien. Wer es verstände sie aufzu-

schließen, käme in den Besitz aller Reichthümer, könne ein heiteres, sorgenloses Leben führen, Städte und Länder erstehen und alle Wünsche des begehrlichen Herzens erfüllen.

Aber wie die Mittel zur Hebung der Schätze finden! Diese müssige Frage beschäftigte viele Tausende während der ganzen Lebenszeit. Manche opferten nicht selten ihr Vermögen, Leib und Leben daran, das große Räthsel, der puren Habsucht entsprungen, zu lösen. Die armen bedauernswerthen Thoren!

Der thörichte Wahn, der so viele unglücklich machte, wäre vielleicht schneller verschwunden, wenn nicht dann und wann elende Betrüger aufgetaucht wären, welche sich den Aberglauben der unter dem Namen „Schatzgräber" bekannt gewordenen Beklagenswerthen zu Nutze zu machen gewußt hätten. Sie gaben in betrügerischer Weise vor, Mittel und Zauberformel zu kennen, vermittelst derer man die verborgensten Schätze heben könnte. Die Menge, gläubig wie sie war, kaufte die angepriesenen Mittel für schweres Geld, ging auf Geheiß um die mitternächtliche Stunde bei Sturm, Blitz und Donner in die entlegensten Einöden und versuchte ihr Glück. Aber wenn die Betrogenen meinten, dem lang ersehnten Ziele nahe zu sein, schwand der Hoffnungsstern schnell wieder dahin. Unter allen Zaubermitteln wurde besonders eine Wurzel empfohlen, die unter dem Namen Springwurzel berühmt geworden ist.

Unwillkürlich fragt man, welche Wurzel zu dem seltsamen Wunderglauben Anlaß geben konnte! Gehe hinaus in den schattigen Wald und suche die Schwester der gemeinen Maiblume, die vielblütige Maiblume (Convallaria multiflora). Nimm einen Spaten und grabe sie mit allen Wurzeln aus dem Erdboden. Du wirst in der Tiefe einen

derben Theil finden, der an der Oberfläche wagerecht hingewachsen ist. In früherer Zeit sah man diesen unterirdischen Bestandtheil für eine Wurzel an; jetzt hält man ihn richtiger für einen unterirdischen Stamm, den Wurzelstock. An der Oberfläche siehst du verschiedene runde Narben. Sie bezeichnen die Stelle, wo die früheren Stengel standen. Da diese Male eine etwas auffallende Erscheinung sind, so fabelte man, es seien Siegel, welche der weise König Salomo darauf gedrückt habe zum Zeichen der darin enthaltenen geheimnißvollen Wunderkraft. In Folge dessen heißt noch jetzt der wurzelähnliche Theil Salomonssiegel. Auch wird behauptet, Salomo habe sich dessen bei dem Tempelbau zum Zerspalten der Felsen bedient.

Dieser vermeintliche „Zauberstab" ist die Springwurzel, von der das Märchen erzählt.

Kein Sterblicher, so ging die Sage, kann die Springwurzel mit eigenen Augen auffinden. Wer sie besitzen will, muß zum Spechtnest gehen, einen Holzkeil in die Oeffnung schlagen und sich in der Nähe versteckt halten. Sobald der Specht zurückkehrt und sein Nest verschlossen findet, fliegt er fort und sucht die Springwurzel, hält sie an den Nesteingang und treibt damit den Keil heraus. Wird er dann erschreckt, so läßt er die Zauberwurzel fallen.

Ein anderes Märchen, das den Volksglauben ebenfalls wiederspiegelt, weiß, daß der Geist des Riesengebirges, Rübezahl, einen Garten hat, darin die Springwurzel wächst, welche vorzüglich böse Krankheiten heilt. Aber nur den Lieblingen des Berggeistes ist es vergönnt, sie zu graben. Ist ein anderer so kühn, sie aufsuchen zu wollen, so büßt er seine Vermessenheit mit dem Leben.

Die übrigen Maiblumen sind mit diesem Glorienschein

nicht umgeben gewesen. Von den jungfräulichen, allbekannten schön duftenden Maiglocken (Convallaria majalis) wissen wir nur, daß sie der Göttin Ostera gewidmet waren und Glück in der Liebe bringen sollten, weshalb sie gern von Jünglingen und Jungfrauen getragen wurden.

Auch erscheint wohl in mondhellen Nächten eine weiße, himmlische menschenfreundliche Jungfrau, die Maiglocken trägt, welche wie köstliches Silber glänzen.

40. Die Lilie.

Die Lilien gehören zu den schönsten Pflanzen, welche die Natur hervorbringt. Im Morgenlande wachsen sie wild „ohne Lieb und Pflege", in Deutschland gedeihen sie nur unter der sorgenden Hand der Menschen.

Der weißen Farbe wegen sah man in der Lilie seit alter Zeit einerseits ein Sinnbild der Unschuld, der Demuth und Sanftmuth und anderseits ein Symbol des blassen Todes, der Kummer und Herzeleid im Gefolge hat. Nicht nur erhielt die holde, lebensfrohe Jungfrau bei feierlichen Anlässen Lilien geschenkt, sondern Lilien wurden auch zum Zeichen der Trauer und Treue als letzte Liebesgabe dem durch den unerbittlichen Tod Abgerufenen auf den Sarg gelegt.

In der griechischen Mythe galt die Lilie als die „Rose der Juno" und ist daher ein Symbol der Würde und Reinheit. Ihre Entstehung berichtet die Sage: Die schöne thebanische Königin Alkmene hatte sich in der Abwesenheit ihres Gemahls heimlich mit Zeus vermählt. Aus dieser Ehe entsproß der hochberühmte Herkules. Die himmlische Gemahlin des Zeus, Juno, erkannte aber die

Untreue ihres Mannes und haßte das Knäblein mit dem ganzen Ingrimm ihres eifersüchtigen Herzens. Doch der Göttervater gewann eine besondere Vorliebe für den heldenmüthigen Knaben und sann darauf, ihm die Unsterblichkeit zu verleihen. Dazu gehörte aber, daß der junge Herkules einmal an der Brust der Juno geruht und getrunken hatte.

Als nun die Göttermutter fest schlief, schickte Zeus den Götterboten Hermes auf die Erde, um den geliebten Knaben zu holen. Mit Flügelschritten durcheilte der die weite Strecke und legte ihn an die Brust der Himmelskönigin. Aber der kraftvolle Knabe sog so stark, daß die Göttin erwachte. Als sie das verhaßte Kind erblickte, schleuderte sie es mit voller Wuth von sich, daß die Milch verspritzte und am Himmel die Milchstraße bildete.

Einige Tropfen fielen auch zur Erde herab, und aus diesen entstanden die ersten Lilien.

Aus der heiligen Schrift ersehen wir, daß die Israeliten, um das Herz zur Andacht zu stimmen, die Altäre, Wände und Decken, sowie den goldenen Leuchter der Stiftshütte mit Lilien aus blinkendem Metall schmückten.

Dazu ist's bekannt, daß der große Meister von Nazareth, der die Gegenstände der Natur mit verständnißvollem Blick betrachtete, mit Wohlgefallen auf sie herabsah. Er knüpfte seine hohen himmlischen Lehren daran und zeigte seinen Zuhörern, daß der schuldlose Mensch sein ganzes Vertrauen auf den Herrn setzen muß. „Seht die Lilien auf dem Felde," sprach er, „wie sie wachsen, sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute

steht und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte er das nicht vielmehr euch thun? O, ihr Kleingläubigen!"

Es ist leicht erklärlich, daß Grafen, Fürsten und Könige die wundervolle Lilie würdig erachteten, als Ehrenzeichen in ihrem Wappen zu glänzen, so z. B. die königliche Familie der Bourbonen in Frankreich. Und gewiß konnten sie kein besseres und bedeutsameres Bild finden. Denn war ihr Thun und Streben so rein und unschuldsvoll wie das erkorene Symbol, so ward ihnen und ihrem Lande Gottes Segen im reichsten Maße zu Theil.

Chlodwig, der Gründer des Frankenreichs, war der erste Regent, der sie zu seinem Wappenbilde erkor. Nach alten Geschichtsschreibern bewog ihn ein wunderbares Ereigniß dazu. Er hatte einen schweren Kampf mit den Allemannen. Seine Soldaten wurden so hart bedrängt, daß sie sich zur Flucht wenden wollten. Da warf er sich auf seine Kniee und rief den Gott der Christen an, zu dem ihn seine christlich fromme und tugendhafte Gemahlin Clotilde schon vorher hatte führen wollen. „Christus," so flehte er, „Gott, den Clotilde verehrt, ich rufe dich um den Sieg an und glaube an dich." Alsbald erschien ihm ein Engel und brachte ihm einen Lilienzweig, damit er ihn zu seiner Schutzwaffe mache und ihn auf seine Nachkommen vererbe. Und siehe, die Schlacht wendete sich zu seinem Vortheil; seine Soldaten faßten von neuem Muth und schlugen die Feinde nach hartnäckiger Gegenwehr in die Flucht. Zum Dank ließ sich Chlodwig mit vielen Franken taufen.

Seit jener Zeit hielten die Könige von Frankreich, die Bourbonen, die weiße Lilie in Ehren und führten sie im Schild und Wappen, so lange sie auf dem Throne waren. Nach ihrer Vertreibung schwand auch ihre Parteiblume.

Aber nach der Verbannung Napoleons nach Elba durfte sie wieder eine Zeitlang zur Zierde Frankreichs prangen. Der König Ludwig XVIII. mußte indeß bald wieder flüchten, da Napoleon wie ein Wunder Elba verlassen hatte und unter dem Jubel der Menge in Frankreich eingezogen war. Später aber, als der Soldatenkaiser auf St. Helena gefangen saß, kehrte Ludwig zurück und stiftete den Lilienorden, wobei eine silberne Lilie am weißen Bande das Zeichen der Beehrung war. Dieser Orden wurde an alle treuen Anhänger der Bourbonen so massenhaft vertheilt, daß man ihn als Kennzeichen der bourbonischen Partei ansehen konnte, welche den Kampf gegen alle Anhänger und Anbeter Napoleons auf ihre Fahne geschrieben hatten.

In Spanien und Italien ist die Lilie von altersher der Jungfrau Maria geweiht gewesen. Nach der Sage trug der Engel Gabriel, als er bei der königlichen Jungfrau zur Begrüßung und Ankündigung des Weltheilandes erschien, einen Lilienzweig zum Zeichen, daß in der stillen Hütte Demuth und Bescheidenheit wohne.

Fast in allen katholischen Ländern pflegt man an hohen Festtagen die Marienbilder mit Lilien zu bekränzen.

In früherer Zeit trugen auch die Jungfrauen, wenn sie zur Einsegnung gingen oder ein Kindlein zur Taufe hielten, eine Krone aus Lilien geflochten.

An vielen Stellen der Pyrenäen findet alljährlich am 24. Juni ein feierliches Lilienfest statt. Man schneidet die Lilien, welche dann in schönster Blüte stehen, in großer Menge ab, wirft sie in bereit stehende Körbe und bringt sie in die Kirche, wo sie geweiht werden. Alsdann bindet man sie in Kreuzform zu Sträußen und befestigt sie über der Eingangsthüre des Hauses; denn es herrscht

10*

der Glaube, diese Blumen brächten Schutz und Segen allen, welche aus- und eingingen. Dort bleiben sie so lange sitzen, bis im nächsten Jahre das Fest wiederkehrt, wo sie durch neue ersetzt werden.

Eine lächerliche Verzerrung des Bildes finden wir bei den Chinesen, die ja überhaupt mancherlei Ungeheuerlichkeiten in Sitte und Geschichte aufweisen.

Liest man ihre Gedichte und Lieder, so findet man sehr häufig die „goldene Lilie“ mit innig süßen Worten gepriesen. Anfangs glaubt man, die schöne Lilie sei in allen möglichen Tonarten besungen; aber spürt man den Beziehungen näher nach, so wird man zu seinem größten Schrecken gewahr, daß unter „goldener Lilie“ weiter nichts gemeint ist als die verkrüppelten Füße der Frauen.

Es ist schon lange Sitte, daß die chinesischen Frauen ihre Füße nicht so tragen, wie der liebe Gott sie wachsen ließ, sondern daß sie dieselben bis zur Verkrümmung und Verkrüppelung einpressen. Ein solcher Fuß, der jahrelang — trotz aller Schmerzen — eingeschnürt gewesen, hat nach unseren Begriffen durchaus nichts mit Schönheit gemein: eine Verunstaltung der Natur kann niemals schön werden. Die gepriesene „goldene Lilie“ gleicht auf ein Haar einem Pferde- oder Eselshufe und erfüllt uns mit Ekel. Die Chinesen aber sehen in ihm ein Muster von Schönheit, und Frauen, welche nicht auf körperliche Arbeit angewiesen sind, suchen ihren Stolz darin, recht kleine, façonmäßige, 3 Zoll lange Füße zu besitzen. Kein Schmerz hält sie ab, von ihrem unseligen Beginnen abzustehen.

Hätte die Lilie Sprache, sie würde sich bitter beklagen, daß ihr Name zu einer solchen Verzerrung und Verunstaltung der Natur gemißbraucht wird.

In ihrer Form haben die Lilien große Aehnlichkeit mit einem Glöckchen aus Metall, das, an der Thür befestigt, durch helles Läuten die Ankunft von Freund und Feind verkündigt. Auch die Lilienglocken läuten, wie die Dichter uns in reizender Weise schildern, wenn der Wind über die Fluren geht und Büsche und Blumen schüttelt.

Nach der Sage dienen sie besonders den Elfen, um die andächtigen, frommen Brüderchen zum Gebet zu rufen. Eine jede Blume hat ihren Elf, der mit ihr geboren und mit ihr wieder vergeht.

Unter Elfen dachten sich die alten Vorfahren kleine, luftige Wesen, welche die Natur belebten. Sie sind von lieblicher Gestalt, ihre Kleider so licht und klar wie das strahlende Himmelslicht, aus ihrem Antlitze leuchtet Friede und Milde. Die alles zerstörende Zeit hat auf sie keinen Einfluß. Ihnen ist eine ewige, freudevolle Jugend beschieden. Alle lieben die Musik, und wenn der silberne Mond vom Himmel niederleuchtet, führen sie auf lachender Flur ihren schnellen Reigen auf, vom zauberischen Gesange begleitet.

Bricht der Abend herein und wird es im Garten still und stiller, so eilt ein Elf an den zarten Lilienstengel und rüttelt daran, bis die Glöckchen läuten. Bei diesen Blumentönen erwachen die Schläfer ringsumher, schlüpfen aus ihren Verstecken und pilgern schweigend und ernst der Lilie zu, um in ihr als ihrem Dome zu beten. Andächtig knieen sie nieder, falten ihre Händchen und danken dem gütigen Schöpfer für alles Gute, das er ihnen schenkte. Haben sie ihr Gebet beendet, so eilen sie zurück zu ihren zarten Blumenbettchen und schlummern ohne Sorge und Kummer

im Vertrauen auf den gütigen Vater ein, dessen Auge über ihnen wacht.

„Kind, mein Kind, hörst du die Abendglocken,
Komm und falte betend deine Hände;
Und dann wirst du auch so selig schlummern
Wie der Elfe dort im Rosenkelche.“

---

41. Sumpfdotterblume und Wiesenschaumkraut.

Beide Blumen, soweit sie auch botanisch entfernt, so verschieden sie im Bau, in der Bildung und der Farbe sind, haben doch insofern eine gewisse Aehnlichkeit, als sie beide im ersten Frühlinge blühen, fast nirgend selten vorkommen und überall zu den bekanntesten Pflanzen gehören, zudem auch beide zu einem alten Brauch Dienste leisten.

Wenn das Wiesenschaumkraut (Cardamine pratensis) mit seinen lilafarbigen Blüten auf den Wiesen dicht gedrängt steht und weite Strecken überzieht, so ists, als ob hochgehende Wellen weißen Schaum zurückgelassen hätten. Wahrscheinlich hat es von dieser Beobachtung die Benennung erhalten. Nach einigen aber soll es seinen Namen dem Umstande verdanken, daß sich an dem Stengel oder an den Zweigen häufig ein weißer Schaum vorfindet, der durch ein kleines, grünliches Würmchen (Schaumcicade) entsteht. Es bohrt den Stengel an und bereitet den aus der Oeffnung fließenden Saft zu einem weißen Schaum, um sich darin vor den heißen Sonnenstrahlen und den mancherlei Feinden zu verbergen. Die ersten Beobachter stellten keine allzu genaue Untersuchung an, und so bildete sich allmählich der Glaube, der Kuckuk, der in seinem Wesen und Treiben viel Eigenthümliches

hat, habe an den Stengel gespieen. Daher nennt man den weißen Schaum noch bis auf diesen Tag Kuckucksspeichel.

Die Sumpfdotterblume (Caltha palustris) hat ihren Namen von der tief gelben Blumenkrone, die sowohl der Farbe als auch der Größe nach dem Dotter eines Hühnereis ungemein ähnlich ist. Die übrigen Bezeichnungen, wie Kuhblume, Butterblume u. s. w., die hier und da im Gebrauch sind, erklären sich leicht.

Sind nun auch die beiden angeführten Blumen nicht mit Sagen, Legenden und Märchen umgeben, so spielen sie doch in einer aus hohem Alterthum stammenden Sitte eine hochwichtige Rolle.

In einigen Gegenden Hannovers werden am beglückenden Pfingstfeste nicht nur die Häuser mit frischen „Maien" geschmückt, sondern es findet auch noch seitens der Schuljugend ein eigenthümlicher Umgang statt, der an die alten heidnischen Feste zu Ehren der Göttin Ostera erinnert. Einer der stärksten Knaben wird als Maigraf oder „Vicemaier" verkleidet, indem man ihn ganz mit grünem Laube umgiebt. Den Kopf umschließt eine große Blumenkrone, die nach vorn kleine Spalten zum Athemholen hat. Die Krone wird faß ausschließlich von Dotterblumen und Wiesenschaumkraut gebunden, welche durch ihren Glanz weithin leuchten. Oben an der Spitze befinden sich buntfarbige zum Boden herabhängende Bänder.

Sobald der Vicemaier nach allen Regeln der Kunst ausgerüstet ist, zieht am Nachmittage die Schar der muntern Knaben im bunten Durcheinander von Haus zu Haus. Vor jeder Thür hält der Zug. Alsdann tritt der Vicemaier hervor und tanzt unter dem dort angebrachten Maibaum wiederholt hindurch, jedesmal mit einem Degen

die grünen Zweige abschlagend. Während des stimmt die ihn begleitende Menge einen eintönigen Gesang an, der mit einem schrillen Mißton endigt.

Am Abend nach dem Rundgange halten die kleinen Festgenossen Spiel und Tanz, wobei die Gaben, welche die Hand der gütigen Hausfrauen boten, verbraucht werden. Die lieblichen Blumen aber, welche sie vorher mit großer Emsigkeit und Liebe suchten, zerpflücken sie und werfen sie unbeachtet zur Seite, worauf der Sturm sie in alle Welt jagt.

An demselben Tage hatten vor nicht gar langer Zeit außerdem die Hirten eine ansprechende Sitte, bei der die obigen Frühlingsblumen eine ähnliche Verwendung fanden. Dieselbe erinnerte an das viel besungene Herdentreiben der Alpen.

Zum Mittag, wenn die Rinder den Heimweg nach den gewohnten Ställen antraten, suchte der Hirt ein treues Thier aus der Herde hervor und setzte ihm eine Blumenkrone, die er in den Morgenstunden mit vieler Geschäftigkeit gebunden, auf die gehörnte Stirn. Die Krone bestand aus den schönsten Wiesenblumen, den Dotterblumen und dem Wiesenschaumkraut. Jubelnd zogen die Hirten mit der Herde heim, den Lohn der „schönen That" erwartend, denn die Pfingstkrone kostete dem Herdenbesitzer ein kleines Opfer; die Dorfbewohner aber standen vor ihren Thüren und urtheilten mit verständiger Miene, wem der beste Preis zuerkannt werden müsse.

Nachdem aber durch Verkoppelung eine strenge Theilung der Weiden eingetreten und mehr Stallfütterung eingeführt, ist das gemeinsame Weiden mehr und mehr beseitigt, und damit die Poesie in dem Rinderleben verschwunden, woher

es denn auch gekommen, daß jene Sitte zu Grabe gegangen.

---

42. Die Marienblume.

(Bellis perennis.)

Als das Jesuskindlein drei Jahre alt war, wollte ihm die Mutter Maria einen Kranz zum Geburtstage schenken. Aber um die winterliche Weihnachtszeit war nirgend ein Blümchen zu finden, das sie zum freundlichen Kranze verwenden konnte; und gemachte Blumen gab es in dem kleinen Nazareth ebenso wenig. Da entschloß sich die liebende Mutter selbst einige anzufertigen. Mit stiller Sorgfalt saß sie über ihrer Arbeit und stickte und flocht allerlei Blümchen, groß und klein, wie ihr Sinn sie lehrte. Von allen zeichnete sich eins aus durch seine Schönheit und Pracht. Sie hatte dazu ein Stückchen prächtiger, goldgelber Seide genommen, das noch von ihrem königlichen Stammvater David herrührte, und rund um dasselbe gar zierlich dicke Fäden weißer Seide gereiht. Bei der Befestigung der einzelnen Fädchen hatte sie sich mit der Nadel ein wenig verletzt, und feine Blutstrahlen waren auf die blendend weiße Seide gefallen, wodurch diese an einigen Stellen röthlich schimmerte. Als das Knäblein die „schmerzensreiche Freudenblume" sah, wurde es wehmüthig bewegt und erkor sie sich zu seiner Lieblingsblume. So lange der Winter dauerte, bewahrte es sie wie ein Heiligthum auf. Als aber der Lenz gezogen kam, nahm es sie und pflanzte sie ins Thal von Nazareth. In seliger Freude griff es alsdann zu seinem goldenen Becher, den ihm die Weisen aus dem Morgenlande geschenkt hatten, lief zu einer nahen

Quelle, schöpfte daraus und tränkte das Blümchen mit dem frischen Wasser und hauchte es mit seinem göttlichen Munde an. Da wuchs es in stiller Pracht, überzog alle Welttheile und schmückte Wiese und Feld. Und von da an blüht es nun unaufhörlich fort vom ersten Frühlinge bis zum letzten Tage des kalten stürmischen Herbstes.

Jung und Alt pflückten das reizende Blumenkind, das ihnen ein Gruß des allgütigen Gottes zu sein schien; sie faßten ihre Blumenbeete damit ein, pflegten es in ungetrübter Seligkeit und nannten es Marienblümchen.

Der Name „Maßliebchen" ist von dem Umstande abzuleiten, daß in früherer Zeit Jünglinge und Jungfrauen theils aus Scherz, theils aber in der abergläubischen Meinung, die Treue und Liebe eines anderen daran erkunden oder ermessen zu können, die weißen Strahlenblütchen einzeln auspflückten und dabei sprachen: „Er liebt mich, liebt mich nicht." Traf es sich dann so glücklich, daß das letzte Wort des ersten Satzes: „Liebt mich," mit der allerletzten Strahlenblüte zusammenfiel, so galt die Liebe für umwandelbar; mußte aber die letzte Blüte mit dem Worte „Liebt mich nicht" gepflückt werden, so kehrte in das Herz des Fragenden Schmerz und Trauer ein, denn nun hatte sich nach dem allgemeinen Glauben die gewünschte Liebe in Falschheit verwandelt.

Gern setzen sich auch noch heute die Kinder in das grüne Gras, wo Gänseblümchen sprießen, um die Liebe der Eltern zu messen, indem sie sich, gleich den Erwachsenen, der Strahlenblüten als Orakel bedienen. Da sie aber wissen, daß sie von Vater und Mutter mehr geliebt werden, als sie verdienen, so suchen sie statt dessen zu erforschen, wie es ihnen im Verlaufe des Tages geht. In Begeisterung

fragen sie, ein Blättchen nach dem andern abpflückend: „Schläge, Schelte, gute Worte?“ Und jubelnd hüpfen sie davon, wenn die Weissagung günstig lautet.

In der nordischen Sage ist die Pflanze Ostera, der Göttin des aufsteigenden Lichts, des strahlenden Morgens und des wiederkehrenden Frühlings, geheiligt. Ging zu Ehren der Ostera der Pokal mit dem schäumenden Meth im Kreise fröhlicher Zecher umher, so war er mit einem Kranze von Marienblümchen umwunden.

Nach der damaligen Schlußfolgerung mußte nün alles, was mit den unsterblichen Göttern in Verbindung gebracht wurde, wunderthätige Kräfte besitzen. So ergings auch dem Gänseblümchen. Die Blätter wurden als Salat genossen, und seine medizinischen Eigenschaften standen noch im vorigen Jahrhundert im Ruf. In einer aus der damaligen Zeit stammenden Schrift heißt es: „Das Maßlieb ist ein gut Leber-, Milz-, Brust-, Wund- und Gichtkräutlein, so immer seine Wirkung thut.“

Jetzt glaubt niemand mehr an die gerühmten Heilkräfte, und gewiß ist das liebliche Blümchen so unschuldig und harmlos wie irgend eins; denn es ist aller hervorstechenden Kräfte bar.

Aber trotzdem kann kein gemüthsvoller Mensch es mit Haß verfolgen. Es schmerzt einen, wenn man hört, daß das sinnige Tausendschönchen im Jahre 1739 in Folge mehrfacher Amtsbefehle ausgerottet werden sollte, da es als ein lästiges und schädliches Unkraut angesehen ward. Glücklicherweise hatte es so viel Lebenskraft, dem Todesurtheile zu trotzen und seine Nachkommen zu vermehren.

43. Die Hyacinthe.

Apollo, der Gott der Künste und der Weissagung, liebte einen Königssohn mit Namen Hyacinthus, weil derselbe schön, bieder, brav und tugendhaft war. In müssiger Stunde hielt er sich gern bei ihm auf und verkürzte sich mit ihm durch Werfen und turnerische Spiele die Zeit. Als er nun eines Tages wieder mit ihm beschäftigt war, sich gegenseitig eherne Scheiben zuzuwerfen, nahte sich ungesehen der Feind und Nebenbuhler Apollos und lenkte die geschleuderte Scheibe, daß sie die Stirn des Jünglings traf und demselben eine schwere, klaffende Wunde schlug. Apollo jammerte, als er das Blut perlen sah. „Gern," sprach er, „wollte ich alles, alles, was ich habe, dahin geben, könnte ich das Unglück ungeschehen machen!" In grenzenlosem Schmerz schloß er den Liebling in seine Arme, pflegte ihn und stillte das hervorsprudelnde Blut, um ihm, wenn möglich, das junge Leben zu retten; doch alles umsonst. Nach einigen Stunden starb der Jüngling in den Armen seines göttlichen Wohlthäters und Freundes.

Aber der Heißgeliebte sollte nach dem Willen Gottes für die Nachwelt nicht ganz verloren sein. War es nicht möglich gewesen, ihn vor dem Tode zu schützen, so sollte er doch für alle Ewigkeit in sinniger Verwandlung die liebenden Menschen erfreuen. Verständnißvoll ließ Apollo aus dem Blute des so früh Verschiedenen eine duftende Blume erstehen, die er in seliger Erinnerung Hyacinthe nannte.

So ist der Jüngling unsterblich geworden, wie Apollo wünschte, und lebt in einer andern Gestalt noch bis auf diesen Tag fort. Und schaust du die schönen Blüten im

veilchenblauen Gewande, so denke, daß sie dich in tiefer Wehmuth auf ihren traurigen Ursprung hinweisen und dir sagen wollen: „Mensch, der du bauest auf deine Kraft, bedenke das Ende, über Nacht wird man deine Seele von dir fordern!“

---

44. Die Kornblume.

Als Ceres, die Göttin des Ackerbaues, einmal die wogenden Kornfelder durchwandelte und sich ihres Segens freute, den sie den Menschen spendete, da nahten sich ihr die Cyanen oder Kornblumen und klagten: „O Ceres, warum ließ dein Wink uns erblühen inmitten deiner Gaben, die das Land mit Aehren bedecken? Der Erde Sohn berechnet nur die Menge des ihm winkenden Segens; uns aber schaut er nicht einmal an. So gieb auch uns ein körnergeschwelltes Haupt wie den schwergesenkten Aehren; wo nicht, so laß uns wo anders einsam blühen, wo wir den Blicken des Menschen und seiner Verachtung entzogen sind.“ Die Göttin aber erwiderte ihren holden Blumenkindern liebreich: „Nicht doch, ihr Lieben, ihr wurdet vielmehr von mir ausersehen, hier im rauschenden Gewoge der Aehren zu blühen. Des Nutzens bedarf es hier nicht mehr; denn viel höher als dieser ist euer Ruf und Ansehen bei den Menschen; denn ihr seid die Priesterinnen im großen Volk der Aehren. Darum sollt ihr nicht ährengleich rauschen und schwerbelastet euer Haupt zur Erde neigen, sondern frei und fröhlich blühen und emporschauen als ein frommes Bild der stillen Heiterkeit und des zuversichtlichen Glaubens zu den Höhen des azurblauen Alls. Und darum habe ich auch euch als Priesterschmuck ein

himmelblaues Gewand verliehen, euch auszuzeichnen als meine Priesterinnen des Himmels und der Menschen, zu predigen Glauben und Treue den Göttern. Und geduldet euch nur, die ihr jetzt scheinbar vereinsamt und verlassen steht, am Erntetage, wenn alle diese Halme und Aehren fallen unter der Hand des Schnitters, dann wird euch die Schnitterin suchen und pflücken, sich mit euch ihre Stirn bekränzen und ihren Busen schmücken.“ Das waren die klagenden Kornblumen zufrieden, und sie schieden dankerfüllt von dem milden Angesichte der hohen Göttin und freuten sich nun ihres bevorzugten Standes und ihrer hohen Bestimmung. Und so blühen sie denn weiter als schöne Priesterinnen inmitten des wogenden Halmmeeres und predigen den Menschen von des Himmels Gnade und Güte.

Viele Tausende, welche der Natur einen liebevollen Blick widmen, haben seither an der Pracht und Herrlichkeit der Kornblumen Wohlgefallen gehabt. Zu ihren Liebhabern zählen nicht bloß Männer und Frauen, Mädchen und Knaben der niedern und mittleren Stände, sondern der höheren und höchsten. Selbst Könige und Kaiser bezeugen ihnen ihre Gunst.

So verdient es hervorgehoben zu werden, daß sie in der Familie unseres geliebten Kaisers ein gern gesehener Gast ist, dessen man in Liebe gedenkt. Der greise Heldenkaiser Wilhelm I. hat, wie man weiß, die Blumen gern, und sein Geburtstagstisch ist stets mit prachtvollen Sträußen bedeckt, welche mit Dankbarkeit entgegengenommen werden. Dabei darf aber die oft verkannte Kornblume unter ihren glänzenden Schwestern niemals fehlen; denn sie ist seine „schmerzensreiche“ Lieblingsblume.

Diese Vorliebe wurzelt in dem Andenken an seine Mutter, die unvergeßliche Königin Luise und ist auf ein — an und für sich höchst unbedeutendes — Begebniß aus den Jahren der tiefsten Erniedrigung Deutschlands zurückzuführen.

Die Königin Luise lebte nämlich zwei Jahre — von 1806 bis 1808 — in Königsberg und bewohnte während der Sommermonate eine vor dem Thore belegene ländliche Besitzung. Die Einsamkeit dieses Aufenthalts that dem leidenden Gemüthe der schwergeprüften Königin wohl. Hier wandelte sie mit ihren Kindern oft unter den alten Waldbäumen und sprach zu ihnen sanfte, treue Mutterworte, welche den Geist, den Sinn und das Herz zu bilden vermochten.

Eines Morgens, als die Königin mit ihren Kindern, darunter unser jetziger Kaiser und die Prinzessin Charlotte, die spätere Kaiserin von Rußland, sich wiederum in den Park begeben wollte, trat ein Landmädchen, das am Eingange der Pforte wartete, mit einem Korbe voll Kornblumen zu ihr heran und bot sie zum Kauf an. Luise wollte ihren Kindern eine Freude bereiten, da sie sah, daß die zehnjährige Charlotte die herrlichen blauen Blumen mit hoher Verwunderung betrachtete; sie beschenkte die kleine Verkäuferin reichlich und nahm die Blumen mit sich in den Garten. Als man auf einem Ruhesitz Platz genommen hatte, versuchte die Prinzessin nach Anleitung der Mutter von den Kornblumen einen Kranz zu winden, und so groß war die Freude über das Gelingen der Arbeit, daß die gewöhnlich bleichen Wangen der Prinzessin vom hellsten Roth überhaucht wurden. Und als sie dann den fertigen Kranz auf ihr Haar drückte, da jubelten die üb-

rigen Geschwister über das wundervolle Aussehen ihrer lieblichen Schwester. Was für Empfindungen mochten sich bei dem Jubel in dem Herzen der vom Unglück heimgesuchten Mutter regen? Wie konnte es ihr und ihren Kindern ergehen, da das Ende ihrer Leiden nicht abzusehen war? Wer konnte damals ahnen, daß die jetzt mit einem Kranz von Feldblumen Geschmückte einst das Diadem einer Kaiserin auf der Stirn tragen würde? Wer konnte ahnen, daß Luisens Sohn das geeinte Deutschland als Kaiser beherrschen würde? Allein die Königin richtete den Blick von der trüben Gegenwart auf die Zukunft; sie sah in dem einfachen Sinn und der schuldlosen Freude ihrer Lieblinge die Gewähr spätern Glücks, das jeder Mensch sich selber schaffen muß. In tiefster Rührung zog sie die Geliebten an ihr Herz, und die Kornblume, welche ihr so Schönes offenbart, wurde ihre und ihrer Tochter Charlotte Lieblingsblume.

Als Charlotte dann 20 Jahre später als Kaiserin von Rußland ihre Heimat durch einen Besuch erfreute, glaubten die Bewohner von Königsberg in der mächtigen Kaiserin die angenehmsten Erinnerungen zu wecken, wenn die jungen Mädchen, welche beim feierlichen Einzuge der Fürstin Blumen streuten, mit Kränzen von Kornblumen geschmückt, vor ihr erschienen. Und sie hatten sich nicht getäuscht. Die Kaiserin sprach ihren Dank und ihre Freude aus, daß man die Kornblumen zu ihrem Empfange gewählt hatte.

So steht die blaue „Priesterin“ des segensreichen Kornfeldes in unserem Herrscherhause im hohen Ansehen und predigt noch alljährlich dort wie überall mit eindringlichen Worten: „Vergeßt der treuen Todten nicht!“

45. Die Schlüsselblume.

Der Name Schlüsselblume ist der Pflanze gegeben, weil die Blüte einem Schlüssel alter Zeit nicht unähnlich ist. Zieht man die gelbe Krone heraus, so bleibt der Kelch wie ein zierliches Schloß mit dem Schlüsselloch nach altdeutscher Art zurück, die spitz zulaufende Krone selber gleicht einem im Innern hohlen Schlüssel, in welchen der Stift des Schlosses geschoben werden mußte. Außerdem erklärt sich der Name auch wohl daher, daß die Blumen bei ihrem frühzeitigen Kommen allen Menschen zuzurufen scheinen: „Kommt, wir erschließen euch das Himmelreich der Erde, denn es wird Lenz!" Daher jubelt der Mensch, wenn sie erscheinen; er weiß, daß der Frühling nahe ist.

Da sie zu den ersten Frühlingsblumen gehören, die uns entzücken, sind sie mit dem botanischen Namen „Primula", d. i. die ersten, benannt worden.

Im Anschluß an die Benennung gehen mancherlei Sagen um, welche über die Wunderkraft des Blümchens zu erzählen wissen, und die beweisen wollen, daß dieser Blumenschlüssel ein rechter Zauberschlüssel ist.

Bei den alten Galliern stand die Pflanze in hohem Rufe. Wollte der heilkundige Priester zur Linderung der Leiden einen Wundertrank brauen, so durfte sie nicht fehlen. Um sie zu erlangen, ging er mit entblößten Füßen auf die Fluren und sammelte sie unter Gebet und Seufzen. Man schrieb ihr die mannigfaltigsten Wunderwirkungen zu; doch herrschte dabei der Wahn, daß sie nur dann ihre volle Wunderkraft behalte, wenn der Priester beim Pflücken die Hand unter den Kleidern durchstecke und sie sogleich

in seinem Gewande verberge, ohne daß sein Auge einen Blick darauf geworfen habe.

Auch begegnen wir im Volksglauben oftmals der Vorstellung, die Pflanze sei ein Wunderschlüssel, vermittelst dessen man die verborgensten Schätze heben und unermeßliche Reichthümer erwerben könne. Wäre jemand so glücklich, sie um Weihnacht oder Fastnacht blühend anzutreffen, so sei sein Glück gemacht. Alsbald würde ihm eine liebliche, himmlische Jungfrau, „die Schlüsseljungfrau", erscheinen, welche ihm den Weg zu dem Lager der Diamanten, Perlen und Goldstücke zeige.

Nun wird freilich wohl niemandem das Glück beschieden sein, um die winterliche Weihnachtszeit die Blüte im Freien zu finden, denn der strenge Winter bringt keine Blüten hervor; aber die Sage weiß trotzdem mehrere solcher Glückskinder zu nennen. So erzählt sie: In Schwaben sah ein Kuhhirt zur ungewöhnlichen Zeit nicht weit von einer verrufenen Ruine eine Schlüsselblume. Er pflückte sie und steckte sie der Seltenheit wegen an den Hut. Aber bald fühlte er, daß der Hut schwer auf dem Kopfe drückte. Um zu sehen, was den Druck verursachte, nahm er den Hut ab und fand zu seinem größten Erstaunen, daß die Blume in einen silbernen Schlüssel verwandelt war. Als er nun noch das Wunder überrascht betrachtete, erschien plötzlich eine himmlische Jungfrau, die ihm freundlich zulächelte und ihm rieth, die geheime Thür eines nahen Berges aufzuschließen, wo viele Schätze verborgen lägen. „Du wirst da", sprach sie, „unermeßliche Reichthümer an edlem Metall finden; nimm davon so viel, als dir gut scheint, doch vergiß das „Beste" nicht."

Der Hirt ging zu dem ihm bekannten Berge, schloß

die Thür eines Felsen auf, sah im Innern viel Gold und Edelsteine liegen und füllte damit seine Taschen und Aermel bis oben an. In seiner Freude eilte er schnell von dannen, um Frau und Kindern sein Glück zu verkünden, ließ aber leider das Beste, die aufschließende Blume liegen. Hätte er den Sinn des Auftrages und der Warnung richtig verstanden und die Wunderblume heimgebracht, so hätte er dadurch zu einer nie versiegenden Quelle des Reichthums Zutritt gehabt, und die Menschheit wäre in den Besitz aller in der Erde verborgenen Schätze gelangt. Ob aber zu ihrem Besten?

---

46. Die Aurikel.

Diese sehr nahe Verwandte der Primel hat im Laufe der Jahrhunderte eine Menge Liebhaber gefunden, welche es sich angelegen sein ließen, durch Uebertragung des Blumenstaubes die verschiedensten Formen, Farben und Zeichnungen zu erzielen. Im Anfange unseres jetzigen Jahrhunderts wurden sie so sehr Modeblumen, daß hohe Summen dafür gefordert und gezahlt wurden. Besonders beliebt war die reich gepuderte englische Aurikel.

In solchen Zeiten, wo eine Blume mit einem Schlage Modesache wurde, und diese Sucht zu einer förmlichen Manie ausartete, ist nicht selten der Fall zu verzeichnen, daß dadurch ganz arme Leute zu Ehren und Reichthum kamen.

Eine ähnliche wahre Geschichte wird auch von der damals geschätzten Aurikel berichtet.

Ein armer Jüngling zog als Handelsmann von Dorf zu Dorf die wenigen Habseligkeiten mit sich tragend, und

suchte sich mühsam seinen Lebensunterhalt zu erwerben. In jeder Stadt kannte er die Blumenliebhaber, und so ging er öfter zu ihnen, um für sie Bestellungen zu machen, die er auf seinen Handelsreisen leicht auszuführen vermochte.

Einstmals kam er zur Zeit der Aurikelblüte zu einem alten, bekannten Blumenfreunde, um anzufragen, ob er für ihn Aufträge habe. „Ja," sagt dieser „ich habe meinem Freunde eine meiner besten Aurikeln zu übersenden versprochen, weiß aber nicht, wie ich es anfangen soll, daß sie ihren Puder nicht verliert; denn mein Freund muß sie in ihrer vollen Schönheit sehen." Der Handelsmann wußte anfänglich auch keinen Rath, doch erwiderte er: „Ich werde darüber nachdenken und hoffe eine Möglichkeit ausfindig zu machen." Am nächsten Tage erschien er wieder, mit einem Glaskasten versehen. In diesen that er unter den Augen des Blumenfreundes das zarte Pflänzchen und brachte es darin unversehrt dem fernen Aurikelfreunde. Die Freude desselben war grenzenlos, als er das so oft vergeblich ersehnte Blumenkind erblickte. In seinem Entzücken überhäufte er den Ueberbringer mit Wohlthaten aller Art — denn er war sehr reich — und schoß ihm gern eine ansehnliche Geldsumme vor, womit derselbe seinen kleinen Handel erweitern konnte. Der junge Mann war fleißig, und mit den wohlangelegten Thalern, sowie durch seine Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit erwarb er sich im Verlauf von einigen Jahren ein großes Vermögen und einen weithin geachteten Namen. Noch in seinen spätern Jahren pflegte er zu sagen: „Mein ganzes Glück verdanke ich der unbedeutenden Aurikel, weshalb ich sie auch in mein Herz geschlossen habe."

47. Die Tulpe.

Wenn der Lenz einzieht, und Veilchen und Windröschen blühen, entfaltet auch die jetzt fast überall gepflegte Tulpe ihre Farbenpracht und wiegt sich zu Ehren des holden Königs der Jahreszeiten in der blauen Luft. Sie ist keine heimatliche Pflanze, sondern ein Kind Asiens. Erst um das 17. Jahrhundert fand sie in Deutschland eine weitere Verbreitung. Hauptsächlich waren es die Holländer, die sich der Tulpenpflege widmeten und sie auf den Markt brachten.

Eine Zeitlang herrschte in Holland eine wahre Tulpenepidemie, der großartigste Blumenschwindel, den die Welt je gesehen. Die ganze Welt wollte sich am Tulpenhandel betheiligen und träumte und redete fast nur von Tulpen. Die Vornehmen und Geringen waren gleich sehr erpicht, sowohl Zwiebeln zu züchten, als auch seltene Arten durch Kauf zu gewinnen. Es existierten besondere Märkte und Hallen, wo nur Tulpen verhandelt wurden. Sie waren so besucht, daß ein fast größeres Gewoge von Käufern und Verkäufern vorhanden war als auf unseren belebtesten Märkten. Jeder Stand stellte seine Vertreter. Da erschienen reiche Kaufleute, Grafen, Barone, Handwerker, Schiffer, Bauern, Tagelöhner, Näherinnen, Knechte und Mägde, kurz alles, was überhaupt einen Kreuzer zur Tulpencultur übrig hatte. In allen Städten entstanden eigene Wirtshäuser, wo sich die Tulpenliebhaber in Menge einfanden und sich in unbegrenzter Leidenschaft dem Spiel ergaben, in dem nur um Tulpenzwiebeln gespielt wurde.

Dieser Tulpenrausch steigerte den Preis einzelner Sorten derartig, daß viele Züchter mit einem Schlage

reich wurden, andere aber ihr Vermögen daran vergeudeten. Die unsinnigsten Summen wurden gezahlt, die unsinnigsten Wetten veranstaltet. Wer nicht so viel bares Geld zusammenbringen konnte, der trieb Tauschhandel. Es kam vor, daß besitzlose Leute Kleider, Geräthschaften, Schmuck und selbst das Nothwendigste hingaben, um in den Besitz einer einzigen Zwiebel zu gelangen. Vermögendere veräußerten Herden, Aecker, Gärten, Häuser u. s. w., wenn sie ein seltenes Exemplar nicht anders erlangen konnten.

Für eine Art zahlte man einst die fabelhafte Summe von 13000 Gulden; für eine andere 6000 Gulden. Aus einem Contracte damaliger Zeit ersieht man, daß für „Vice Roi“ = „Vice-König“ gezahlt wurde: „Zwei Last Weizen, vier Last Roggen, vier fette Ochsen, acht Ferkel, zwölf Schafe, zwei Oxthoft Wein, vier Tonnen Bier, zwei Tonnen Butter, tausend Pfund Käse, ein Bündel Kleider und ein silberner Becher.“ Wenn man diesen enormen Werth bedenkt und das Objekt daneben hält, so muß man schlechterdings an dem Verstande des Käufers irre werden. Daß übrigens bei der eingefleischten Manie, ungewöhnliche Tulpenfarben zu besitzen, Geisteskrankheiten nicht gerade selten vorkamen, läßt sich leicht ermessen.

Ein leidenschaftlicher Tulpenliebhaber hatte für einen hohen Preis eine Zwiebel gekauft, die nach Angabe des Verkäufers in ihrer Art einzig in der Welt dastehen sollte. Als er aber mit seinem Schatze in der Heimat angelangt war, erfuhr er, daß in der Stadt Harlem noch eine andere sei, die eben solche Blüten treibe. Er war außer sich vor Aufregung, machte sich schnell auf den Weg nach Harlem und kaufte die Rivalin. Kaum aber

hatte er sie in der Hand, als er sie auf die Erde warf, sie mit den Füßen zertrat und dann jubelnd ausrief: „Nun ist meine Tulpe einzig in der Welt!“

Trotz der einstigen lächerlichen Tulpenliebhaberei ist die Tulpe doch nirgend zur eigentlichen Volksblume geworden, die zum Herzen und Gemüth des Volkes spricht und in Volksliedern besungen wird. Nur in Asien, ihrer Wiege, namentlich aber in der Türkei pflegt sie wohl eine innigere Verehrung zu finden. Die Frauen des Sultans scheinen sie als die Gefährten ihrer Jugend in ihr Herz einzuschließen. Sie veranstalten alljährlich ein Tulpenfest, das wegen seiner Pracht weit berühmt geworden ist.

An einem bestimmten Tage wird der kaiserliche Garten mit Tausenden von Lichtern wie im Zaubermärchen glänzend erleuchtet. Die Wege sind mit buntgestickten Teppichen belegt; köstliche Flüssigkeiten verbreiten berauschende Wohlgerüche. Auf einer Erhöhung stehen in schöner Rundung die seltensten Vertreter aller Tulpenarten, welche in allen Farben leuchten und dem Auge freundlich entgegen lachen. Dazu spielt ein reich besetztes Musikcorps bald traurige, bald lustige Weisen.

Wenn nun alles aufs schönste geordnet ist, holen die Frauen den Sultan, um ihn durch den Anblick zu erheitern. Sie zeigen ihm die schönsten Vertreter, erklären die ihm zu Ehren gegebenen Namen, deuten ihm, wie dieser oder jener Name das Verhältniß des Kaisers zu seinen Frauen in sinniger Weise andeute, und suchen überhaupt dessen Liebe zu ihnen zu wecken und zu pflegen.

Sonst aber greift die Tulpe, wie bereits angedeutet, in das Gemüthsleben des Volkes nicht ein, weshalb sie von den Dichtern die „seelenlose Blume“ gescholten ist.

---

48. Das Adonisröschen und die Anemonen.

Venus, die Göttin der Liebe, hatte einen wunderschönen Jüngling namens Adonis zu ihrem Lieblinge erkoren. Mit ganzer Liebe hing sie an ihm. Ging er zur Jagd und drang in das wilde Gehege, so begleitete sie ihn, um ihn mit eigner Hand gegen die wilden, reißenden Thiere und vor Unfall zu schützen. Da sie sah, daß er keine Gefahr achtete, bat sie ihn herzlich, sein Leben nicht so rücksichtslos den drohenden Gefahren auszusetzen. Adonis aber hörte sie nicht, denn er liebte die Jagd leidenschaftlich.

Einst verfolgte er im übergroßen Eifer einen wilden Eber bis tief in das Dickicht des Waldes. Endlich kam er ihm so nahe, daß er den Speer nach ihm warf. Aber der Spieß verfehlte sein Ziel. Wüthend stürzte sich nun das erboßte Thier auf seinen Verfolger und bohrte ihm seine Hauer in den Körper. Vor Schmerz und Erschöpfung sank Adonis in das Gebüsch. Niemand war da, der sich seiner annahm. Allein die liebende Göttin hatte ihn bald nach seiner Abwesenheit vermißt. Sie drang voller Sorge in den dichten Wald und achtete es nicht, daß sie die Dornen blutig ritzten.

Nach entsetzlichen Qualen, am ganzen Körper blutend, fand sie ihn; aber o Jammer, Adonis, der blühende Jüngling, hatte sein junges Leben bereits ausgehaucht. Ihr Kummer war grenzenlos. Damit der Liebling nicht ganz vergessen sei, ließ sie aus seiner Asche freundliche Blümchen entstehen, die Adonisröschen, welche ihn stets von neuem verjüngen sollten. Im weitern Sinne sind alle Windröschen oder Anemonen aus der Asche Adonis entstanden.

Scheint die Sonne vom hohen Himmelszelt, so schauen

uns die zarten Blumen mit ihren hellen, klaren Aeuglein heiter an, als wollten sie uns sinnige Grüße zuwinken; jagt aber der Sturm über die Felder, so zittern sie, als sei es ihnen bekannt, daß der Tod ihrem zarten Blumenleben bald ein Ende machen könne. Und in der That kann es leicht geschehen, daß sie über Nacht gleich ihrem Vorbilde in die kühle Gruft sinken, aus der es kein Erwachen giebt.

---

49. Das Stiefmütterchen.

Dies allgemein bekannte buntfarbige Veilchen ist mit den verschiedensten Namen beehrt worden. Die alten Lateiner nannten es Jovisblume; die Schweizer pflegen es in ihrer herzigen Weise wohl „drei Gesichtel in einem Hut" oder gar „Jesusblümeli" zu nennen. Fragt man die dortigen Kinder, was das für ein Blümchen sei, so sprechen sie: „Das ist Stiefmütterli, da seht nur, — auf das unterste, große Blatt zeigend, — dort sitzt die böse Stiefmutter, hat das schönste bunteste Kleid an und sitzt auf zwei Stühlen (den zwei grünen Kelchblättern) und denkt in ihrem Stolz und Hochmuth gar nicht daran, den Ihrigen ein Plätzchen zu überlassen. Neben ihr zu beiden Seiten sitzen die beiden rechten Töchter, jede hat ein besonderes Stühlchen. Die beiden obersten Blätter aber sind die verkannten Stiefkinder, sie haben ein dunkles Kleid an und müssen auf einem Stuhle zusammen sitzen. In der Mitte sitzt der schwache Vater, das Pistill, hat vor Aerger über die Zurücksetzung seiner ersten Kinder einen weißen Kopf bekommen, aber kann nicht helfen. Er steckt mit

seinen Beinchen im Fußsack, kann kaum herausgucken und kommt erst zum Vorschein, wenn alle ausgegangen sind, d. h. wenn alle Blättchen abgepflückt sind."

Die alten Griechen, die sich durch ihre Sagen über Entstehung hervorstechender Pflanzen hervorthun, berichten über das Stiefmütterchen: Gott Zeus, der in den Wolken thront, kam einstmals auf diese Erde herab, um mit den Sterblichen in Verbindung zu treten. Damit ihn niemand kannte, verkleidete er sich in einen Schäfer, ein weißes Lamm mit sich führend. Als er so auf den Fluren dahin wandelte, sah er eine große Menge Menschen mit Hast dem Tempel der Himmelskönigin Juno, seiner Gemahlin, zuströmen. Er folgte dem Zuge und sah an dem Altar die schöne viel umworbene Königstochter Jo, die als Priesterin der Himmelsmutter in frommem Sinn diente. Entzückt über ihre Schönheit und Anmuth legte er das weiße Lamm als Opfergabe zu ihren Füßen nieder. Jo erröthete über die Huldigung, denn sie erkannte den werbenden Schäfer, und konnte seiner Werbung nicht widerstehen.

In dunkler Nacht trafen sich die Liebenden und tauschten Worte der Liebe und Treue aus. Aber die Zusammenkunft wurde der eifersüchtigen Juno verrathen. Diese ergrimmte über die Treulosigkeit ihres Gemahls und schwur der sanften Jo furchtbare Rache

Um seine Geliebte zu schützen, verwandelte sie Zeus in eine schneeweiße Kuh. Aber diese Schutzgestalt war für sie ein großes Unglück. Als sie ihre schreckliche Veränderung erkannte, fing sie über ihr herbes Geschick bitterlich an zu weinen; aber das Weinen glich dem Brüllen der Rinder. Sie wollte bittend die Arme ausstrecken, daß die Unsterblichen sie wieder in menschliche Gestalt zurückführen möchten,

aber sie fühlte, daß ihr die Arme genommen. Traurig ging sie in die Fremde, und traurig kam sie wieder in die Nähe ihrer Schwestern, von niemandem erkannt. Der Vater streichelte wohl das schöne Thier und reichte ihm Blätter, die er von dem nächsten Strauch pflückte; Jo beleckte dankbar seine Hand und benetzte sie mit Küssen und heimlichen menschlichen Thränen; aber wen er liebkoste und von wem er geliebkost wurde, das ahnte der Greis nicht. Endlich kam der Armen, deren Geist unter der Verwandlung nicht gelitten hatte, ein glücklicher Gedanke. Sie fing an, Schriftzeichen mit dem Fuße zu ziehen, und erregte durch diese Bewegung die Aufmerksamkeit des Vaters, der bald im Staube die Kunde las, daß er sein eignes Kind vor sich habe. „Ich Unglücklicher," rief er bei seiner Entdeckung aus, indem er sich an Horn und Nacken der stöhnenden Tochter hing, „so muß ich dich wiederfinden, die ich dich durch alle Länder gesucht habe! Wehe mir, du hast mir weniger Kummer gemacht, so lange ich dich suchte, als jetzt, wo ich dich gefunden habe! Du schweigst? Du kannst mir kein tröstendes Wort sagen, mir nur mit einem Gebrüll antworten! Ich Thor, einsam sann ich darauf, wie ich dich glücklich machen könne; nun bist du ein Kind der Herde."

Die Mutter Erde aber wollte sich der schmucken Kuh gefällig erzeigen, sie schuf eine Blume zu ihrer Nahrung, welche die liebliche Priesterin in ihrem Erröthen und Erbleichen und ihrer Schüchternheit sinnbildlich darstellte, das war das Stiefmütterchen.

Das wildwachsende Stiefmütterchen hat in unsern Gärten viele Schwestern, die es an Pracht weit übertreffen. Bis zum Jahre 1810 war das Blümchen in der stolzen

Gartenblumenwelt gänzlich unbekannt. Dann aber erwählte es eine junge Engländerin zu ihrer Lieblingsblume und pflanzte es auf die Terrasse dicht vor ihrem Fenster. Als das der in ihrem Dienste stehende Gärtner sah, suchte er durch Pflege des Blümchens ihre Gunst zu erwerben und ihr eine Freude zu bereiten. Sorgfältig las er auch den Samen der verschiedenen Sorten aus und streute sie in den wohlgepflegten Boden. Zu seiner Ueberraschung erhielt er die schönsten Blumen, die an Form, Farbe und Größe alle bisher gekannten überholten.

Damit war der Weg gefunden, auf dem man bei Achtsamkeit und Fleiß die seltsamsten Stiefmütterchen erzielte.

---

50. Die Narcisse.

Die Himmelskönigin Juno erkor sich Echo, die lieblichste und heiterste von allen Bergnymphen, zu ihrer vertrauten Freundin, der sie alle Geheimnisse des Herzens offenbarte. Aber Echo war falsch. Sie stand insgeheim mit Jupiter im Bunde und suchte dessen geheime Gänge zu verheimlichen. War derselbe bei den Bergnymphen zum Besuch, so plauderte sie der eifersüchtigen Himmelskönigin von den heitersten Geschichten und unterhielt sie dadurch so herrlich, daß die Stunden unvermerkt vorüber rannen. Endlich aber merkte Juno die gegen sie geübte Hinterlist, und zornsprühend rief sie: „Weg von meinem Angesichte, du elende Betrügerin! Deine Sprache, mit der du mich so zauberisch umstricktest, sei dir genommen! Nur so viel Milde will ich walten lassen, daß du fortan die letzten Worte eines andern klagend nachlallen darfst.“ Aus Gram zog sich die Verbannte in den Wald zurück, wo sie jetzt

noch wohnt und die Worte eines Rufenden klagend wiederholt.

In ihrem einsamen Walde, rings von Felsen umgeben, sah Echo einstmals einen blühenden Jüngling mit Namen Narcissus, den Sohn des Flußgottes. Ihm war in seiner Jugend geweissagt, er werde ein hohes Alter erreichen, wenn er sich selbst nicht kennen lerne. Als die liebebedürftige Nymphe des bildschönen Jünglings ansichtig wurde, verliebte sie sich in ihn, fand aber kein Gehör. Da rief sie die Götter um Barmherzigkeit und Rache an. Und siehe, die Rache kam.

Als Narcissus aus einer Quelle trinken wollte, erblickte er zum ersten Male sein eigenes Bild, ward von einer heftigen Leidenschaft zu sich selbst ergriffen und verzehrte sich im Liebesgram. Bei seinem Hinsiechen fühlten die Götter Mitleid mit dem Bedauernswürdigen. Sie ließen ihn daher nicht ganz vergehen, sondern verwandelten ihn in die vielgeliebte Narcisse.

---

51. Die Erdbeere.

Der Mai erschien in voller Herrlichkeit und erfreute Mensch und Thier. Im Walde, wo es bis dahin so öde und still war, wurde es lebendig; alles jubilierte in seliger Lust. Der Epheu spielte vergnügt im Sonnenschein, das Moos beschaute sich im Spiegel der klaren Thautröpfchen und freute sich über den reizenden Anblick, die Maiblumen hörten freudig das feine Geläute ihrer silbernen Glöcklein, wenn der Wind sie hin- und herschwang.

Alles, alles freute sich, nur die Erdbeere weinte; denn niemand beachtete sie, niemand blickte auf ihre weiße

Blumenkrone und ihre grünen Blätter, die sie doch mit großer Sorgfalt gebildet hatte. Das Bienchen allein kam summend zu ihr, suchte sie zu trösten und bat, Geduld und Hoffnung nicht zu verlieren. Und Erdbeere hoffte und harrte.

Und siehe, bald wurde ihr Fruchtboden fleischig, saftig und reifte die köstlichen Beeren. Als nun das Maiblümchen schon längst entblättert war, und niemand mehr darnach fragte, da stand sie in ihrer ganzen Pracht, beladen mit den schönsten und würzigsten Früchten und geliebt von Mensch und Thier.

Alles drängte sich jetzt heran, um zu naschen und zu schmausen: Eichhörnchen holte für seine Kleinen, Ameisen speisten, Vöglein pickten daran, und noch spät abends steckte Glühwürmchen die Laterne an und flog herbei um zu naschen. Erdbeere gab allen von ihrem Ueberfluß; aber die besten Früchte behielt sie zurück und bedeckte sie sorgsam mit ihren grünen Blättern.

Doch eines Morgens kam ein herzig Mägdlein mit einem kleinen Körbchen und suchte Erdbeeren für die kranke Mutter. Da zitterte Erdbeere vor Wonne, daß ein frischer Morgenwind die Blätter hob und die purpurrothen Beeren zeigte.

Jubelnd neigte sich das Mägdlein nieder, pflückte so viel, als es heimtragen konnte, und labte die kranke Mutter.

Seitdem wächst die Erdbeere bescheiden in stiller Einsamkeit fort und reift die süßen Früchte, daß sie den Armen und Leidenden zur Nahrung dienen.

Außer dieser hoch poetischen Sage zeigt uns auch die Chronik, daß die Erdbeere als ein Sinnbild der Verlockung und der Weltlust galt, die das sehnende Herz nicht sättigt, und theilt uns zur Begründung des Sinnbildes allerlei Geschichten mit.

Einst ging ein neidischer, habgieriger Knabe mit einem Korbe in den Wald, um Erdbeeren zu suchen, und pflückte so viel, als er zu essen und zu tragen vermochte. Da begegnete ihm die Mutter Gottes und fragte in ihrer liebreichen Art, was er in dem Korbe trüge. Der Knabe sagte trotzig: „Nichts!“ „Nun gut,“ antwortete Maria, „so hilft es dir auch nichts“ und verschwand.

Dieselbe Sage behandelt Hebel in dem Gedichte „der Knabe in den Erdbeeren“; doch setzt er an Stelle der Maria einen himmlischen Knaben.

Ein Junge läuft, es geht zum Wald,
Am Sonntag ist es spät,
Er kommt zum Busch, da find't er bald
Erdbeeren wie gesät.
Er pflückt und ißt sich halb zu Tod
Und denkt: „Das ist mein Abendbrot.“

Und wie er ißt, da rauscht das Laub,
Es kommt ein schöner Knab',
Er hat ein Kleid wie Silberstaub,
Trägt einen goldnen Stab,
Hell wie die Sonn' auf Schweizerhöhn,
Nie hat man solchen Glanz gesehn.

Der Knabe spricht den Jungen an:
„Was ißt du? Zeig einmal!“ —
„Nichts,“ sagt der Junge, sieht ihn an,
Rührt nicht die Mütz' einmal.
Drauf spricht der Knabe: „Ißt du nichts,
Schon gut, so nützt es dir auch nichts.“

Weg ist der Knabe; sieh, da stehn
Die nächsten Büsch' im Duft;
Draus fliegt ein Engel wunderschön
Auf in die blaue Luft.

Da steht mein Junge, spricht kein Wort,
Kratzt sich im Haar und macht sich fort.

Seitdem ist auch kein Segen nicht
Im Erdbeeressen drin.
Mein Lebtag sah ich so was nicht,
Kein Mensch wird satt darin.
Iß Hände voll, so viel du willst,
Denk nicht, daß du den Hunger stillst.

Imgleichen sagt eine Legende, Maria führe alle Kinder, die selig entschlafen und von den Engeln in das Paradies getragen wurden, am Johannistage auf die himmlischen Fluren, wo viele Erdbeeren wachsen, und fordere alsdann die kleinen engelgleichen Lieblinge auf, von den gewürzigen Beeren so viel zu essen, als sie mögen. Nur die Kinder, deren Mütter auf Erden vor dem Johannistage Erdbeeren aßen, dürfen nicht mit, die süßen Früchte zu pflücken. Zürnend sagt ihnen die Mutter Gottes: „Ihr unglücklichen Kinder, ihr dürft heute die erdbeerenbesäte Flur nicht betreten, denn eure genäschige Mutter hat euren Antheil bereits vorweggenommen.“

Daher soll keine Mutter, der Kinder abgestorben, vor dem Johannistage Erdbeeren essen: ihre geschiedenen Kinder werden blutige Thränen darob vergießen.

---

52. Das durchlöcherte Johanniskraut.

Im Mittelalter war vielleicht kein Gewächs berühmter als das vorstehende (Hypericum perforatum). Allerlei Sagen waren im Schwange, es in Ruf zu setzen; worauf sich dann wieder der allerwunderlichste Aberglaube gründete.

Sein Name steht zu der Blütezeit in Beziehung, denn

es blüht um Johanni. Die Blüte hat fünf Blumenblätter, die an die fünf Wunden Jesu erinnern sollen.

Eine recht auffallende Eigenthümlichkeit zeigen die Blätter. Hält man sie gegen das Licht, so scheinen viele Löcher darin zu sein. In Wirklichkeit aber gewahrt man nur kleine Oeldrüsen, welche das Licht durchlassen. Die ersten Beobachter wußten sich diese sonderbare Beschaffenheit nicht zu erklären; sie riethen und sannen nach der Ursache, doch vergebens. Und da sie nun trotz allen Grübelns keinen triftigen Erklärungsgrund finden konnten, so vermutheten und glaubten sie zuletzt, der Teufel trage die Schuld, weil die Pflanze ein unschätzbarer Segen für die Menschheit sei.

Die vermuthete und gesuchte Heilkraft und übernatürliche Wunderwirkung war denn auch bald gefunden. Preßt man nämlich die jungen Blütenknospen, so quillt ein röthlicher Saft hervor, den man Johannisblut nannte. Diese Erscheinung machte großes Aufsehen, und es war nach der damaligen Zeitrichtung natürlich, daß man sich die unsinnigsten Wirkungen davon versprach. Nach Verlauf von einigen Jahren erzählte man sich überall, das in der Johannisnacht gewonnene Blut schütze vor Verzauberungen, vertreibe die Hexen, heile die von den Hexen verursachten Leiden, banne die Gespenster und Spukgestalten und treibe selbst den Obersten der bösen Geister, den Satan, zurück.

Darüber wäre nun aber — wie die Sage weiter berichtet — dieser so erboßt geworden, daß er in dunkler Nacht zu dem heilbringenden Gewächse geeilt sei, um es zu vernichten. Im furchtbaren Grimm habe er viele tausend Nadeln genommen und alle Blättlein durchbohrt, damit

es rasch und sicher zu Grunde gehe. Allein die darin wohnenden Zauberkräfte halfen über den Tod hinweg.

So blieb die Pflanze zum Aerger des Feindes, aber zur Freude der Menschen erhalten und zeigt noch jedem, der es sehen will, wie sehr sie einst vom Teufel mißhandelt wurde.

Oftmals legte man einige Pflanzen auf das Dach, weil man dem Glauben ergeben war, ein solches Haus sei gegen alle Unglücksfälle gesichert.

Ueberhaupt dichtete man diesem Kraute schließlich die wunderlichsten Dinge an. Wer es in der Schlacht trug, war gegen die Kugeln der Feinde gefeit, weshalb nicht selten eine sorgliche Mutter ihren in den Krieg ziehenden Sohn damit ausrüstete. Und wollte jemand die Liebe irgend eines Menschen erwerben, so legte er sich Johanniskraut auf die Brust.

In einigen Gegenden soll es noch bis auf diesen Tag als Liebesorakel benutzt werden.

---

53. Die Schwertlilie.

Die deutsche Schwertlilie (Iris germanica) findet sich auf felsigen Anhöhen Süddeutschlands wild wachsend, wenn auch nicht gerade häufig; desto mehr treffen wir sie gepflegt in unsern Gärten an, wo die vielfarbige, blau, roth und gelb angehauchte Blume uns durch die Fülle ihrer Pracht überrascht.

Wegen des reichen Farbenkleides hat man ihr den Namen Iris gegeben.

Iris ist nach der griechischen Mythologie die

windschnelle Göttin des Regenbogens, die treue Dienerin und Begleiterin der Himmelskönigin Juno. Sie pflegte dieselbe, machte ihr das himmlische Bett, sorgte für sie und holte ihr diejenigen, nach welchen sie Verlangen trug. Den Regenbogen dachte man sich als den Pfad, auf dem sie zur Erde herabstieg und zu den himmlischen Höhen wieder zurückkehrte. Ihr ehrwürdigstes Amt bestand in der Herbeiführung der Seelen der verstorbenen Jungfrauen und Jünglinge zu den paradiesischen Gefilden.

In den Abbildungen hat sie eine schöne jugendliche Gestalt, an den Schultern goldene oder safrangelbe Flügel. Das Haupt umgiebt eine Strahlenkrone, die in alle 7 Farben des Regensbogens spielt.

Weil die Iris hauptsächlich die jungfräulichen Seelen an den Ort der endlichen Bestimmung holt, so pflanzt man die nach ihr benannte Schwertlilie auf die Gräber der Verstorbenen. Diese Sitte war so allgemein, daß sie sich in Griechenland bis auf die Gegenwart erhalten hat. Reisende erzählen, daß sie überall auf den Gräbern Schwertlilien fanden. Ebenso setzt man sie, wahrscheinlich aus demselben Grunde, auch in Deutschland auf die Stätte des Todes.

In der nordischen Mythologie weist „der Himmelsschwertel" auf die Göttin Ostera hin, die mit der Wiederkehr des Lenzes den farbenreichen Regenbogen schuf. Darum diente er auch dazu, die „Pfingstbraut" oder „Maigräfin" zu schmücken, die nach uraltem deutschem Brauch um Pfingsten ihren Ehrenzug hielt. Zu diesem Zweck wurde eine unbescholtene Jungfrau mit Laub und Blumen vollkommen umhüllt, so daß sie einem wandelnden Blumenbusch im Märchen glich. Das Gesicht war mit lauter

„Siebenfarbenblumen" bedeckt wie mit einem Schleier. Von ihren Gespielinnen begleitet, zog sie von Haus zu Haus und bat, vom ganzen Gefolge unterstützt, singend um eine Gabe, die ihr gern gereicht wurde (Wiesenschaumkraut).

Eine Schwester der vorgenannten ist die Wasserschwertlilie (Iris pocudacorus), welche fast überall in Sümpfen und still fließenden Gewässern wächst. Sie trägt große, hellgelbe Blumen, die durch ihren Glanz jedermann auffallen. Den Namen Schwertlilie erhielt sie von den schwertförmig gestalteten Blättern, die den Klingen zweischneidiger Schwerter so vollkommen gleichen, daß selbst die kleinen spiellustigen Knaben sie als solche erkennen. Wenn sie ihre Schlachten aufführen und sich zum Sturm vorbereiten, brechen sie die Blätter unserer Schwertlilie, stecken sie als Schwerter in den Gürtel und ziehen sie im passenden Augenblicke gegen den Feind. Doch schlagen diese Schwerter keine Wunden, denn sie sind nicht zum Leide, sondern zur Freude der Menschheit geschaffen.

Tief im Schlamme stecken die Wurzeln und halten die Pflanze fest, wenn auch der Strom dagegen drückt. Früher galten die Wurzeln mitsammt dem Wurzelstock für wunderthätig. Es war ein weit verbreiteter Glaube, daß jeder, der sie bei sich trage, vor starker Blutung geschützt sei. Auch legte man sie in den Wein, um ihn zu einem unfehlbaren Mittel gegen gefährliche Krankheit zu machen.

Jetzt ist die Pflanze freilich dieser Würde entkleidet, aber dennoch sehen wir sie in unsern Gewässern gern.

---

54. Die Wasserviole.

(Butomus umbellatus.)

Azis, ein blühender Jüngling, hatte sich die Galathea, die schönste aller Nymphen, zu seiner Braut erkoren. Sie war ihm gewogen und liebte ihn mit der ganzen Glut ihres Herzens. Aber Polyphem, der riesige Cyklop, liebte die reizende Nymphe ebenfalls und verfolgte sie überall. Einst gewahrte er das schöne Paar im Schatten eines Hains. Voll Ingrimm warf er einen ungeheuren Felsblock nach demselben und zerschmetterte den fliehenden Azis. Die göttliche Nymphe entging nur mit großer Mühe dem tödtlichen Wurfe und tauchte in die Flut.

Der gemordete Azis aber wurde in einen unter dem Felsblock hervorsprudelnden Bach gleichen Namens verwandelt. Und nachdem das Wasser in seinem Bett ruhig dahin floß, erschien in den Wellen des klaren Bächleins zwischen hochgeschossenem Schilf der liebende Jüngling selber, aber verwandelt in die schöne rosenrothe Wasserviole. Im süßen Traum früheren Glücks wiegte er sein jünglingsfrisches Blumenhaupt auf schlankem Stengel in dem murmelnden und rauschenden Gewässer sanft hin und her. Dort steht er noch und erinnert uns mit mahnender Stimme an den Wechsel des Glücks.

Die Blumengöttin Flora fand an der neugeschaffenen Azisblume solches Wohlgefallen, daß sie dieselbe zu ihrer Lieblingsblume erkor. Und gleich ihr giebt es gewiß wenige Menschen, welche an der herrlichen Blumenbinse mit ihren gipfelständigen Dolden nicht ihre hohe Freude hätten.

55. Die Nelke.

Es ist bekannt, daß zahlreiche Arten einen würzigen Duft aushauchen, weshalb sich die Menschen im Laufe der Jahrhunderte recht eingehend mit der Nelkenkultur befaßten.

Eine beliebte Art ist die Bart- oder Studentennelke, worüber die griechische Sage berichtet: Diana, die Göttin der Jagd, kehrte in übler Laune von den Jagdgefilden heim, weil sie kein einziges Wild hatte erlegen können. Auf dem Heimweg begegnete ihr ein Schäfer, der eine Hirtenflöte trug. Die Göttin blickte ihn mit zornigen Augen an, denn er hatte nach ihrer Meinung durch das Blasen der Schalmei das Wild verjagt. Zornentbrannt drang sie auf ihn ein, um ihn zu vernichten. Er blickte sie mild und freundlich an und bat herzinnig, seiner zu schonen. Aber die ergrimmte Göttin riß ihm in rasender Wuth beide Augen aus. Als aber die That geschehen, erfaßte sie bittere Reue. Wie ein Blitz tauchte vor ihren Augen das Bild des bittenden Jünglings auf, das sie nicht wieder verließ und sich immer tiefer in ihr Gewissen bohrte. Um nun die That zu sühnen, beschloß sie, die Augen, welche sie so bittend angeschaut, zu verewigen. Sie warf dieselben auf den Gebirgspfad; und kaum hatten sie den Boden berührt, als aus ihnen duftige Blüten emporwuchsen, die zum Zeichen ihres Ursprunges das Abbild des Auges in sich trugen. Das waren die Studentennelken.

Sehr beliebt unter allen Nelken waren auch seit alter Zeit die Gartennelken (Dianthus Caryophyllus), die in den mannigfaltigsten Farben vorkommen.

Die Sage weiß, daß sie in der Lebens- und Leidens-

geschichte Ludwigs des Heiligen von Frankreich höchst bedeutsam auftraten.

Ludwig hatte in einer schweren Krankheit gelobt, wenn ihn Gott gesund mache, wolle er einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande unternehmen, um die Ungläubigen daraus zu vertreiben. Als sein Gebet erhört wurde, schiffte er sich im Jahre 1270 in Afrika ein und belagerte Tunis. Allein in seinem Heere brach eine pestartige Krankheit aus, die viele Tausende hinwegraffte. Kein Arzt wußte ein Mittel, das dem Elende steuern konnte. Da schloß der König, der sich vielfach mit Heilkräutern beschäftigt hatte, ein Land, das solche Krankheiten erzeuge, berge auch in seinen Pflanzen ein sicheres Heilmittel, und so ging er denn selber aus, unbekannte Pflanzen zu pflücken. Nach kurzer Suche fand er zu seiner Verwunderung auf dürrem Boden zarte Blüten, die einen gewürzigen Duft ausströmten. Er nannte sie „Nelken", da sie betreffs des Geruchs mit dem Gewürz-Näglein Indiens große Aehnlichkeit hatten. Im festen Glauben, daß er die gesuchten Heilpflanzen gefunden, ließ er daraus Medizin bereiten, wodurch denn wirklich, wie die Sage geht, viele vom nahen Tod errettet wurden. Allein der hohe Monarch, der für sein Heer so väterlich sorgte, wurde selbst von der furchtbaren Krankheit ergriffen, und ihm ward keine Rettung zu Theil. — Die Kreuzritter brachten die Nelken mit nach Europa, wo sie dann, aufs sorgsamste cultivirt, sich bei Reich und Arm, bei Hoch und Niedrig viel Liebe erwarben.

Von den spätern geschichtlichen Personen Frankreichs ist es besonders der große Condé — ein berühmter Feldherr seiner Zeit — der sie pflegte und ihnen sein ganzes Interesse schenkte. Selbst zu der Zeit, als er von dem

damaligen allmächtigen Minister ins Gefängniß gesetzt war, beschäftigte er sich eifrigst mit Nelkenziehen. Vor dem Fenster seines Gefängnisses hatte er eine Menge Arten, die er mit reinster Freude betrachtete, und auf deren Gedeihen er fast mit demselben Stolz blickte als auf seine früheren Siege. Seine Gemahlin setzte während des alle Hebel zu seiner Befreiung in Bewegung; sie wiegelte die für ihn begeisterten Provinzen auf und kämpfte für ihn in mehreren Aufständen mannhaft. Als Condé das vernahm, rief er in voller Verwunderung: „Wer sollte glauben, daß, während ich Nelken begieße und pflege, meine Frau Krieg führt und ehrenvoll Siegerin ist!“

Weil nun der beliebte Feldherr ein so großer Verehrer der Nelken, namentlich der hochrothen, gewesen war, so wurde unter den Soldaten die Vorliebe dafür fast allgemein. Dieselben kannten fast keinen würdigern Schmuck als die „Blume des Condé“, und alle, welche zu erkennen zu geben wünschten, daß sie echte Anhänger und Verehrer desselben seien, trugen sicherlich Nelken am Helm oder im Knopfloch.

Das Interesse für diese Blume blieb denn auch im Verlauf der Zeiten in Frankreich rege und erbte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort.

Während der grauenvollen Revolution (1793) pflegten z. B. die zum Tode Verurtheilten zum Zeichen ihres Heldenmuthes beim Besteigen des Blutgerüstes rothe Nelken in der Hand zu tragen. Und wenn die jungen Burschen, welche zu den Fahnen gerufen wurden, aus ihrem Dorfe fortzogen, so kamen die Mädchen des Ortes und übereichten ihnen frischblühende Nelken, die sie als segenbringendes Schutzmittel aufbewahrten und in der Schlacht trugen.

Außer Frankreich zeichnet sich hauptsächlich Belgien in der Begünstigung der Nelken aus. Dort sind es gerade die ärmern Klassen der Bevölkerung, die sie mit Sorgfalt und Liebe pflegen. Besonders weihen ihnen — eine beachtenswerthe Thatsache — die Steinkohlengräber ihre Zeit, die ihnen noch nach der mühevollen Arbeit übrig bleibt. Nachdem sie in den dunkeln Schachten tief unter der Erde ihrem schweren Berufe obgelegen, der drohenden Gefahr erschlagen oder erstickt zu werden, getrotzt haben, steigen sie wieder auf die lichte Oberwelt und begießen und pflanzen ihre Nelken, die ihnen dafür freundlich zulächeln.

Es liegt etwas Edles darin, wenn diese Männer der ernsten, stillen Arbeit bei ihrer Ankunft an der Oberwelt sich nicht den wilden Vergnügungen hingeben, sondern sich der Pflege der duftenden Kinder der Natur widmen. Es überrascht uns daher auch nicht, wenn wir vernehmen, daß sie ein frommes, gesittetes Leben führen, daß Diebstahl, Schlägerei und wüstes Treiben nicht vorkommen.

Diesem erfreulichen Zuge verdient hinzugefügt zu werden, daß einst die Arbeiter im Thüringer Walde, die ihren Lohn oft mühsam verdienen, eine so große Vorliebe für Nelken hatten, daß sie oft den halben Wochenlohn oder gar eine prächtige Ziege hingaben, um eine einzige seltene Nelke zu bekommen.

Wenn nun auch solche Blumenliebhaberei zu einer verderblichen Sucht ausarten kann, so ist doch der Wunsch berechtigt, die Menschen möchten überall die Blumen mit Interesse und Liebe betrachten. Viele sonst in sündiger Leidenschaft verbrachte Stunden würden durch eine Beschäftigung reinster Freude ausgefüllt werden.

56. Der Enzian.
(Gentiana.)

Vor vielen Jahren — so geht eine Sage in den Alpen — gingen einmal nach einem langen Winter drei Kinder auf die Höhe der Gebirge, um die reiche Blumenpracht und die reine Himmelsbläue zu schauen. Als sie aber droben waren, und auf das in der Tiefe liegende Dörflein schauen wollten, hüllte ein dichtes Gewölk sie ein. Ein heftiger Regenguß strömte vom Himmel hernieder und verbarg ihnen die geschmückte Erde. Die Kinder eilten schnell von den Höhen hinab und suchten unter den dichten Kronen der Buchen Schutz, klagend, daß ihre Freude so unerwartet vereitelt ward.

Plötzlich tritt ein schöner, blondlockiger Knabe heran und spricht tröstend: „Ihr lieben Kinder, kommt am Sonntage wieder herauf und singt alsdann da oben fromme Lieder, dann sollt ihr den blauen Himmel schön und herrlich nicht nur zu euren Häupten, sondern auch zu euren Füßen sehen.“ Nach diesen Worten verschwand er ebenso schnell wieder, wie er gekommen.

Am nächsten Sonntage pilgerten die drei Kinder wieder frohen Muthes den Berg hinan. Sie trauten aber kaum ihren Augen, als sich ihnen unerwartet ein wunderherrlicher Anblick darbot. Ringsumher auf den grünen, buntbeblümten Matten standen viel tausend und abertausend blaue Blumen, so schön und blau, als ob sie Stückchen von dem Azurblau des Frühlingshimmels wären. Da wähnten die Kinder den Himmel zu ihren Füßen, wie ihnen der liebliche Bote verheißen. Voll Dankes knieeten sie nieder, falteten ihre kleinen Hände und beteten aus inbrünstigem Herzen

Seit jener Zeit erscheinen alljährlich auf der Alp und in den bergigen Gegenden die blauen Enziane und zaubern den Himmel auf die Erde. Die Alpenbewohner nennen sie Gottesschühlein, weil sie den Tritten des holden Engels entsproßten. Ihr Platz ist die freie, frische Gotteswelt; werden sie zum engen Stübchen gebracht, so welken sie vor Kummer und Gram schnell dahin.

---

57. Das Vergißmeinnicht.

Das kleine Blümchen mit den traulich blauen Aeuglein spricht zum Gemüthe eines jeden gefühlvollen Menschen. Es erinnert durch seinen Namen, daß Freundschaft und Liebe unwandelbar sein sollen.

Dichter und Sänger haben es seit uralter Zeit besungen und als ein Sinnbild der treuen Liebe der Menschheit vorgeführt. Durch alle Sagen, welche sich um das liebliche Blümchen gruppieren, geht der hehre Zug, Gott den gütigen Vater nicht zu vergessen. Das sucht auch die weit verbreitete Erzählung über den Ursprung des Vergißmeinnicht darzuthun. „Als Gott die Blumen geschaffen und jeder einen bezeichnenden Namen gegeben, war das eine Blümchen am Bach vergessen. Da trat es vor den Thron Gottes und sprach: „Gütiger Vater, allen gabst du einen Namen, durch den die Menschen sie ehren, nur mich schlossest du aus. Gedenke auch meiner in Liebe!" Da erwiderte der Herr: „Du sollst nicht vergessen bleiben, vergiß du auch mein nicht! Vergißmeinnicht, das soll fortan dein Name sein!"

Nach alter deutscher Anschauung ist die Pflanze neben vielen andern die Wunderblume, welche dem Menschen

zu allem verhilft, wonach sein Herz sich sehnt, sofern er seines Gottes eingedenk bleibt. Für den Guten wird sie gleich der Schlüsselblume ein Mittel, womit alle Schätze der Welt zu heben sind, wie folgende Erzählung beweist: Ein frommer Hirt fand ein blaues Blümchen, dessen Schönheit ihm besonders gefiel. Er band es an seinen Stab und trug es heim. Plötzlich erschien ein Waldfräulein, das ihn mit wundersüßer Stimme anredete: „Du Glücklichster unter allen Menschen, du trägst einen großen Schatz. Nimm das Blümchen und schließe damit den nahen Felsen auf, in welchem du Gold und Silber angehäuft finden wirst. Du darfst so viel nehmen, als du willst, vergiß aber das Beste nicht." Der Hirt schloß den Berg auf und sah eine solche Menge Gold und Diamanten, daß er von all dem Glanz geblendet wurde und seiner Sinne kaum noch mächtig war. Da rief ihm noch einmal die warnende Stimme des Waldfräuleins nach: „Vergiß, vergiß das Beste nicht!" Der Hirt aber hört in seiner Habsucht nichts mehr; entzückt sieht er nur das Gold vor seinen Füßen liegen, steckt davon so viel zu sich, als er tragen kann, und verläßt dann den Wunderraum. Donnernd schlägt die Thür hinter ihm zu, doch er beachtete es kaum. Jubelnd eilt er zu seiner kleinen Hütte, um Frau und Kindern sein Glück zu verkünden. Aber welche Täuschung! Als er das Gold ausladen will, findet er nur Spreu und Häcksel. Jetzt fällt ihm ein, daß er „das Beste", das blaue Wunderblümchen, in seiner Geldgier hatte liegen lassen. Bittere Reue erfaßt ihn, er eilt zum Felsen zurück, aber die Thür ist verschwunden, und kein Eingang führt in den Berg hinein.

In Oesterreich führt eine Ueberlieferung den Ursprung des Namens auf folgendes Begebniß zurück: Zwei

Verlobte gingen am Ufer der Donau spazieren und freuten sich ihres stillen Glücks. Da sah die Braut vom Felsen herab tief unten am Spiegel des rauschenden Wassers ein Blümchen, das sie noch nicht gesehen.

„Ach," rief sie, „könnte ich das zarte blaue Blümchen bekommen, was wollt ich darum geben?" Um diesen Wunsch zu erfüllen, stieg ihr Begleiter trotz aller Gefahr von steiler Höhe hernieder und bückte sich, um die Blümchen zu pflücken. Aber o Jammer! Der Stein auf dem er stand, rollte unter seinen Füßen fort, und er stürzte, die erhaschten Blümchen krampfhaft umfassend, in die brausende Tiefe. Doch die barmherzigen Wellen trieben ihn noch einmal an die Oberfläche. Da hält er im Angesichte des Todes das unglückselige Sträußchen seiner Geliebten entgegen und ruft auf ewig scheidend: „Vergiß mein nicht". Hierauf faßt ihn der brausende Strom und zieht ihn abermals in die Tiefe, wo er verschwindet. Jammernd steht die Jungfrau am Ufer, ringt verzweifelnd die Hände und fleht zum Himmel um Erbarmen, doch vergeblich!

Nach einigen Tagen treibt der Leichnam des Unglückseligen ans Ufer. Fischer, die ihn finden, bringen ihn der trauernden Braut. Die nimmt die blauen Blumen, pflanzt sie auf das frische Grab und nennt sie „Vergißmeinnicht".

---

58. Die Kaiserkrone und der Türkenbund.

Die Kaiserkrone stammt aus Persien, ging von da in die entferntesten Länder und erregte durch ihren Bau und ihre Farbenpracht überall großes Aufsehen. Vorzüglich schenkten ihr die Fürsten und regierenden Häupter ihre Gunst, woher es denn kam, daß sie bald in kunstreichen

Gedichten besungen wurde und als ein Symbol der Herrschertugenden galt. Ein Dichter singt:

„Flora, wem von den Fürsten ist die Kaiserkrone geweiht? —
Dem, den als Vater und Freund segnet die Liebe des Volks!“

Nach einer alten Legende entstammt die Kaiserkrone dem Paradiese. Dort war sie unter allen Gewächsen die schönste Blume. Ihre Glocken strebten ursprünglich aufwärts und guckten zum blauen Himmel hinauf. Aber zu ihrem Unglück wurde sie auf ihre Schönheit stolz. In ihrem Uebermuthe verachtete sie die übrigen Schwestern und Brüder und schaute selbst keck und trotzig zu Gottes Thron hinauf. Da ward der Herr zornig und ließ zur Strafe die aufwärts gerichteten Blüten umkehren, daß sie zur Erde niederhingen.

Seitdem weint die Blume mit hellen Thränen in den Augen über ihre Sünde, und hofft in demüthiger Ergebung, daß ihr das Unrecht noch einmal vergeben werde, damit sie wieder mit hellen Augen zum Vater im Himmel aufschauen dürfe.

Der Türkenbund erhielt seinen Namen von der Eigenthümlichkeit der herabhängenden Blütenglocken, welche durch ihre aufgerollten Blätter einem Turban gleichen. Ihre Heimat ist schwer zu ermitteln. Einige meinen, sie stamme vom Cap der guten Hoffnung oder aus dem Orient; wahrscheinlich ist sie jedoch vom Anfange an im Abendlande zu finden gewesen. Man trifft sie jetzt wildwachsend in der Schweiz, in einigen Gegenden Frankreichs, ja sogar in manchen Wäldern Deutschlands.

Es gab eine Zeit, wo diese Blume eine seltsame Rolle spielte. Als der Wahn im Schwange war, daß es den Menschen gelingen müsse, durch Zusammensetzung verschiede-

ner Dinge Gold zu machen, verfiel man auch auf den Gedanken, sie dazu zu verwenden, da sie goldgelbe Wurzelknollen hat. Aber alle Versuche dieser Art hatten keinen Erfolg, und es waren nur die Thoren zu bedauern, die ihr ganzes Vermögen daran gesetzt hatten, eine trügerische Hoffnung erfüllt zu sehen.

Weil nun aber die Pflanze nach der allgemeinen Annahme die Kraft enthalten sollte, Metalle zu verändern und zu schaffen, so wurde sie späterhin bei den mannigfaltigsten Krankheiten als untrügliches Wundermittel angesehen.

In der Schweiz pflückt noch jetzt der Senne die auffallende Blüte und hängt sie in seiner Sennhütte oder in den Ställen des heimatlichen Dorfes auf, damit sie vor Krankheit, Pest und Hexerei schütze.

---

59. Ehrenpreis.

(Veronica.)

Geht der Wanderer durch die blumenreiche Aue, wo sich die Kinder Floras zärtlich um seine Füße schmiegen, so fällt ihm wohl in dem satten Grün ein zartes, blaues Blümchen auf, das ein aufmerksames Auge mit dem Vergißmeinnicht nicht leicht verwechseln kann. Die Leute nennen es Ehrenpreis. Der Wandersmann, der den Namen zum ersten Male hört, spricht verwundert: „Was soll die Bezeichnung? Allerdings ist die Blume so herrlich geschmückt, daß ich meine Lust daran schaue, aber den höchsten, den Ehrenpreis kann ich ihr nicht zuerkennen; denn ich sehe hier noch andere, die ihr an Pracht nichts nachgeben. Weshalb gab ihr die Welt den Namen?" Nicht ihrer

Schönheit wegen, sondern weil sie durch die ihr innewohnende Heilkraft einen König von Frankreich vom Aussatz befreit haben soll, an dem er schon Jahre gelitten.

Drei Jahre lang hatte der unglückliche König an der ekelhaften Krankheit gelegen, ohne Hülfe zu finden, obgleich alle Aerzte zu Rathe gezogen waren. Da sah ein Hirt einen stattlichen Hirsch, vom Wolfe schwer verwundet, durch das Dickicht des Waldes eilen. Er folgte der Spur und bemerkte, wie das edle Thier die etwas verharschte Wunde an der rauhen Rinde einer Eiche wieder blutig rieb und sich dann an einer Stelle niederlegte, wo viel Ehrenpreis wuchs. Hier aß es eifrig Tag und Nacht, bis es nach acht Tagen völlig gesund war. Dadurch aufmerksam gemacht, bereitete der Hirt ein Gefäß voll Ehrenpreissaft, ging zum König und sprach: „O, Herr König, Gott hat mir ein Mittel in die Hand gegeben, wodurch Ihr von eurer Plage befreit werden sollt, wenn Ihr mir stille halten wollt.“ Da der König in alles willigte, wusch er ihm erst den einen Fuß mit dem heilenden Safte. In der Nacht aber bekam der König an der gewaschenen Stelle einen solchen Schmerz, daß er ängstlich nach Licht rief, um sich von dem Vorgange zu überzeugen. Beim Schein des Lichts gewahrte er, daß der Ausschlag, wenn auch unter heftigen Schmerzen, zu trocknen anfing. Nun ließ er sich am ganzen Leibe einreiben und genas in kurzer Zeit.

Wer wollte sich nun wundern, daß die dankbare Nachwelt der Pflanze in Folge solcher Heilkraft den Ehrenpreis zuerkannte und sie selbst „Ehrenpreis“ oder wohl gar „Heil aller Schäden“ und „Heil der Welt“ nannte!

---

60. Teufelsabbiß.

(Succisa pratensis.)

Ein junger Mann hatte mit dem Teufel einen Bund gemacht, worin er ihm seine Seele verschrieb und dafür die Zusage erhielt, alle Heilkräfte der Pflanzen kennen zu lernen. Der Teufel schien sein Versprechen halten zu wollen, denn der Mann ward ein geschickter Arzt, dessen Ruhm in entfernte Länder drang.

Da er aber viele Kranke gesund machte, wurde der Teufel besorgt, daß er der Hölle zu viel Abbruch thun möchte, und er machte ihn blind. Der weise Arzt aber suchte trotz seiner Blindheit die Wurzel einer heilkräftigen Scabiose, legte sie auf seine Augen und wurde wieder sehend. Darüber ergrimmte der wortbrüchige Teufel dermaßen, daß er die heilkräftige Pflanze in Wuth abbiß. Seitdem ist diese Pflanze an der Wurzel stets wie abgebissen und heißt Teufelsabbiß bis auf den heutigen Tag.

Im Mittelalter herrschte die allgemeine Wahnvorstellung, die Wurzeln besäßen die Kraft, unter den Menschen Zank und Streit zu erregen. Wolle jemand treue Freunde mit einander verfeinden, so brauche er nur die Wurzel dieser Pflanze unter den Tisch zu legen, an welchem sie äßen, alsbald würde der heftigste Streit entbrennen und in grobe Thätlichkeit ausarten.

---

61. Die Seerosen.

In stillen, von Schilf und Büschen umstandenen Seen und Teichen sind die Wasserrosen ein köstlicher Schmuck. Ihre großen, fast kreisrunden, auf dem blauen klaren Wasserspiegel schwimmenden Blätter geben dem Teiche ein phantastisches Ansehen. Kräuselt der Wind die Wasserfläche, so schaukeln sie vertraulich, jagt aber der Wind die Wellen brausend gegen das Ufer, so schlagen sie gespenstisch hin und her. Bald biegen sich die leuchtenden Blüten weit nach oben, als wollten sie den am Ufer Spähenden bis zum Fuße betrachten, bald tauchen sie, vom Sturm gepeitscht, in die Flut, aus der sie neckend und scherzend wieder emporsteigen.

Der abergläubische und furchtsame Mensch, der im Halbdunkel das unergründliche Treiben der Pflanzen beachtet, glaubt geistige Wesen zu sehen und denkt unwillkürlich an die griechischen Sagen von den Nymphen oder an die germanische Mythe von den Nixen. Man hat den Seerosen nicht mit Unrecht den Namen Nymphäa beigelegt, um anzudeuten, daß sie an das Sein und Treiben der Nymphen erinnern.

Nymphen sind liebliche Wesen mit reizender jugendlicher Schönheit, halb Göttinnen, halb Menschen. Sie bewohnen die verschiedensten Plätze der Erde, wo sie ihr freudenreiches Dasein verleben. Einige lieben den Wald, andere die Berge mit ihren Schluchten und Thälern; einige weilen auf grünen, blumengeschmückten Wiesen und andere am und im Wasser. Nach ihren Aufenthaltsörtern erhielten sie den Namen Wald-, Berg-, Wiesen und Wassernymphen. Stellte man die letzteren bildlich dar, so trugen

sie Urnen und Wasserkrüge auf dem Kopfe. Sie beschäftigen sich mit Spiel und Tanz, singen fröhliche Lieder und mischen sich gern in die Angelegenheiten der Menschen. In klaren Nächten eilen sie leicht und flink in duftendem Gewande über die glatte Fläche. Doch braucht sie niemand zu fürchten, denn sie nahen sich dem Menschen nur, um ihn zu segnen, niemals aber um ihm ein Leid zuzufügen.

In dankbarer Gesinnung gedachten daher die Alten der holden Wesen und sehnten sich darnach, ihnen auf einsamen Wegen zu begegnen, theils um ihre luftige Gestalt zu schauen, und theils um ihrer Segnungen theilhaftig zu werden.

Gefürchtet waren dagegen die Nixen. Die Nixensagen haben zu ihrem Hintergrunde sehr oft etwas Düsteres und Grauenhaftes. Die beleidigten Wasserjungfrauen ziehen den Unvorsichtigen, den Gottlosen und Wortbrüchigen in die unergründliche Tiefe der blauen Fluten, woraus kein Entrinnen möglich. Sie wohnen in der Tiefe des unermeßlichen Wassers, erscheinen aber nicht selten auf dem Lande und mischen sich dann gern unter die Menschen. Doch sind sie an ihren grünen Zähnen, ihrem gelben, lockigen oder struppigen Haar, an dem rothen Tuche oder der rothen Mütze leicht zu erkennen. Die weiblichen Nixen haben oft eine wunderbar strahlende Schönheit. Tauchen sie mit ihrem Oberkörper aus den spiegelglatten Wellen hervor und „kämmen mit goldenem Kamme ihr goldenes Haar", so gewähren sie einen entzückenden Anblick.

Zuweilen hat der Nix aber auch ein häßliches Ansehen, das Unheil zu verkündigen scheint. Erscheinen sie dem Schiffer, so zeigen sie ihm den nahen Sturm an, nahen sie sich holden Knaben und Mädchen, so suchen sie

dieselben mit süßem Gesange in die Tiefe zu locken, um mit ihnen in ihrem kristallenen Schlosse zu spielen.

Viele von ihnen lieben, gleich den Nymphen, leidenschaftlich Musik und Tanz. Hören sie am lauen Maienabend unter der alten, duftenden Linde lustige Klänge der Musik, so verlassen sie ihr unterirdisches Reich, treten zu den schmucken Burschen und sättigen sich am Tanz und Spiel. Nach Mitternacht aber entfernen sie sich wieder, wenn auch der Tänzer um ihr Verbleiben bittet. Sinnend schaut er dann wohl der lieblichen scheidenden Tänzerin nach, um zu sehen, wohin die schöne Unbekannte die Schritte lenkt. Da gewahrt er zu seinem Schreck an dem langen, schleppenden Kleide einen nassen Saum. Nun weiß er, daß eine Nixe seine Tänzerin war.

Es steht außer allem Zweifel, daß die breitblättrigen Wasserblumen zu den Sagen von den Nixen beitrugen.

Kommt jemand an den stillen Teich, in dem die Seerosen ihre Köpfchen zauberisch träumend wiegen, so regt sich in ihm wohl die Sehnsucht, sie zu besitzen, und er glaubt sie mit leichter Mühe erlangen zu können, denn es scheint, als ob sie im seichten Wasser ständen. Geht er aber in die Flut, sie zu pflücken, so wird er bald tief und immer tiefer einsinken: der lose Schlamm, in dem sie gewachsen, vermag ihn nicht zu tragen. Zu spät sieht er das Unheil nahen, jammernd ringt er die Hände und schreit dumpf um Hülfe, aber keine Rettung! Kollernd schlagen die Wellen über ihm zusammen, die Seerosen tauchen auf und nieder und verkündigen durch ihr Rauschen, daß Ungewöhnliches geschehen. Allmählich aber werden sie wieder ruhig, so wie der Wasserspiegel sich glättet; sie nicken noch einige Male, als ob sie mit der grausigen That

zufrieden seien, und stehen alsdann in der ursprünglichen Unschuld wieder da. Wie die Nixen in der Sage den Habgierigen und Wortbrüchigen in den Abgrund ziehen, so hier die nixenhaften Seerosen den unvorsichtigen Forscher.

In banger Ahnung kommen bald darauf die Anverwandten und Freunde zum einsamen Teich und spähen nach dem Vermißten. Und o Jammer, dort treibt sein Leichnam an die Oberfläche. Sie fischen ihn auf und bestatten ihn, einem unbegrenzten Schmerze nachhängend. Schaudernd fragen sie: Wie kam der Geliebte in das nasse Element? Da niemand das Geheimniß lichten kann, so verbreitet sich der Glaube, die Nixen hätten ihn in die Fluten gezogen.

---

62. Die Georgine.

Die Georgine ist erst in den letzten Jahrzehnten in Deutschland eingewandert und konnte daher in das Volksleben nicht so eindringen, daß sie von Sagen und Märchen umgeben ward. Sie stammt aus Mexiko und wurde zuerst nach Spanien geschickt. Der Direktor des botanischen Gartens in Madrid nannte die Namenlose zu Ehren des schwedischen Botanikers Dahl die Dahlia, und diesen Namen hat sie besonders in den südlichen Ländern behalten.

Die ersten Neulinge, die nach Europa kamen, waren einfach; sie hatten nur am Rande, gleich der Sonnenblume, breite Blüten, Strahlenblüten. Die gefüllten Dahlien bildeten sich erst durch menschliche Kunst und Pflege.

Alexander von Humboldt fand sie auf seinen Forschungsreisen in der neuen Welt in zahlreicher Menge wildwachsend (1803). Er brachte viele Knollen mit nach Berlin, wo sie eingepflanzt wurden und lustig emporschossen.

Ein damaliger berühmter Pflanzenkenner zu Berlin gab ihnen zu Ehren des Petersburger Botanikers Georgi den Namen Georgine, da er wußte, daß bereits andere Gewächse mit „Dahlia" getauft waren. Indeß starb der erste Name nicht aus, und so trug die Neugetaufte verschiedene Bezeichnungen.

Jetzt sind die Georginen allgemein; man findet sie überall in den Gärten der Fürsten und Landleute; aber ehe sie zu dieser Allgemeinheit gelangten, waren sie durch ihre Fremdartigkeit ein Gegenstand der eifrigsten Nachforschungen. Für eine neue Sorte wurde nicht selten eine hohe Summe bezahlt. So gaben Handelsgärtner in Berlin für ein einziges Exemplar 300—450 Mark und in Frankreich kaufte ein Georginen-Liebhaber ein Georginen-Beet, das kunstvoll geordnet und Blumen der verschiedensten Farbentöne aufwies, für den ungeheuren Preis von 70,000 Francs. Ein anderer Verehrer gab für eine neue Sorte einen kostbaren Diamanten.

Die Kunst brachte es, wie bekannt, dahin, daß die Blumen in den mannigfaltigsten Farben spielten, aber keinem hat es bislang gelingen wollen, eine blaue Georgine zu ziehen, so sehr man auch darnach strebte. Würde sie in Zukunft gezüchtet, wer weiß, ob sie nicht noch heute wegen der Seltenheit mit Gold aufgewogen würde!

Wenn nun auch diese Absonderlichkeit wahrscheinlich nicht erzielt werden wird, so hat man dagegen an der Georgine ein anderes Wunder wahrgenommen, das in der Pflanzenwelt zu den größten Seltenheiten gehört.

Ein Gärtner in Moskau stand spät abends auf dem Balkon seines Hauses und sah in dem dicht daneben liegenden Blumengarten, in welchem mehrere Georginen in

voller Blüte prangten, ein wundersames Leuchten, das von einer gelben Georgine kam, die unter dem Namen „deutsche Sonne" bekannt geworden, ein Leuchten, wie etwa der Phospor eines Schwefelholzes zurückläßt, das am Zeuge oder an der Wand leicht gerieben wird. Diese Erscheinung fand mehrere Abende statt, so daß er endlich sein ganzes Personal zusammenrief, um sich davon zu überzeugen. Alle erblickten das Wunder und starrten es voller Erstaunen an. Um sich nun zu vergewissern, ob das phosphorische Leuchten auch noch in später Nacht vorhanden, trat er etwa morgens 2 Uhr an die Pflanze heran. Da fand er, daß aus jedem gedüteten Blumenblatt das Licht aufstieg und auf dem zurückgebogenen Rande erst wieder verschwand. Es leuchteten auch nicht alle Blüten zugleich, sondern abwechselnd bald die einen, um dann wieder zu verlöschen, und bald die andern in stetem Wechsel. Gegen 4 Uhr endete das Schauspiel.

Der Gärtner nahm noch öfter Gelegenheit, die seltsame Naturerscheinung zu studieren, und jedesmal war er hoch entzückt.

Die „deutsche Sonne" stellte ihr Blitzen und Leuchten erst ein, als der Frost die letzten Blumen vernichtet hatte.

---

63. Die Aster.

Die in den Gärten gepflegten, gefüllten Astern, welche zum Herbst durch die Fülle ihrer Blüten den Blumenfreund erfreuen, haben schlichte, einfache Verwandte, die in Deutschland wildwachsen.

Hat jemand für eine dieser Arten ein besonderes Interesse, so wird es ihn freuen zu erfahren, wie die Legende

geschäftig war, den ihnen beigelegten Namen „Sternblumen“ durch die Geschichte zu erklären.

Als das Jesuskindlein in Nazareth zwischen den übrigen Kindern aufwuchs, schickte ihm Gott einen Engel, der mit ihm spielen und ihm von dem himmlischen Vater erzählen sollte.

Nun war auch öfter der kleine Johannes, der von Gott gesandt war, auf Jesus als den Messias hinzuweisen, bei den Eltern Jesu zum Besuch und lernte den holden himmlischen Spielgefährten als den Weltheiland kennen. Im traulichen Geplauder erzählte der ihm, daß er viele, viele glänzende Blumen habe, die am Himmel prangten, welche aber die Menschen die Sterne genannt hätten, und schenkte ihm ein hellschimmerndes Samenkorn. Johannes eilte freudig zu seinem kleinen Gärtchen, pflanzte das Körnchen ein und erzählte dann hoch beglückt den andern Kindern seiner Heimat, er habe einen Stern in seinen Garten gesäet. Und als nun der Herbst nahte, sproßten an der Stelle wunderschöne Pflanzen, die Blumen wie Sterne trugen. Jubelnd nannten die Kinder sie Astern oder Sternblumen, und diesen Namen haben sie behalten bis auf den heutigen Tag.

---

64. Der Aronsstab.

Der Name führt uns auf die Geschichte des Volkes Israel zurück.

Als Moses und Aron die Israeliten aus Egypten in die Wüste geführt hatte, empörte sich die Rotte Korahs wider sie. Die aufrührerische Menge aber wurde von der Erde verschlungen. Damit indeß das ganze Volk sähe,

daß das Priesterthum Arons das rechte sei, sprach Gott zu Moses: „Nimm 12 Stecken und schreibe auf jeglichen den Namen eines Stammesfürsten; aber auf den Stecken Levis sollst du den Namen Arons schreiben. Lege sie in die Stiftshütte und welchen ich zum Hohenpriester erwählet habe, des Stecken wird grünen!“ Moses that wie Gott befohlen. Am Morgen, da er in die Hütte des Zeugnisses ging, fand er den Stecken Arons grünen und die Blüte aufgegangen und Mandeln tragen. Und Moses trug die Stecken alle heraus vor die Kinder Israel, daß sie es sähen. Der blühende Aronsstab ward dann in der Bundeslade aufbewahrt zum Erinnerungszeichen für Kind und Kindeskind.

Dieser Stab ist durch den Zahn der Zeit zerstört, aber zum Andenken daran hat man einer Pflanze den Namen Aronsstab beigelegt. Dieselbe wächst in Büschen und Wäldern, doch nicht gerade sehr häufig. Aus dem dütenförmigen Blatte ragt ein brauner Kolben oder Stab hervor, der dem Ganzen ein so eigenthümliches Gepräge giebt, daß auch der Unkundige in ihm eine Erinnerung an den biblisch historischen Aronsstab finden wird. Doch ist die Pflanze nicht ganz so unschuldig, wie sie aussieht: sie gehört zu den Giftpflanzen, vor denen sich der Mensch zu hüten hat.

Die Bauern legen ihr eine Prophetengabe bei. Je nachdem die männlichen und weiblichen Aehren größer oder kleiner sind, erblicken sie darin günstige und ungünstige Vorzeichen für die Ernte. Die männlichen Aehren sollen das Korn, die weiblichen das Heu, und die Honiggefäße den Wein bedeuten.

Weil die Blüte in einer Scheide umschlossen liegt wie

ein Kind in seinem Bettchen, pflegt man den Aronsstab auch wohl in einigen zum Aberglauben geneigten Gegenden den Kindern in die Wiege zu legen, um sie vor Unholden zu schützen.

Anderswo gräbt man ihn unter die Schwelle, weil man glaubt, es könne nichts Böses in das Haus eindringen.

---

65. Die Distel.

Ein mit Dornen und Disteln übersäetes Feld verursacht dem Landmann viel Kummer, Müh und Noth. Er sieht die Distel für eine Strafe Gottes an, die um der Menschen Sünde verhängt wurde.

Ein ähnliche Anschauung herrschte im ganzen Alterthum. Sie gründete sich auf Gen. 2, wo Gott zu Adam sprach: „Verflucht sei der Acker um deinetwillen, Dornen und Disteln soll er dir tragen, und im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“

In spätern Zeiten griffen allerdings auch andere Vorstellungen Platz, doch blieb jene Meinung vorherrschend.

Nach einer arabischen Sage ließ Allah die Disteln zum Lohne der Gastfreundschaft werden.

Zu einem armen Manne kamen ärmlich gekleidete Fremdlinge und baten um Herberge, da sie müde und matt wären und nicht weiter könnten. Der Arme nahm sie freundlich auf, bewirtete sie zwei Tage lang, ohne zu fragen, wann sie weiter zu ziehen gedächten. Während sie in seinem Bette schliefen, lag er vor der kleinen Hütte und wachte für ihre Sicherheit, und wenn ihnen etwas mangelte, stand er zum Dienste bereit. Das Wenige, was er hatte, gab er gern; aber sein Vorrath ging zu Ende.

Da sprach er zu ihnen: „Ich bin arm und kann euch nicht mehr behalten, so gern ich auch möchte; ich will euch aber zu meinem reichen Nachbar bringen, damit der euch ferner versorge.“ Der Reiche rüstete sich mit seinen Freunden gerade zur Jagd, als die Bittenden erschienen. „Ich kann euch nicht behalten,“ sprach er, „denn meine Scheune liegt voller Garben, und mein Haus ist mit Freunden besetzt, ich will euch aber zwei Maß Gerste reichen lassen, damit ihr nicht Hunger leidet.“

Kaum aber hatte er die Worte gesprochen, als die vermeintlichen armen Fremdlinge in Engel verwandelt wurden. Voll Milde und Freundlichkeit wandten sie sich an ihren bisherigen Gastgeber und sprachen: „Wir sind Boten Allahs, die ausgesandt wurden zu sehen, wie die Gastfreundschaft gepflegt wird. Bei dir fanden wir eine herzliche liebevolle Aufnahme, und zum Lohne dafür nimm diesen Sack mit Samen und streue ihn aufs Feld, daß er dir blühe und Früchte trage.“

Alsdann kehrten sie sich zu dem andern, dem Reichen, zu dem sie sagten: „Dafür, daß du uns nicht ganz leer ziehen ließest, nimm auch du ein Beutelchen mit Samenkörnchen, die du ausstreuen sollst, Allah wird nach Recht und Gerechtigkeit lohnen.“

Beide thaten, wie die Engel gesagt. Nach einiger Zeit sahen sie unbekannte Pflänzchen aufwachsen. Die Pflanzen, welche auf des Armen Felde wuchsen, trugen große Blüten, aber als sie in voller Pracht glänzten, entstanden in jeder tausend kleine Häkchen, die mit scharfen Fingern alles festhielten. Es waren Kardendisteln. „Ach,“ seufzte der Mann, „womit habe ich das verdient, daß Allah mich so straft? Doch will ich mich in der Demuth

vor ihm beugen, sein Wille geschehe." In der Nacht erschien ihm ein Engel im Traume, welcher sagte: „Pflücke die Disteln und biete sie den Frauen deiner Nachbarstämme zum Verkauf an. Sie werden dadurch in den Stand gesetzt werden, die Wolle ihrer Herde ohne große Mühe zu kratzen und zu reinigen, und werden es dir Dank wissen, daß du ihnen diese Hülfe gebracht." Der Arme trug die Disteln zu den umwohnenden Stammesbrüdern und wurde bald ein reicher Mann.

Der Reiche erblickte auf seinem Felde ebenfalls schöne Blüten mit blauer Farbe und freute sich schon im voraus, „denn," so meinte er „wenn mein Nachbar durch seine stachligen Pflanzen reich geworden, wie viel mehr werden mir die herrlichen Blüten einbringen, die meine Felder bedecken.

Allein die Blumen verblühten, ohne daß er einen Gebrauch davon machen konnte, und als sich die Samenkörner ausgebildet hatten, wurden sie auf seine benachbarten Felder getrieben, wo sie in solcher Fülle emporwuchsen, daß sie alles Korn überwucherten und erstickten.

So gerieth der reiche Mann in bittere Armuth.

Weil die Disteln alles festzuhalten suchen, was ihnen nahe kommt, so wird ihnen in einigen deutschen Sagen die Stelle eingeräumt, böse Thaten, unbekannte Verbrecher ans Licht zu bringen.

Ein Kaufmann ging mit einer Summe Geldes über Land. Da schlich ihm ein gottloser Bauer nach, um ihm das Geld zu rauben. Der Kaufmann setzte sich zur Wehr, stürzte aber in einen Distelbusch, wo er den Todesstoß empfing. Röchelnd rief er: „Der Distelstrauch wird dich verrathen." Der Mörder steckte das Geld zu sich und

eilte, so schnell er konnte, von dem Orte des Verbrechens. Aber bald erwachte sein schuldbeladenes Gewissen. Ging er an einer Distel vorbei, so überkam ihn ein jäher Schreck, denn er erinnerte sich jedesmal der letzten Worte des Sterbenden. Seine Furcht ward zuletzt so offenkundig, daß ihn die Leute fragten, wie er sich vor elenden Disteln fürchten könne. „Ich darf's nicht sagen," erwiederte er, „aber die Disteln werden mich nicht verrathen?" „Warum die Disteln?" fragten sie weiter. Der Verbrecher wußte keine Ausrede und verwickelte sich in Widersprüche, so daß er seine Unthat eingestehen mußte.

---

66. Der Klee.

Da jede unreelmäßige und auffallende Bildung im Pflanzenreiche für einen Hinweis auf die in der Pflanze wohnende, geheimnißvolle Wunderkraft galt, so mußte auch das vierblätterige Kleeblatt als wunderkräftig angesehen werden, weil es eine in die Augen fallende Abweichung von der Regel ist.

Das abergläubisch-fromme Mütterchen, das so glücklich ist eins zu besitzen, legt es sorgsam in das Gesangbuch, damit es nicht verloren gehe, und trägt es jeden Sonntag mit sich zum Gotteshause, weil es meint, die Wunderwirkung des Krautes würde erhöht, wenn es an einen heiligen Ort gebracht und unter den Schutz und Segen Gottes gestellt werde.

Es soll, wie die Sage berichtet, Zauberei, Hexerei und sonstige Teufelsknste offenbaren und aufheben.

Vor einem Dorfe war eine große Volksmenge versammelt, die einem sogenannten Schwarzkünstler, der mit

dem Teufel im Bunde stehen sollte, zuschaute. Derselbe verübte vor den Augen der ganzen Versammlung die erstaunlichsten Dinge, Kunststücke, die keiner begreifen konnte. Vor allem setzte er die Zuschauer dadurch in Aufregung, daß er durch einen dort liegenden, festen Eichenstamm kroch. Alle verlangten unter Schreien und Lärmen ein nochmaliges Wiederholen des Unglaublichen. Da nahte sich eine Magd, welche Klee in der Kiepe trug. Sie sah in ihrer Neugierde ebenfalls dem wunderlichen Schauspiel zu, konnte aber, während die übrigen staunten, sich des Lachens nicht erwehren. Und als man sie fragte, wie sie das grausige, gottlose Spiel lächerlich finden könne, erwiederte sie: „Der Mann ist närrisch und hat euch zum besten; seht ihr denn nicht, daß er nicht durch den Stamm, sondern daneben hinkriecht?" Das verdroß den Schwarzkünstler, er merkte aber bald, woher dieses Hellsehen kam, daß nämlich unter den Pflanzen in der Kiepe ein vierblättriges Kleeblatt liegen müsse, und traf danach seine Maßnahmen. Freundlich näherte er sich der Magd und sprach: „Mein Kind, du willst sehen, daß ich hier Augenverblendung treibe, gehe und setze deine Kiepe mit Klee einmal nieder, alsdann sollst du von mir noch ganz andere Dinge schauen." Die Magd gehorchte. Kaum aber hatte sie sich wieder in den Kreis der Zuschauer gestellt, als sie zu schreien anfing und ängstlich um Hülfe bat. Aus ihrem Lamentieren ging hervor, daß sie glaubte, eine Wasserflut käme herangezogen und drohe sie zu verschlingen. Die Umstehenden sahen nichts und lachten daher aus vollem Halse. Das Mädchen aber hatte fortan für Spott nicht zu sorgen.

Andere Erzählungen wissen wieder, wie das vierblättrige Kleeblatt dem Finder unerwartetes Glück, als großes Los,

unerwartete Erbschaft u. s. w. gebracht. Sie alle sind natürlich Ergebnisse eines aufgeregten Gemüths und beruhen auf Täuschung. Nur ein Fall ist mir in Erinnerung, wo es wirklich Glück gebracht haben kann.

Ein Auswanderer, dessen Schiff am Nachmittage unter Segel gehen sollte, ging in den gepflegten Anlagen eines botanischen Gartens spazieren. Am Eingange stand eine Warnungstafel, wodurch das Verlassen der Wege untersagt war. Der Heimatsmüde achtete wenig darauf; träumerisch vor sich hinstarrend, heftete er sein Auge auf den üppigen Rasen, wo er zu seiner Freude ein vierblättriges Kleeblatt erblickte. Bei diesem Anblick tauchten alle Sagen und Märchen seiner Kindheit wieder in ihm auf. „Wie," dachte er, „wenn du das Blatt pflücktest! Es könnte dir Glück bringen, und Glück kannst du auf der gefahrvollen Fahrt, sowie in dem fremden Lande, wo dich niemand kennt, gebrauchen." Wohl sagte ihm eine innere Stimme: „Es ist nicht erlaubt, die Anlagen zu betreten", aber er beschwichtigte sein inneres Bedenken, indem er meinte, ein Kleeblatt, in dieser Absicht gebrochen, werde ihm niemand mißgönnen. Rasch sprang er vom Fußsteige in den Rasen und pflückte es. Doch ebenso schnell stand der über den Garten gestellte Wächter hinter ihm und forderte ihn im Namen des Gesetzes auf, ihm zum Richter zu folgen. Der Ertappte erzählte, was ihn dazu verleitet und betheuerte hoch und heilig, daß er nicht die Absicht gehabt habe, irgend etwas zu zerstören. Allein der Wächter wies auf die Warnungstafel am Eingange des Gartens und versicherte, er habe nicht das Recht, ihn ohne Weiteres zu entlassen. Unser Mann sah nach der Uhr, um sich zu überzeugen, ob er noch vor Abgang des Schiffes das Gerichtsgebäude er-

reichen konnte, doch die Zeit war bald abgelaufen und der Weg dahin weit. Nun legte er sich aufs Bitten; er erzählte mit Angstperlen auf der Stirn, daß er mit dem nächsten Schiff auswandern wolle und die Ueberfahrt nach Amerika bereits bezahlt habe. Wenn er zur festgesetzten Stunde nicht erscheine, so sei er ein armer verlassener Mann. Gern wolle er die darauf gesetzte Strafe erlegen, nur solle man ihn auf der Stelle fortlassen. Allein der Wärter blieb ungerührt. Es könnten wohl viele, so meinte er in der größten Seelenruhe, Blumen und Bäume abbrechen und nachher erklären, sie müßten mit dem nächsten Schiffe fort; er habe bereits Erfahrung in diesem Fache und glaube von alledem kein Wort; auch dürfe er selber weder die Strafe festsetzen noch Geld annehmen. Da der Auswanderer einsah, daß alles Sträuben vergeblich sein werde, fügte er sich in sein Geschick, eilte, so schnell er konnte, nach dem Gerichtsgebäude, erlegte sein Strafe und rannte dann der Landungsbrücke zu. Doch als er dort ankam, sah er das Schiff bereits auf hohem Wasser. Sein Schmerz war grenzenlos. Er schalt und fluchte auf sich und auf die ganze Welt, aber nichts konnte helfen. Traurig schlenderte er wieder der Stadt zu, überlegend, was er beginnen wolle.

Nach mehreren Tagen sitzt er eines Abends im Gasthause in tiefen Gedanken. Um sich zu zerstreuen, greift er zur Zeitung. Da liest er mit großen Lettern gedruckt: „Das Schiff N. N. ist auf hoher See mit Mann und Maus versunken.“ Es war dasselbe Schiff, mit dem er hatte fahren wollen. Nun erkannte er, daß das vierblättrige Kleeblatt sein Lebensretter geworden und dankte Gott aus der Tiefe seines Herzens.

---

67. Die Orchideen.

Diese reichhaltige Sippschaft mit ihren wunderlichen Formen treffen wir bereits im hohen Alterthum.

Die Griechen glaubten, eine Orchidee sei die Lieblingsblume der Göttin Ceres, welche den Ackerbau beschützte, und benutze sie als zierliche Fußbekleidung, wenn sie über die Felder ginge, um ihre Gaben auszustreuen. Daher bezeichneten sie dieselbe kurzweg als Weltsandale. In Folge dieser Weihe spielte sie bei allen Festen, die zu Ehren der Göttin des Ackerbaues gefeiert wurden, eine hervorragende Rolle. Bei den veranstalteten feierlichen Umzügen waren die Knaben, die den Zug eröffneten, in weiße Gewänder gehüllt und mit Orchideenkränzen geschmückt. Ebenso trugen die Frauen und Männer, welche die Prozession mitmachten, Orchideenblüten.

Nach dieser Sitte legte man den Pflanzen den Namen „Knabenkraut" bei, eine Bezeichnung, die in manchen Gegenden noch volksthümlich ist. In anderen Bezirken nennt sie das Volk nach dem Umstande, daß sich an dem Stamm oftmals weißer Schaum befindet, Kuckuksblume, weil man annahm, der so oft verrufene Kuckuk habe den Speichel daran gethan (Wiesenschaumkraut).

Wie die Griechen, so kannten auch die alten Deutschen die Blume in frühester Zeit. Sie weihten die gefleckte Orchis (Orchis maculata) der Göttin Frigga, der hehren Himmelskönigin, und nannten sie wohl gar Friggagras.

Das Christenthum, welches das alte Heidenthum erst allmählich verdrängen konnte, benutzte die alten heidnisch-religiösen Ueberzeugungen, suchte sie aber auf andere Wesen und Personen zu übertragen. So wurde auch die heilig

gehaltene Orchis auf die Mutter Maria bezogen. Die gefleckte Orchis nannte man Mariathräne oder „unserer lieben Frauen Zähre“, denn man erzählte, die auf den Blättern vorkommenden dunkleren Punkte seien durch die heißen Thränen entstanden, welche die Mutter Jesu unter dem Kreuze weinte.

Die in der Erde liegenden handförmigen Wurzelknollen galten als die Hand der Maria, sofern sie weiß aussahen. Dasselbe war aber immer der Fall, wenn sie frisch oder eben aus der Erde gehoben wurde. Fand man aber eine vorigjährige, die ein schwarzes Aussehen hatte, so ward sie als die Teufelshand bezeichnet, die für den Menschen nichts Gutes enthalte.

Wohl in keiner Pflanzenfamilie giebt es auffallendere Gestalten als in dieser. Vorzüglich nimmt das unterste Blatt, die sogenannte Honiglippe, die seltsamsten Formen an. Schon unter den einheimischen Orchideen hören wir Benennungen, wie Bienen- und Fliegenblume, welche darauf hinweisen, daß die betreffenden Arten mit den genannten Insekten täuschende Aehnlichkeit haben. Besonders aber zeigen die mexikanischen, brasilianischen und südasiatischen Orchideen überraschende Formen. Einige gleichen sitzenden und fliegenden Schmetterlingen, andere ähneln kleinen Vögeln. Manche sehen wie Tauben aus, manche wie Füchse.

Auf der Landenge von Panama treffen wir eine Art, die einer weißen Taube mit hängenden Flügeln und rosarothem Bande ähnlich ist, weshalb sie von der dortigen Bevölkerung als die Blume des heiligen Geistes angesehen und verehrt wird.

---

68. Die Wegwarte.
(Cichorium.)

Als einstmals die Kriegstrompete durch das Land tönte, stand eine trauernde Jungfrau im kleinen, ärmlichen Zimmer, sah ihren Verlobten, der der Fahne folgen mußte, mit nassen Augen an und sprach: „Ach, wie ängstlich schlägt mir das Herz, da du von mir gehst; es ist mir, als würde ich dich nimmer wiedersehen! Doch will ich täglich für dich beten, daß dich Gott gesund wieder heimkehren läßt, vielleicht erbarmt sich der gütige Vater meiner.“ Schluchzend warf sie sich dem Geliebten noch einmal an das Herz und sandte ihn alsdann in das wilde Kriegsgetümmel.

Viele Jahre waren verflossen, ohne daß der Geliebte zurückkam. Eine Kugel hatte ihn in mörderischer Schlacht jählings niedergestreckt. Jammernd stand während des die arme Jungfrau tagelang am Wege und schaute weinend in die Weite, auf die Heimkehr des Vermißten wartend.

Die Bekannten, welche ihrem Jammer lange schweigend zugesehen, sprachen endlich: „Gieb dein Trauern auf, dein Verlobter ist den Heldentod fürs Vaterland gestorben, er wird und kann nicht heimkommen. Gieb du dich dem Leben zurück, indem du deine Hand einem andern reichst, mit dem du ein sorgenloses Leben führen kannst.“ Mit beiden Händen abwehrend, erwiderte sie:

„Eh ich laß das Weinen stehn,
Will ich lieber auf die Wegscheid gehn,
Eine Feldblum' dort zu werden!“

Sie blieb auf ihrer einsamen, kummervollen Warte wohl 7 Jahre und glich zuletzt einem Scelett. Da erbarmte sich der Herr ihres übergroßen Leides und ver-

wandelte sie in eine blaue Blume, die Wegwarte am Wege, wo sie jetzt noch steht und auf die Rückkehr des Geliebten wartet.

---

69. Die Heide.

(Erica.)

Die Heide, die ihrer unscheinbaren Blüte wegen oftmals so verächtlich angesehen wird, hat schon im griechischen klassischen Alterthum eine Rolle gefunden. Die Höhen des Gebirges Hymettus waren mit duftenden Heidekräutern überzogen, zwischen deren Glöckchen die Bienen emsig summten und den goldenen Honig naschten.

Nach der Sage bereiteten die fleißigen Bienen daraus den Honig für Zeus, der die süße Speise hoch schätzte, ja kein anderes Gericht für würdig erachtete, auf der Tafel der Unsterblichen zu erscheinen.

Der Name „Erica" entstammt dem Griechischen und bedeutet: „ich breche", weil die Griechen meinten, die auf dürrem Boden sprießenden Kräuter spalteten die Felsen und höben das Gold aus der Tiefe.

Die deutsche Sage hat es ebenfalls nicht verschmäht, mit der Heide zu spielen.

Nach alten Erzählungen sind ihre Blüten von dem Blute der erschlagenen Heiden roth gefärbt worden, die in den ehrwürdigen Hünengräbern begraben liegen. Auch sind sie ein sicherer Prophet, denn blühen die Pflänzchen recht zahlreich und setzen sie reichen Samen an, so hat man einen harten Winter zu erwarten, im andern Falle wird die Kälte keine bedeutende Höhe erlangen.

In Frankreich gab es eine Zeit, wo die Heide im

wahren Sinne des Worts zur Modeblume ward. Damen trugen sie im Haar und an den Hüten, und Blumenfreunde stellten sie statt der üblichen Stubengewächse überall in die Fenster ihrer Zimmer.

Von dem viel gerühmten und viel gelästerten Pädagogen Rousseau wird erzählt, daß er keine größere Freude hatte, als Heideblumen zu pflücken, wenn er in der frischen Gotteswelt einsam und gedankenschwer umherwandelte. Alle andern Blumen hatten für ihn keinen Reiz; sobald er aber ein Heideblümchen erblickte, hob er es auf und trug es, aufmerksam betrachtend, mit sich heim.

---

70. Die Brennessel.

Neben den Giftpflanzen ist von jeher die Nessel als gefährlich verschrieen gewesen. Sie ist äußerst reizbar und wird bei der leisesten Berührung so bitterböse, daß sie sich empfindlich rächt. Der Stich, durch die gifthaltigen Haare verursacht, erzeugt zwar keine großen Verwundungen, aber dennoch ein heftiges Jucken und Brennen, das sich erst nach geraumer Weile wieder legt. Sie ist daher nicht mit Unrecht die Schlange unter den Pflanzen genannt worden.

Unsere deutschen Nesseln sind indeß als höchst unschuldig zu bezeichnen im Vergleich zu den in den tropischen Ländern vorkommenden. Berührt die Hand eine der gefährlichen Arten auch nur leicht, so schwellen Hand und Arme unter entsetzlichen Qualen an, und nichts ist im Stande, Linderung zu geben. Wochen-, ja Monatelang währt der krankhafte Zustand, und nicht selten tritt trotz der Anwendung aller Mittel der Tod ein. Meistens kann der Verletzte nur dadurch vor einem grauenvollen Ende

bewahrt werden, wenn ihm die verletzten Glieder, wie Hand, Arm, Bein, schnell amputiert werden. In Australien sollen so bösartige Nesseln stehen, welche Pferde, die mit den frischen Blättern in Berührung kommen, fast auf der Stelle tödten.

Unsere Vorfahren, die alten Germanen hielten die Nessel für heilig. Sie war dem Donnergott, Donar geweiht, der in seinem mit zwei schnellfüßigen Böcken bespannten Wagen durch die Wetterwolken fuhr und den furchtbaren Eisenhammer unter entsetzlichem Gekrach auf die Erde warf.

Mit dieser Verehrung hängen noch viele abergläubische Gebräuche zusammen, die man hier und da im Volke vorfindet. So legt man in Tirol beim Gewitter Nesseln ins Feuer, damit der zündende Blitz abgehalten werde; und am Abend der Sommersonnenwende, d. i. am Johannistage, backt man Brennesselkuchen, um sich gegen Hexerei und bösartige Krankheiten zu schützen. Ganz besondere Wirkungen sollen die am Grünendonnerstage gepflückten Nesseln haben; sie gelten nicht nur für ein untrügliches Mittel gegen schädliches Gewitter, sondern auch gegen boshafte Zauberei, gegen Jammer und Elend.

Es ist auch ein weit verbreiteter Glaube, böse, beängstigende Träume würden abgehalten, wenn man auf einem Schaffell schliefe und vor dem Zubettgehen eine Tasse Thee von Brennesselwurzeln nähme. Desgleichen sollen Furcht und Angst durch Tragen von Brennesseln, mit Schafgarbe untermischt, gebannt werden.

Das alte Volkslied, dieser klare Spiegel des Volkslebens, führt uns die Nessel als Sinnbild der Liebestrauer vor. So heißt es an einer Stelle:

„Ei, Bauer, laß mir die Röslein stehn,
Sie sind nicht dein.
Du trägst wohl noch von Nesselkraut
Ein Kränzelein.

Das Nesselkraut ist bitter und herb,
Es brennet sehr.
Verloren hab ich mein feines Lieb,
Das reut mich sehr.

Es reut mich sehr und thut mir
In meinem Herzen weh,
Daß ich die Herzallerliebste
Soll sehen nimmermehr."

Es ist bekannt, daß man auch angefangen hat, die Nessel für die Menschen brauchbar zu machen. In manchen Gegenden, besonders in den Niederlanden, webte man ein feines Gewebe daraus, das Nesseltuch, aus dem Hemden gefertigt wurden, welche ehemals in eifriger Nachfrage standen.

Zu Eberstein geht darüber folgende Sage: Es war einmal ein hartherziger Vogt, der einer Dirne, deren Eltern gestorben waren, nicht erlauben wollte, ihren Geliebten, den Schloßgärtner zu heirathen. „Ich will dir," sprach er heimtükisch, „die Heirath nicht gänzlich verbieten, aber nicht eher sollst du dein Glück genießen, bis du mir zwei feine Hemden aus den Nesseln bereitet hast, welche auf dem Grabe deiner Eltern wachsen. Das eine soll dein Brauthemd sein, das andere will ich zu meinem Todtenhemde haben. Keins von beiden darf größer sein, als genau nothwendig ist." Heimlich aber dachte er bei sich: „Sie wird den Auftrag bis zu ihrem Ende nicht erfüllen können und daher ledig bleiben müssen."

Die Dirne ging rüstig an die Arbeit, doch bald merkte

sie, daß sie dieselbe bis zu ihrem höchsten Lebensalter nicht vollenden könne. Da ward sie sehr betrübt und weinte bitterlich. In diesem Elende kam bei dunkler Nacht ein gutes Bergweiblein, das tröstete sie, setzte sich an den Webestuhl und machte die Hemden fertig. Mit freundlichen Worten reichte sie die hohe Gabe der Trauernden dar und sprach: „Sei nicht mehr so traurig, gehe zu dem harten Vogt und zeige ihm die Hemden, daß er sie messe, er wird dir deinen Verlobten nicht mehr vorenthalten können."

Bald darauf fand die Hochzeit zwischen dem Gärtner und seiner Erwählten statt, und die beiden führten ein gottesfürchtiges Leben und lebten vergnügt bis an ihr seliges Ende.

---

71. Geranium.

Das Wort Geranium ist von Geranos abgeleitet, das so viel als Storchschnabel bedeutet. Ist nämlich die Frucht reif, so sieht sie einem Storchschnabel sehr ähnlich.

Die Griechen hielten alle dort wildwachsenden Arten für wunderwirkend, woher es denn kam, daß dieselben bei dem ganzen Volke im hohen Ansehen standen.

In Rom bestand eine Zeitlang namentlich unter den Jünglingen und Jungfrauen ein Spiel, in dem das Geraniumblatt von Bedeutung war. Es war das eine Art Scherzwette, die zwischen zwei Personen spielte. Beide verabredeten sich, mehrere Wochen hindurch zu jeder Zeit ein frisches Geraniumblatt bei sich zu tragen. Jeder hatte das Recht, sich dasselbe zu beliebiger Zeit vorzeigen zu lassen. Wer es nicht bei sich trug, oder nur ein vertrocknetes aufzuweisen vermochte, bezahlte den festgesetzten Preis, bestehend in einer Geldsumme, in einem werthvollen Geschenke

oder in einem Liebespfande. Trafen sich die beiden Spielenden durch Zufall oder mit Absicht, so tönte von irgend einer Seite die Frage entgegen: „Wo ist das Grün?“ In spätern Zeiten artete das Spiel aber derart aus, daß Kinder ohne Erlaubniß der Eltern keins beginnen durften.

Bei uns trifft man an einigen Orten unter den Schulkindern, hauptsächlich unter den Mädchen, ein ähnliches Scherzspiel, das unter dem Namen „Bittegrün“ bekannt ist, welches jedenfalls von dem alten römischen herstammt. Im ersten Frühlinge, wo noch wenig grüne Blätter zu finden sind, treffen zwei oder mehrere Schülerinnen die Verabredung, zu jeder Zeit ein grünes Blättlein vorzeigen zu können, wo nicht, ein Pfand zahlen zu wollen. Beim Begegnen ruft eine der andern zu: „Bittegrün!“ worauf das Grün gezeigt oder der bestimmte Preis gezahlt wird. Indeß ist das Spiel höchst unschuldiger Natur.

Wie in Griechenland, so werden auch in einigen Gegenden Deutschlands die wildwachsenden Geranien für wunderthätig gehalten. Nicht selten tragen sie abergläubische Menschen bei sich, weil sie glauben, daß sie dadurch gegen das gefürchtete kalte Fieber geschützt seien und sich die Gemüthsfreudigkeit erhalten können.

---

72. Die Farnkräuter.

Obwohl die jetzigen Farnkräuter in unsern Gebirgswaldungen, besonders an feuchten Stellen unter den hohen Kronen der Eichen und Buchen eine ansehnliche Größe erreichen, so sind sie doch gegen die früheren vor tausend und abertausend Jahren elende Zwerge. Damals wuchsen Farnkräuter, deren Stämme 15—20 Meter hoch empor-

strebten. In jenen Urzeiten war die Pflanzenwelt überhaupt viel üppiger als heute. Jene colossalen Urpflanzen fanden durch gewaltige Erdumwälzungen ihren Untergang. Sie wurden verschüttet, vermoderten und trieben aus dem Moder neue Geschlechter. So entstanden großartige Pflanzenlager, aus denen sich die Steinkohlen bildeten. Der Druck von den daraufgelagerten Schichten, sowie die Wärme von unten wirkten zusammen, um die Holzmassen zu verkohlen. Es ist mit ziemlicher Gewißheit nachgewiesen, daß $^9/_{10}$ der die Steinkohlen bildenden Pflanzen Farnkräuter waren. In den verschiedenen Schichten findet der Bergmann allerlei Pflanzenabdrücke, die ohne Zweifel auf Farnkraut-Arten hinweisen.

Will man sich eine Vorstellung machen, wie sich etwa die Gewächse zu Kohle verwandeln konnten, hat man nur nöthig, auf das winzige Torfmoos hinzuschauen, das sich in Menge auf dem feuchten Moorgrunde ausbreitet. Alljährlich stirbt ein Theil desselben ab und läßt aus seinen Bestandtheilen eine neue Schicht erstehen, die, reichlich befruchtet, üppig empor zu wachsen vermag. Dieser Vorgang wiederholt sich in jedem Jahre, und so wächst eine Moosdecke auf der andern empor. Die untern Schichten aber ballen sich zu brauner Erdmasse zusammen, die endlich den Stoff liefern, welchen wir Torf nennen. Je älter die Schichten werden, und je tiefer sie zu liegen kommen, desto schwärzer werden sie.

Nach mehreren Jahrtausenden bildet sich aus dem Torf die Braunkohle, und nach abermaligen Jahrtausenden entsteht daraus die Steinkohle.

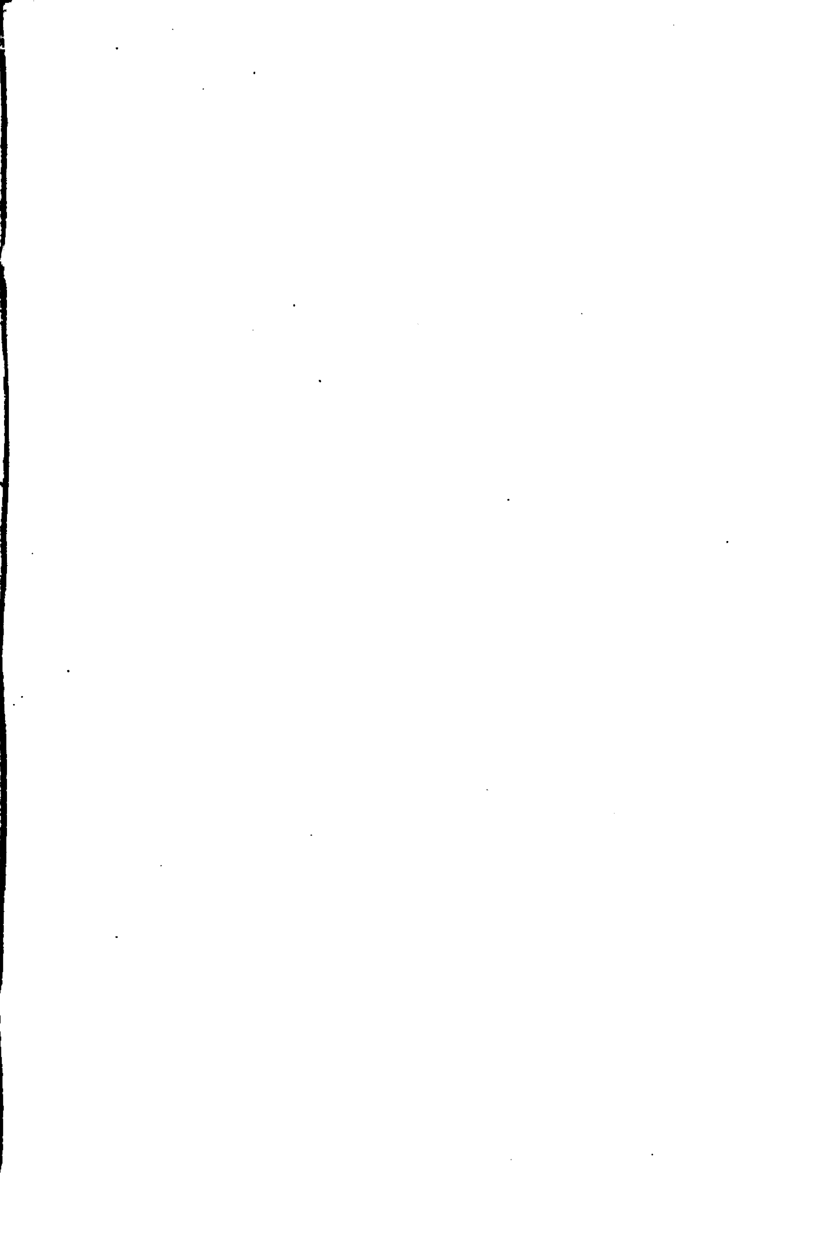
Es ist eine auffallende Eigenthümlichkeit der Farnkräuter, daß man das ganze Jahr hindurch keine Blüten

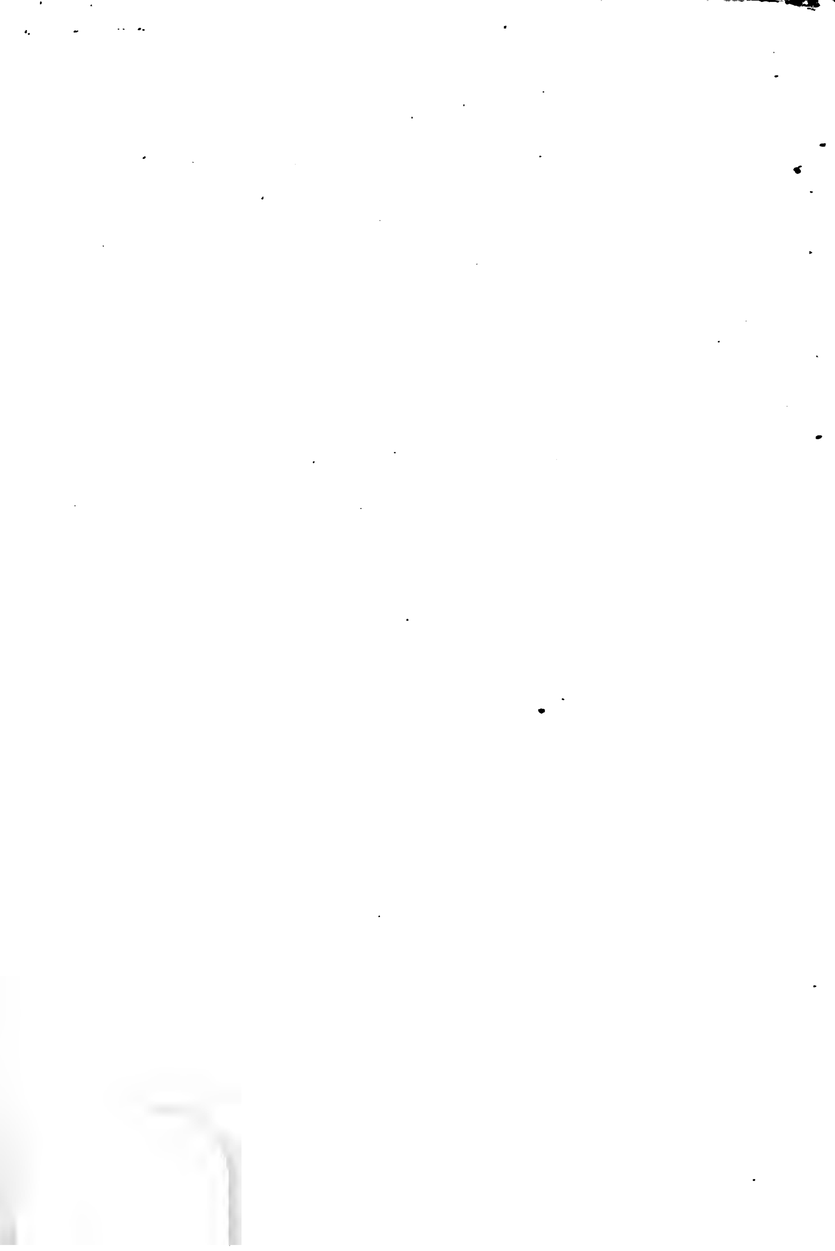
daran entdeckt. Bei scharfer Beobachtung bemerkt man nur auf der Rückseite der Blätter kleine runde oder längliche Häufchen, welche aus kleinen Kügelchen zusammengesetzt sind. Diese Kügelchen sind die winzigen Fruchtkapseln, in denen mehrere Samenkörnchen liegen. Ein Blühen, wie wir's bei andern Gewächsen gewahren, findet nicht statt. Darum bildete sich zuletzt die Mythe, das Farnkraut blühe nur in der Johannisnacht und bleibe deshalb unbemerkt. Andere aber behaupten, es zeige ausschließlich in der Geburtsnacht des Herrn Jesu etwa zwischen 11 bis 12 Uhr herrliche Blüten. Sofort nach dem Aufblühen reife es seine kugelförmigen Samenkörner, die sogleich zur Erde fallen und in der Tiefe verschwinden. Sie schlügen mit solcher Wucht nieder, daß sie niemand auffangen könnte. Selbst wenn jemand einen eisernen Mörser darunter stelle, werde er seinen Zweck nicht erreichen, denn der eiserne Boden würde von den niederfallenden Wunderkörnchen durchlöchert werden. Nur ein Mittel gebe es, sie zu erlangen. Wer ein kohlschwarzes Bockfell nehme, dasselbe unter den Busch stelle und dann an einem Kreuzwege entkleidet der Zeit der Reife harre, könne sie glücklich festhalten.

Jedermann wurde aber vor diesem Wagniß gewarnt, denn während er in banger Furcht auf die Stunde der Samenentleerung warte, würden ihn Geister und überirdische Gestalten heimsuchen, so daß es unendlich schwer sei, Geist und Leib vor dem Tode zu retten.

Wenn aber trotz aller Gefahr jemand so glücklich sei, Samen zu erhalten, so habe er viel Glück im Spiel, und werde der Gemahl einer steinreichen Jungfrau, einer Grafen- oder Königstochter.








C. W. Fr

